This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

$B 164 818

Die Herweghs

Eine
rechtsrheinische
Geschichte
von

Liesbet Dill

GIFT OF
Dr. George T. Brady
Class of 1895

Liesbet Dill / Die Herweghs

Die Herweghs

Eine rechtsrheinische Geschichte

von

Liesbet Dill

Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart u. Berlin
1922

PRESERVATION COPY ADDED
NE 2191

GIFT
Brady

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1921 by Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

PT 2607
D147H4

„Und werdet die Wahrheit erkennen,
und die Wahrheit wird Euch frei machen."

Im allgemeinen kümmerte sich Ernst von Herwegh nicht darum, was in der Mainzer Straße vorging. Er hatte es immer so eilig, wenn er des Morgens, die Mappe unterm Arm, die Handschuh zuknöpfend, auf das Bureau des Justizrats Ehrlich lief, und des Abends mußte er sich erst recht eilen, um noch ein paar Arbeitsstunden für sich zu erübrigen, denn er bereitete sich auf den Assessor vor. Heute war es besonders spät geworden, sein Freund Stolzenberg in der Badhausgasse hatte neue Noten bekommen und er hatte noch rasch im Kursaal den Schluß der Don-Juan-Sinfonie angehört. Als er in die neblige Straße einbog, brannten die Laternen, dicker Rheinnebel kroch zwischen den entlaubten Kastanien und in dem letzten Eckhause strahlten die Fenster hell in die Nacht hinaus, dort wurde Klavier gespielt, wie jeden Abend, und auf dem Bahnhof schickte sich eben die Lokomotive mit einem langen Pfeifen an, ihre Fahrt nach dem Taunus anzutreten.

Unwillkürlich verlangsamte er seine Schritte bei dem Klang des Klavieres und blieb unter den erleuchteten Fenstern stehen, um zu lauschen.

M771868

„Sieh, nun ſchweigen die Wellen des Meeres, nun ſchweigen die Winde,
Aber es ſchweiget mir nie im inneren Buſen der Kummer,
Sondern um jenen vergeh' ich in Glut . . ."

Es war das Erotikon von Jenſen, er erkannte es ſofort. Unter hunderten hätte er „ihren" Anſchlag herausgehört, dieſe perlende Geläufigkeit, die Verve und das Temperament ihres Vortrags und ihre maßvolle Klarheit, mit der die Begleitung die Melodie trug.

„Seitdem ich dich ſah, werd' ich der Liebe nimmer los . . . Kaſſandra . . ." Er achtete nicht darauf, daß ihm der Nebel den Mantel durchfeuchtete, die Noten an ſich gepreßt, wartete er bis der letzte Ton verklang.

Dann ſchritt er raſch quer über die Straße auf das letzte Haus zu, deſſen Haustor weit offen ſtand.

Die Herweghſche Haustüre ſtand immer offen. Sie hatte das ſo an ſich. Und es nutzte auch nichts, daß die Generalin, die im erſten Stock auf Ordnung hielt, ſie hinter den Hinausgehenden wieder zuſchloß, und die Hausbeſitzerin, Fräulein Schmidt im zweiten Stock, ſechs Hausſchlüſſel hatte machen laſſen. Sie waren ja doch immer verlegt oder verloren. Da die Wohnungstüre gleichfalls offen ſtand, verſetzte der mit Mappe und Noten bepackte Referendar dieſer gaſtlichen Pforte einfach einen Fußtritt. Er legte die Sachen in der engen Diele ab, und da der Kleiderſtänder mit Mänteln, Schirmen und Hüten bereits überfüllt war, ſtülpte er

einer lächelnden Flora aus Gips seinen Filzhut über und betrat das Wohnzimmer.

Es war leer.

Die Lampe strahlte über einem halb abgeräumten Eßtisch und niemand kam, ihn zu begrüßen, als der Terrier, der von dem Sofa auf ihn zusprang.

Er schellte Sturm, denn er hatte Hunger. Daraufhin erschien Trina mit einem Teetablett, auf dem einige verdeckte Schüsseln standen. „Die Frau Major is in der ‚Freischütz'" erklärte sie, während sie dem warmen Kartoffelsalat noch einige in heißem Wasser schwimmende Wiener Würstchen hinzufügte und der dicken braunen Teekanne die violette Bischofsmütze aufstülpte. Es war zwar heute nicht „ihr Tag", aber die Frau General hatte heruntergeschickt, sie habe das Nähmädchen und könnte nicht ins Theater gehen, „und man will die Kart' doch nit verderbe lasse."

„Und Fräulein Liane?"

„Die ist bei ihrer Jräfin, die hat heut ihren Jour." Es war einer vom Theater dort, „Materdewsky oder so —" als Rheinländerin war es Trina unmöglich, einen Namen zu behalten. „Er deklamierte Jöthe."

„Und Herr Lutz?"

Der war schon seit sechs Uhr mit dem Hausschlüssel fort, er hatte Kommers und als „Erstschangierter oder wie dat hieß", die Arrangemangs zu treffen. Und der Kleine, setzte sie rasch hinzu, da sie auf Herrn Ernsts Stirn Wolken aufziehen sah, der war nur mal rasch zu

einem Freund gegangen wegen dem lateiniſchen Extemporale ... Damit entfernte ſich Trina.

Ernſt tafelte allein.

In dieſem Zimmer, das mit ſchweren geſchnitzten Eichen- und zierlichen Mahagonimöbeln vollgeſtellt war, waren zwei Einrichtungen zuſammengekommen, die nicht zueinander paßten.

Der Salon nebenan war verſchloſſen und kalt, er wurde nur Sonntags geheizt, und das Balkonzimmer hatte ſich Liane genommen, während Mama mit dem Jüngſten hinter der ſpaniſchen Wand in dem Hinterzimmer ſchlief. Lutz hatte ein ſchmales Gelaß neben dem Badezimmer, das für die ſeltenen Stunden, die er zu Hauſe zubrachte, genügte, und Ernſt bewohnte droben in der „Eisregion“ eine Manſarde.

Über die Hängelampe hatte jemand in genialer Weiſe ein Stück kirſchroter Seide drapiert, das einen Lampenſchirm ergeben ſollte, aber vorläufig mit Stecknadeln zuſammengeſteckt war. Der Kanarienvogel ſchlief bereits in ſeinem ſchwebenden Käfig über dem Nähtiſch, er trillerte Gott ſei Dank nicht mehr, denn er hatte die Gewohnheit, nur dann ſeine Stimme zu erheben, wenn andere ſprachen. Auf dem offenen Klavier fuhren Noten herum, Couplets und „Die Hochzeit von Troltog“, die einzige Frucht von Lutz' elfjährigem Klavierunterricht, und zwiſchen den Gedecken lagen verſtreut die Blätter der Familie. Mamas Wiener Mode, ein illuſtriertes Sportblatt, Lianes „Revue hebdomadaire“, ein Band „Teddys neunzehntes Abenteuer“, mit einem Titelbild,

auf dem ein Mann mit gespanntem Revolver über mondbeglänzte Dächer stieg, und Trinas „Ratgeber für christliche Jungfrauen", der als Untersatz für die Teekanne benutzt wurde. Auf dem Sofa lag der „Kurier". Ernst war etwas enttäuscht, daß er an seinem Geburtstag niemand von seiner Familie vorfand, die er den ganzen Tag noch kaum gesehen hatte. An Samstagen speiste man, Trinas wegen, in der Stadt in den „Drei Hasen", dem Stammlokal Fräulein Schmidts.

Man hatte ihn einfach vergessen.

Daß sich sein jüngster Bruder, der Tertianer, noch jetzt auf der Straße herumtrieb, ärgerte ihn, an das Extemporale glaubte er ebensowenig wie Trina, aber dieses „Produkt verfehlter Erziehung" hatte er aufgegeben.

Es war ein Nachkömmling, an dem irgendein Stabsarzt bei der Geburt einen Herzfehler endeckt hatte, und er wurde von Mama verwöhnt. Es war überhaupt nichts zu machen. Weder bei Lutz noch Liane, und am wenigsten bei Mama.

Es hatte einmal eine Zeit gegeben, kurz nach dem Tod seines Vaters, der so jung, als Major, an den Folgen einer Blinddarmoperation gestorben war, da sich Ernst als Senior der Familie gefühlt und sich bemühte, eine etwas straffere Ordnung in diese Familie zu bringen. Aber seine erzieherischen Versuche hatten nur Auftritte unter den Geschwistern verursacht, und seine Mama liebte den häuslichen Frieden. Ihre Kinder sollten sich in Freiheit entwickeln.

Das Erziehen war ein undankbares Geschäft.

Nach dem Tod des Vaters, der ſie in der Garniſon Saarlouis ereilt hatte, waren die Herweghs auf Veranlaſſung des Generals von Ludwiger, eines alten Freundes der Familie, in Frau von Herweghs Heimatſtadt zurückgekehrt, an ihren geliebten Rhein, nach dem ſie in allen norddeutſchen und weſtlichen Garniſonen Heimweh gehabt und Ernſt, der ſeiner Mutter helfend zur Seite ſtand, hatte den Umzug geleitet.

Dieſer Umzug vollzog ſich mit allerlei Unglücken und in einem großen Durcheinander und war von einem nächtlichen Diebſtahl gekrönt, der bis heute noch nicht aufgeklärt war. Der Möbelwagen war gerade fortgefahren, man hatte ſich, ſo gut es ging, auf Sofas und Seſſeln für die Nacht eingerichtet, als kurz nach Mitternacht Frau von Herwegh plötzlich das Haus alarmierte, ſie hatte ein Geräuſch im Salon gehört, war aufgeſtanden und fand ihren Schreibtiſch geöffnet und aus der Kaſſette zweitauſend Mark geſtohlen. Der Dieb hatte die Schublade nicht zu erbrechen nötig gehabt, denn der Schlüſſel hing daran. Da es September war und noch warm, hatten die Fenſter nach der Straße offen geſtanden, der Einbrecher war offenbar über den Vorgarten durch das Fenſter eingeſtiegen und hatte ſich auch auf dieſem Wege lautlos entfernt. Es mußte ein guter Turner geweſen ſein, denn er hatte nicht einmal Fußſpuren im Gartenſand hinterlaſſen.

Alles kam zuſammengelaufen in Nachtkleidern und Pantoffeln, Generals und die Hausbeſitzerin Fräulein Schmidt erſchienen, letztere in ihrer Nachthaube, um

entſetzt die Tatſache zu konſtatieren, daß in einem ihrer Häuſer eingebrochen war. Der Dieb blieb ſpurlos verſchwunden, obwohl der General ſich bei Morgengrauen mit Ernſt auf die Polizei begab, und Frau von Herwegh leitete die Urſache ihres Herzleidens, das in ſtarkem Herzklopfen bei jeder Gemütsbewegung beſtand, nur aus jenen Tagen der gerichtlichen Vernehmungen und der Beſuche von Wachtmeiſtern und Kriminalbeamten her. Es kam nur ein fremder Dieb in Betracht, das Haus hatte keine Hausmannsleute, Generals waren ohne Köchin, und Trina ſtand über jedem Verdacht erhaben da; ſie war ein frommes Mädchen, das keine Meſſe verſäumte, und die Hausbeſitzerin lebte mit ihrer Katze allein im zweiten Stock und hielt ſich keine Bedienung.

Dieſer Diebſtahl bedeutete auch einen großen Eingriff in das Budget der Majorin, die auf ihre Penſion und die Zinſen ihres Kapitals angewieſen war, und er hatte Ernſts ſorgſame Berechnungen über die Vermögensverwaltung über den Haufen geworfen. Es war ſeitdem nie mehr zu einem ordentlichen Abſchluß gekommen, ſie wirtſchafteten ſo gut es ging.

Man hatte ſo viele Bekannte hier vorgefunden, daß jeder in ſeinem eigenen Kreis für ſich lebte. Mit wem Lutz Tennis ſpielte, was für eine Perſönlichkeit dieſe ſagenhafte Gräfin Teſſy mit ihren drei Männern war, was für Freunde Herbert hatte, was Ernſt in ſeiner Manſarde trieb und warum er ſeinen Kopf, der mit Examenarbeiten angefüllt war, auch noch tagsüber

einem geriebenen Anwalt zur Verfügung ſtellte, wußte ſeine Mutter kaum. Sie war immer beſchäftigt mit ihren Beſuchen und Gäſten und Lianes Schneiderei, mit Anproben und Einkäufen in der Stadt, ſie ſah ihre Kinder eigentlich nur zu den Mahlzeiten.

Und dann waren ſie meiſt nicht einmal vollzählig vorhanden.

Sie ahnte nicht, daß Ernſt ſeit einigen Monaten heimlich verlobt war, und nichts von jener Kurhausredoute, auf der er Grete Kollin kennen gelernt hatte. Nur Trina wußte davon, denn ſie hatte ihm die goldenen Knöpfe an den Frack genäht, aber ſie war ein verſchwiegenes Mädchen. Dieſes Geheimnis laſtete auf Ernſt. Er hätte ſein Glück am liebſten aller Welt, beſonders aber ſeiner Mutter mitgeteilt, aber Grete warnte. „Du biſt nur ein Referendar.“ Man mußte mehr ſein, um ihrem Vater zu imponieren, dieſem reichen Weinhändler, den man meiſt in Hemdsärmeln in ſeinem Hof zwiſchen den dicken Fäſſern mit den Hausknechten wettern hörte. „Ja, wenn du Rechtsanwalt wäreſt...“ Die verdienten doch wenigſtens. Aber dazu konnte ſich Ernſt nicht entſchließen. Die kaufmänniſche Juriſterei lag ihm nicht. Das ſah er täglich auf dem Ehrlichſchen Bureau. Wenn er das kleine Gehalt, das er dort bezog, nicht ſo dringend nötig gehabt hätte, er hätte dieſem Handwerk heute noch den Rücken gekehrt. Schon als Gymnaſiaſt hatte er ſich mit Stundengeben ſeine Anzüge verdient, als Student hatte er in München ſeinem Wirt Flötenunterricht gegeben, er ſpielte alle Inſtrumente wie

ein Zigeuner, ohne rechte Methode, aber es gab Schüler, die von keinem anderen unterrichtet ſein wollten wie von Herwegh. Immer hatte er im Zwange gelebt, nebenher zu verdienen. Weiß Gott, wie ſein Bruder Lutz auskam, ohne Stunden zu geben. Der hatte immer Geld.

Trina fragte, ob ſie abdecken könne.

„Ja, nehmen Sie das Göttermahl fort."

Ernſt begab ſich an das Klavier. Er warf die „Hochzeit von Troltog" auf das Sofa, entrollte in freudiger Haſt ſeine Noten und begann das erſte Prälude der engliſchen Suiten von Bach.

Er begann ſtets mit Bach. Über dieſen alten Meiſter ging ihm nichts, er verdankte ihm die Vertiefung ſeiner muſikaliſchen Kunſt, ſeine Fingerfertigkeit und die Klarheit ſeines Vortrages. Er war nicht immer aufgelegt, Chopin zu ſpielen oder Brahms, aber immer zu Bach.

Sobald der erſte Ton erklang, lichtete ſich das Chaos ſeiner Gedanken, er ward ruhig. Die Welt lag plötzlich vor ihm in einem ſchimmernden Glanz, die Sorgen ſchienen weit entrückt; alles, was ihn beengte, verblich, alles Dunkle verſchwand.

Er dachte an „Sie ..." die Künſtlerin, vor deren Spiel er ſich immer ſchämte, weil ihm der Tag keine Zeit ließ, ihr nachzueifern ... Er träumte, daß er dort oben in ihrem Zimmer neben ihr ſaß und ihr lauſchte. Was er trieb, war Dilettantismus, aber ſie ſpielte vollendet, mit einer Reife, die er vergeblich mit ihren achtzehn Jahren zuſammenzureimen verſuchte.

„Wie könnt ich ſchweigen, nun du gekommen,
Nun unerwartet und gegen mein Hoffen ich Dich erblicke . . .“

Er war, faſt ohne es zu wiſſen, zum „Erotikon“ übergegangen, „Elektra . . .“ Wie Feuerwogen lief es über die Taſten, mit halb geſchloſſenen Augen ſpielte er. Schmachtend erklang Adonis Klage unter ſeinen Händen . . .

„Bleibe mir, armer Adonis, noch einmal laß dich erreichen“—

„Guten Abend, Ernſt,“ ſagte plötzlich eine weiche Frauenſtimme, und ſeine Mutter ſtand vor ihm im hellen Abendmantel, einen Spitzenſchal über dem blonden Haar, friſche Kamelien an der Taille. Sie brachte einen Hauch von Theaterluft in ihrem Fächer mit.

„Nun, wie war's Mama?“ Er drehte ſich auf dem Klavierſchemel um.

„Ach, die ewige Agathe und die alte Wolfsſchlucht,“ ſagte ſie, während ſie vor dem Spiegel ihre Sachen ablegte. „Man ſollte niemals das wiederſehen, für das man ſich mit ſiebzehn Jahren begeiſtert hat. Es war eine Enttäuſchung wie neulich mit Matkowſky. Ich hatte mich ſo darauf gefreut, ihn wiederzuſehen, und als ich hinkam, war es ein alter Grillparzer in Verſen . . .“

„Du ſagſt ‚Verſe‘, Mama, als ob das etwas Fürchterliches ſei —“

„Nun ja, ich bin keine romantiſche Natur. Ich haſſe Stücke, die im Freien ſpielen. Schon als es ſo grünlich unter dem Vorhang wurde, ahnte ich gleich, es würde in Kerkern ſpielen oder unter einer Linde, und als der Vorhang aufging, ſaß der Mann in einem Tigerfell in einer Höhle und deklamierte! Das nächſte Mal kann Tante Betty ihre Plätze allein abſitzen.“

Sie ſetzte ſich an den Tiſch, zog die Zeitungen herbei, um ſich in die vermiſchten Nachrichten zu vertiefen. „Ach Gott, da hat ſchon wieder ein Lokomotivführer den Zug auf einen Güterzug auffahren laſſen.“

Ernſt hatte das Danaidenfragment „Kypris“ begonnen. Er ſpielte es ſo zart und rieſelnd, es klang wie warmer Sommerregen in einer fruchtbaren Nacht.

„Der Kartoffelſalat war hoffentlich noch warm?“ fragte die leſende Mama. „Und es hat jemand auf den Kleinen aufgepaßt.“

„Herbert iſt bis jetzt noch nicht daheim,“ erwiderte Ernſt. Frau von Herwegh ſah erſtaunt aus ihrer Wiener Mode auf . . . „Wie kommſt du denn darauf? Er liegt ja längſt in ſeinem Bett, ich hab' ihm eben noch gute Nacht geſagt.“

„Dann weiß ich nicht, wie er hereingekommen iſt,“ ſagte der Bruder.

„Nun, wahrſcheinlich auf dieſelbe Weiſe wie du. Der arme Junge muß ja bis in die Nacht hinein lernen, wegen dem verrückten Euler, der immer etwas an ſeinen Arbeiten auszuſetzen hat.“

„Das wird doch wohl weniger an Herrn Euler liegen, Mama."

„Doch, es liegt nur an dem," sagte sie. Sie erhob sich, um das Blatt vom Kalender abzureißen, das noch eine feuerrote sonntägliche Zahl vom vergangenen Sonntag trug. Diese Zettel wurden von Trina gesammelt wegen der guten Rezepte auf der Rückseite. Als Frau von Herwegh an dem heutigen Sonnabend angekommen war und sie die Zahl dreizehn erblickte, stieß sie einen Laut des Entsetzens aus. „Mein Gott, Ernst, heut ist ja dein Geburtstag!"

Sie stand wie von einem Blitzstrahl betroffen. Dann kam sie mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu. „Mein guter Junge, wir haben deinen Geburtstag vergessen! Ich werde alt, wahrhaftig!" Sie umarmte ihn zärtlich.

„Aber Mama," sagte er lachend, „das ist ja nicht so schlimm."

„Doch, das ist sehr schlimm," sagte sie, „das hätte mir dein Vater nie verziehen. Ich hatte seinen ersten Geburtstag nämlich auch vergessen, er war wochenlang noch darüber gekränkt, die Norddeutschen nehmen es mit solchen Gedenktagen genau. Du bist doch mein Bester," sagte sie leise, ihr blondes Haupt, das noch keinen weißen Faden aufwies, an seine Schulter schmiegend...

Und er fühlte sich ausgesöhnt. Mit allem.

Er liebte seine Mutter mit all ihren Fehlern und Schwächen, und er zog ihre ringgeschmückte schöne Hand an sich.

In dieſem Augenblick wehte es kühl zur Tür herein. Liane betrat das Zimmer. In einem ſilbergrauen Abendmantel, den ſie über ein tiefausgeſchnittenes Geſellſchaftskleid geworfen hatte, einen dunklen Fuchs umgeſchlungen. Sie ſchaute mit ihren grauen hellen Augen um ſich. „Nun, was iſt los?“

„Ernſt iſt heute vierundzwanzig Jahre alt geworden!“ rief ihr die Mutter entgegen, „und wir haben ſeinen Geburtstag vergeſſen, denk' nur, Liane!“

Liane warf das goldrote Haupt zurück, das mit ſeinem hochbebauſchten üppigen Haar einem ſchimmernden Helm glich, und ſagte mit einem müden Lächeln, während ſie den Pelz in den Seſſel gleiten ließ: „Nun, was iſt denn da? Dann feiern wir ihn eben morgen. Man wird doch nicht von mir verlangen, daß ich jemand dazu beglückwünſche, daß er auf die Welt gekommen iſt.“

*

Am Sonntagmorgen fand ſich die Familie gewöhnlich erſt nach zehn Uhr am Kaffeetiſch ein. Als Frühſtückszimmer wurde, der Bequemlichkeit halber, das neben der Küche gelegene Badezimmer benutzt, ein heller Raum mit weißgekachelten Wänden, das Morgenſonne hatte und durch einen winzigen Gaskamin raſch zu erwärmen war.

Trina pflegte Sonntags die Meſſe zu beſuchen, dann ſtand der Haushalt ſolange ſtill.

Der erſte, der ſich einfand, war Herbert, dann erſchien

Ernſt und nach ihm Liane in einem hellblauen, etwas verſchoſſenen Samtſchlafrock.

Da Herbert ſeine Schlafſchuhe nicht gefunden hatte, klotzte er in Trinas Holzpantinen umher. „Damit kannſt du gleich auf den Heringsfang gehen," begrüßte ihn Liane, die ſich das Brot mit einer Gabel über dem Gas röſtete ... Ernſt hob der Kaffeekanne die Biſchofsmütze ab, ſie ſah bei Tag ſehr mitgenommen aus.

„Sehr geſchmackvoll, dieſes Ding da," bemerkte Liane.

„Dann arbeite du doch etwas Schöneres," erwiderte Ernſt.

Liane zuckte die Achſeln, es war nicht der Mühe wert, ſich ſchon zu ſo früher Tagesſtunde mit dem Bruder auseinanderzuſetzen, er nahm ja doch ſtets Mamas Partei.

„Ja, tät'ſt du mal was Beſſeres machen wie Gedichte," miſchte ſich der Lümmel ein, der hinter Brotkorb und Apfelkrautdoſe verſchanzt ſaß, „zum Beiſpiel die Strümpfe dort ſtopfen," er wies auf einen überfüllten Weidenkorb, der auf dem Plättbrett, das die Badewanne verdeckte und als Tiſch für alles mögliche diente, ſtand.

„An meinen Buxen iſt kein einziger Knopp mehr."

Darüber tauchte lautlos der ſchöne Lutz auf. Er ſah bleich und angegriffen aus und trug weder Kragen noch Weſte, ſein „Morning family" klang heiſer, er ſtreckte die langen Beine ſtumm unter den Tiſch.

„Wie ein Louis ſieht er aus," bemerkte der Lümmel, und er nahm einen Chapeau Claque, der auf dem

Fensterbrett lag, und setzte ihn auf Lutz' schmalen Kopf. Lutz trank seinen schwarzen Kaffee, ohne sich zu rühren. Dieser Zylinder verlieh ihm höchstens etwas noch Verwegeneres, er stand ihm sogar. Selbst in diesem verkaterten Zustand sah er aus wie ein vom Pferd gestiegener Velazquez mit seinen müden, langbewimperten dunklen Augen, dem feingeschnittenen Profil, der gebogenen Nase und dem geschwungenen sinnlichen Mund. Er hatte prachtvolle Zähne und schmale aristokratische Hände. Er sah Liane sehr ähnlich, obwohl die Schwester nicht eigentlich hübsch war, Ernst dagegen sah dem Vater ähnlich mit seiner etwas gedrungenen Gestalt, dem bürstenartigen blonden Haare und dem offenen, versonnenen Ausdruck, über dem es wie leichte Melancholie lag.

Herbert dagegen sah niemand ähnlich, weder Vater noch Mutter, noch einem der Geschwister. Sie nannten ihn das Kuckucksei.

„Weshalb ißt du denn nichts, Lutz?" fragte das Kuckucksei, das ungeheuere Mengen von Apfelkrautbroten vertilgte.

„Pfui Deibel," sagte dieser und schob die Marmelade schaudernd zurück.

„Du bist eine Schattenpflanze, Lutz."

„Und du ein Nachtlicht."

Nun begann zwischen den beiden Brüdern das übliche Sonntagsmorgenduett zwischen Kaffee-Eingießen und Brotabschneiden, als Frau Herwegh eintrat. Sie war noch in ihrem türkischen Morgenrock und trug eine

Glasſchale mit einem warmen Creme in den Händen, den ſie vorſichtig auf das Bügelbrett neben den Strumpfkorb ſetzte. „Ich habe Weincreme gemacht, Kinder, und Trina bäckt eben Zimtwaffeln, ſie ſind übrigens abgezählt, Herbert.“

„Aber Mama, ich hab' doch heute baden wollen,“ ſagte der enttäuſchte Lutz. „Nun ſtellſt du wieder alles voll.“

Dieſe Badewanne war das ſtändige Kampfobjekt zwiſchen Lutz und ſeiner Mutter, denn immer, wenn man baden wollte, lag etwas darin, geſpaltenes Holz oder eingelegte Wäſche, und es mußte erſt alles ausgeräumt werden. „Dieſer Umſtand allein kann einem das Familienleben verleiden,“ fügte Lutz mißmutig hinzu.

Der Kampf verlief ergebnislos. Geh in den „Engel“, wurde er verwieſen. Die Mutter, in Anſpruch genommen von ihren Vorbereitungen, hatte Ernſt gar nicht bemerkt. Generals wollten zum Eſſen kommen, die Schmidt hatte zugeſagt, ſie ſagte niemals ab, und Herbert ſollte zu Doktor Rickert laufen und ihn dazu bitten.

„Für was denn auch noch den?“ fragte der Lümmel, der von jedem neuen Gaſt Portionenverkürzung fürchtete. Was hatte man denn von ihm, Liane wollte ja doch nicht heiraten.

„Wenigſtens nicht Doktor Rickert,“ ſagte dieſe.

„Na, wen denn ſonſt, deine Äſtheten haben ja ſelber niſcht.“

„Man braucht sich ja nicht unbedingt zu verheiraten," fand Liane.

„Redensarten," mischte sich Ernst ein, „Doktor Rickert ist ein sehr tüchtiger Arzt und hat die größte Kinderpraxis in ganz Rheinau."

„Das ist doch kein Grund, mich mit ihm trauen zu lassen," sagte die Schwester. Sie hatte ihren elegischen Tag; ihr Geld war wieder einmal zu Ende, und bei Lutz hatte sie auch vergebens angepocht.

„Verdient wat," sagte der Lümmel. „Im Sarasani kriegt die Schulreiterin jeden Abend hundert Mark, für was hast du denn Reiten gelernt? Und unser Ernst hat sich auch auf so ein brotloses Handwerk verlegt. Bis der mal Amtsrichter ist, hat er graues Haar. Doktor Rickert kriegt für jede Operation fünfhundert Mark, und der Ehrlich hat sich schon ein Haus am Kurgarten zusammenplädiert."

„Halt den Rand," wurde er verwiesen, „und sieh, daß du selber etwas wirst." Lutz goß sich aus der unerschöpflichen Kanne von neuem Kaffee ein.

„Ach Kinder, ihr sitzt noch immer da," sagte Frau von Herwegh, die wieder mit einem dampfenden Napfkuchen hereinkam. „Und ich hab' alle Hände voll zu tun. Liane könnte den Tisch decken, und sei lieb und gut, mein Goldiger, und lauf zu Generals und hol' mir ihre Kristallschalen für das Aprikosenkompott."

„Warum denn so schrecklich viel Süßes?" fragte der bleiche Lutz. „Ein guter Heringsalat wär mir bedeutend lieber wie der ganze Fraß."

„Geh, mein Lieber," wiederholte die Mutter, „und beſtelle Doktor Rickert für halb zwei. Ihr ſeid gar keine höflichen Kinder, nur Ernſt iſt gefällig."

Daraufhin trennte ſich der Lümmel von dem Kaffeetiſch und ſchob zur Türe hinaus, nicht ohne Liane zu ermuntern. „Und ſei auch recht freundlich zu Doktor Rickert."

„Ach Gott, dieſer Junge," ſeufzte Liane, indem ſie ſich erhob. „Er wäre viel beſſer in einer Erziehungsanſtalt aufgehoben. Wo ſind denn die Tiſchtücher, Mama, und wieviel Servietten ſoll ich auflegen?"

Die Mama zählte an den Fingern: „Herweghs fünf, die Schmidt ſechs, Generals acht, Rickert neun —"

„Du weißt ja noch nicht, ob er kommt, Mama."

„Der kommt," ſagte die Mutter.

„Alſo dann ſind wir neun, und ich muß den Tiſch ausziehen. Dabei muß mir aber einer helfen, zu ſolchen Hausknechtarbeiten fehlen mir die Kräfte." Liane ging, gefolgt von Lutz, der ihr in dem dunklen Flur auf die Schleppe trat, was ein zorniges Duett zwiſchen den beiden zur Folge hatte.

„Du kannſt niemals aufpaſſen."

„Ich hab' doch an den Füßen keine Augen."

Mit dem Geburtstag war es nichts, ſagte ſich Ernſt. Und er ſtieg in ſeine Manſarde hinauf, um ſeine Geige hervorzuholen, wie jeden Sonntag. Da Lutz wegen „ſeines Rheumas in der linken Schulter" nicht in einem ungeheizten Raum ſchlafen konnte, hatte Ernſt ſich hier oben in der „Eisregion" eingerichtet mit ſeinen

Büchern und Sammlungen. Die ſchrägen Wände zierten alte Geigen, Flöten, Mandolinen, Kaſtagnetten und Banjos mit bunten Bändern, dazwiſchen ſchauten die Köpfe berühmter Komponiſten heraus, der weißhaarige Kantor Bach, der langmähnige Liſzt, das feine melancholiſche Profil eines Chopin und der zerwühlte Kopf eines Schubert mit den Feueraugen, der ſanfte Lyriker Schumann, Beethovens finſtere Maske, der heitere Mozart. Über dem mit Bücherſtößen und Papier überſchwemmten alten Sekretär hing ein welker Lorbeerkranz, auf deſſen rotſeidener Schleife ſich dankbare Schüler verewigt hatten, mit denen Ernſt einmal zum Beſten von auf dem Rhein verunglückten Schiffern ein Konzert gegeben hatte.

Wenn der kleine Kanonenofen brannte und Trina Staub gewiſcht hatte, war es ein ſehr behaglicher Raum, aber heute hatte ſie vergeſſen, das Feuer anzuzünden, ſie drang eigentlich nur aufräumend hier ein, wenn ſie nebenan auf dem Trockenboden Wäſche aufhing.

Ernſt holte ſeine Geige aus dem Kaſten und ſtimmte ſie, aber es wollte nicht recht gehen. Er ſchaute, während er ſpielte, gedankenvoll nach dem grünen Schimmer über dem Häuſermeer am Horizont. Dort oben in den Wäldern „unter den Eichen“ hatte er Grete verſprochen, am Vormittag hinzukommen. Er hatte das Gefühl, als ob ſie heute von ihm die Entſcheidung erwarte.

Er war der Heimlichkeiten ſelber ſatt. Jeden Sonntag kam der Rüdesheimer Vetter herüber, den die Großmutter, die den zweiten Stock des Kollinſchen Hauſes

bewohnte — sie hatte das entscheidende Wort zu sprechen, denn von ihr stammte der Reichtum —, als Gretes künftigen Gatten auserwählt hatte, und er mußte mitansehen, wie Grete mit diesem rosenwangigen blonden jungen Manne mit der fröhlichen Stumpfnase im Kurgarten auf und ab wandelte zu den Klängen der Ouvertüre der „Lustigen Weiber", während er sich in den Ecken herumdrückte.

Wenn er heute vor ihren Vater trat: ich sattle um, ich werde Rechtsanwalt! — aber dann sah er immer vor sich ein blinkendes Messingschild an dem Eingang eines dreistöckigen Hauses inmitten der staubigen, lärmenden Stadt. Sein Ideal aber war das Land. Droben in den Bergen, in der Eifel, in reiner kristallklarer Luft zu leben, um sich die große, stille Natur, grüne Wiesen, Burgen und Wälder. Er wollte weder Schätze sammeln wie sein Justizrat, noch Karriere machen, sein Ehrgeiz lag auf künstlerischem Gebiet. Wenn ihm der künftige Beruf nur Muße dazu ließ... das war ihm Hauptsache.

Aber Grete dachte anders darin. Aus dieser kaufmännischen Welt wehte ihm — das war ihm schon bei seinen Freunden, die Kaufleute geworden waren, aufgefallen — eine merkwürdig kühle Luft entgegen. Ihre Weltanschauung befremdete ihn, den Idealisten und Kunsthungrigen. Was denen wichtig war, war ihm so nebensächlich, und was ihnen unwert erschien, bedeutete ihm Lebensinhalt. Nur sein Freund Stolzenberg trieb die Musik aus Passion, aber schließlich gehörte sie auch zu seinem Metier...

Rechtsanwalt! Es war nicht leicht für jemand, der sich gegen alles Reale und Kaufmännische bisher gesträubt hatte, dem alles fremd und peinlich war, was mit Geldangelegenheiten zusammenhing, mit Geldverdienen, mit dem unmittelbaren Einheimsen eines Gewinnes... Aber Grete...

Und der Rüdesheimer Bewerber, der schon so siegreich umherstolzierte, begünstigt von einer ganzen Familie, und Grete konnte auch nicht ewig ihrem Vater Sand in die Augen streuen...

Mit einem Seufzer tat er die Geige in den Kasten zurück, dann machte er sich fertig zu seinem Rendezvous.

*

Die Schildkrötensuppe war köstlich und die Blätterteigpastete, deren Rezept Frau von Herwegh niemals preisgab, übertraf alle Erwartungen. Das Geheimnis ihrer Güte bestand nämlich einfach darin, daß der Lümmel mit dem Spankorb des Morgens aus den Markthallen ein paar Hundert Seemuscheln holen ging, die man dann der Fischpastete beifügte. Die Fasane war Trinas Spezialität, und der General erhob sich, um ein Glas Burgunder auf das Wohl Trinas zu leeren, die mit den Schüsseln den Tisch umkreiste. Darüber war Trina so gerührt, daß sie in Tränen ausbrach und sich erst beruhigte, als der Kaffee auf dem Tisch stand. Man hatte das Geburtstagskind, die liebenswürdige Hausherrin und den guten Rheinwein hochleben lassen.

Der General, er begann ſchon ſtark zu werden, in ſeinem Frack mit dem ſtrahlenden Johanniterorden, den er Liane zu Ehren angelegt, ſaß auf ſeinem angeſtammten Platze obenan, daneben Frau von Herwegh, ſeine Freundin, die ewig Junge; ſtrahlend, in ihrem ſchwarzen Spitzenkleid, das den weißen Hals und den Anſatz der blendenden Büſte freiließ. Die friſchen Orchideen an der Bruſt waren ein Geſchenk ihres anderen Nachbars. Doktor Rickert war immer galant. Er teilte ſeine Aufmerkſamkeiten zwiſchen ihr und der blaſſen Liane, die in ihrem weißen, die ſchlanken Glieder loſe umraffenden Crepe-de-Chine-Gewand und dem von einem mattblauen Band umwundenen rotblonden Kopf einer antiken griechiſchen Hetäre glich, die von dem Podeſt eines Muſeums geſtiegen war.

Tante Betty hatte über ihrem taubengrauen Kleid, „das norddeutſche Offiziersdamenkleid", das alte köſtliche Mechelner Fichu drapiert, das ſie in ihrem Teſtament Liane verſprochen hatte. „Nehmen Sie nur mein Fichu in acht," ermahnte Liane ſie jedesmal.

Fräulein Schmidt in einem ſchmelzbeſtickten nagelneuen grünen Taftkleid, „von der Unverzagt — die Rechnung hab' ich noch nicht aufgemacht", ſaß zwiſchen ihrem Liebling Ernſt und ihrem Schmerzenskind, dem Lümmel. Sie hatte einen unruhigen Platz, einer von beiden war immer unterwegs, um etwas herbeizuholen, was Trina vergeſſen hatte, an ſolchen Tagen war Trina immer ſehr aufgeregt.

Ihr Geburtstagsgeſchenk, ein Zigarrenetui „vom Meiß

am Kurhaus", ging von Hand zu Hand und wurde gebührend bewundert. Nur Liane fand das silberne Krönchen zu groß. Aber Liane hatte ja immer etwas an den Geschenken anderer auszusetzen. Der schöne Lutz goß den Wein ein und sorgte für die Zigaretten.

Die Hängelampe unter dem Stecknadelschirm strahlte über eine vergnügte Tafelrunde, ein Stimmengewirr erfüllte das warme Zimmer, daß man glauben konnte, es fände eine Versteigerung hier statt. Draußen quoll der Rheinnebel, ein trüber Novembertag ging seinem Ende entgegen. Drinnen war es warm und blühten Maiglöckchen in großen Jardinieren zwischen Torten und Weintraubenpyramiden, und Trina trug von Zeit zu Zeit eine frische Ladung Kuchen hinein.

Man war beim Kaffee und den Kartenkunststücken, einer Spezialität Doktor Rickerts. Das Streichholzrätsel, das er schon zum drittenmal der staunenden Tafelrunde aufgab, hatte noch keine Lösung gefunden. Frau von Herwegh war eben dabei; umstanden von ihren drei Söhnen, schob sie die Hölzchen eifrig hin und her.

„Du mußt das erste gleich nach rechts legen, Mama," sagte Lutz, der den Rauch seiner Zigarette über ihren Kopf wegblies. „Du machst es immer falsch", und er griff ihr über die Schulter. „Gott, ich bin doch schon vor dir auf der Welt gewesen," sagte sie ärgerlich, und warf alles wieder durcheinander. Der Lümmel, der „die Kiste" natürlich längst heraus hatte, kniff das linke Auge zu: „Nur Mut, Mama." In solchen

Taſchenkunſtſtücken war er ſtärker wie in lateiniſchen Aufſätzen.

Sogar die erhabene Liane war aufgeſtanden, um der unerklärlichen Löſung beizuwohnen. Der General verſuchte es unter dem Beiſtand ſeiner Gattin, die ihm, durch die Lorgnette zuſchauend, Ratſchläge gab, die aber auch nichts nützten.

Doktor Rickert war der Löwe des Tages, alles hatte ſich um ihn geſchart. Er ſah lächelnd den anderen zu, wie ſie ſich mit heißen Köpfen bemühten, etwas herauszubringen, was doch ſo einfach war ... wenn man es kannte. Plötzlich meinte Fräulein Schmidt, Ernſt könnte doch mal was ſpielen.

Ernſt erhob ſich bereitwilligſt, er hatte den ganzen Tag noch nicht viel geſagt, auf ſeinem verträumten Geſicht lag ein ſtilles Lächeln. Aber er ging nicht ans Klavier, ſondern ſchlug an ſein Glas ... „Meine Damen und Herren."

Die anderen horchten auf. „Er will eine Rede halten! Still doch —"

„Ich will heute nicht von mir, ſondern von der ſprechen, der ich mein Leben verdanke." Frau von Herwegh blickte vor ſich hin, ſie war bewegt. Dieſer Sohn, der ihr noch nie einen Kummer gemacht hatte, der ihr die Hände unter die Füße breitete und an deſſen Perſönlichkeit man eigentlich immer zuletzt dachte, weil er zu den Beſcheidenen gehörte, dankte ihr heute. Für alles, was ſie ihm geweſen und noch ſein würde. Er ſprach von ihr, der er ſeine glücklichen, ſorgloſen Kinder-

tage verdankte, von seinem Vater, der das Leben so ernst genommen hatte, ein treuer, gewissenhafter Soldat, ein Preuße, pflichttreu bis zum letzten Atemzug. Die Generalin zog das Spitzentuch, Fräulein Schmidt blickte gerührt zu Ernst hin. Er glich ihrem frühverstorbenen Verlobten, er verkörperte ihr Jugendideal und rief alle Gefühle in ihr wieder wach, die sie als junges Mädchen durchlebt, und jetzt, da er, straff aufgerichtet und mit leuchtenden Augen, aus seinem warmen Herzen Worte sprach, die seinen verehrten Eltern galten, dachte sie, das ist noch einer aus meiner Zeit. Die Neuen reden nur von sich.

Dann kam er auf seine Zukunft. Er stand dicht vor einem neuen Lebensabschnitt, bald würde er das Examen hinter sich haben und auf eigenen Füßen stehen und sich dann auch vielleicht ein eigenes Heim gründen.

Alle blickten verwundert auf, die Mutter stutzte.

Und, ohne sich durch den Blick seiner Mutter beirren zu lassen, gestand Ernst, daß er sich heute entschlossen habe, Rechtsanwalt zu werden und sich verlobt habe.

Ein leichter Schrei, ein Stimmengewirr, man ließ ihn nicht mehr aussprechen, man umringte ihn, sie sprachen alle auf ihn ein. Doktor Rickert packte Ernst beim Kragen. „Ist das vielleicht die Dame, mit der ich Ihnen neulich in der Dämmerung hinter dem Kurhausweiher begegnet bin?“

„Sie ist es,“ sagte der Glückliche, „Grete Kollin.“

„Donnerwetter!“ rief der General, „das ist kein schlechter Gedanke!“

Am aufgeregteſten gebärdete ſich Fräulein Schmidt... „Das iſt mir grad' in die Glieder gefahren wie der Blitz in den Schornſtein! Wo habt ihr euch denn um's Himmels willen kennen gelernt?"

Das war das einzige, was Ernſt ungern geſtand, denn die Kurhausredouten ſtanden in keinem ſehr guten Ruf.

„Mich hat hauptſächlich ihr wundervolles Klavierſpiel angezogen," erklärte er, und er beſchrieb, wie er Abend für Abend ſeit Jahren unter ihren Fenſtern geſtanden habe, um zuzuhören.

Lutz klemmte ſein Monokel ein. „Grete Kollin ſpielt Klavier? Das iſt das erſte, was ich höre."

„Du kennſt ſie ja gar nicht," verwies ihn ſeine Mutter, die vor Beſtürzung gar nicht wußte, ob ſie ſich freuen ſollte.

„Gott, ſo ein Junge und jetzt verlobt! Haſt du denn ſchon mit ihrem Vater geſprochen?"

„Nein, aber ich will es heut noch tun, wenn ihr es geſtattet, geh' ich jetzt hinüber. Grete erwartet mich."

Man fand das famos.

„Ja, Kind, ſo macht man das aber heute," beruhigte der General ſeine erregte Gattin, die es immer noch nicht faſſen konnte, daß man die Braut heute noch zu ſehen bekommen ſollte. Sie ſchob mit ihren kleinen dünnen Händchen nervös das Mechelner Fichu zurecht. Wenn ſie nur hier hereinpaßt, dachte ſie, und ſie blickte beſorgt zu dem genialen Lampenſchirm auf.

Ernſt ſtürmte fort.

„Bring' die Alten gleich mit!“ rief ihm der Lümmel auf der Treppe nach. Die anderen umringten Frau von Herwegh, und nun kam heraus, daß jeder einmal dem Paar in der Dunkelheit irgendwo begegnet war und daß jeder es vor dem anderen verſchwiegen hatte.

Ja, ja, die jungen Leute.

Doktor Rickert, der ſeine Stunde näher gekommen glaubte, verſuchte der kühlen Liane, die heute ſo bräutlich ausſah, heimlich die Hand zu drücken, und ſie ließ ſie ihm.

Sie war, trotz ihrer Kühle, immer umſchwärmt von Männern, aber ihre Verehrer waren leider meiſt noch nicht mündig oder ganz alt. In der Mitte fand ſich nichts für ſie. Rickert war bis jetzt der einzig ernſthafte Bewerber Lianes, von der die anderen ahnten, daß ſie eine ſehr koſtſpielige Frau ſein würde.

Nach einer halben Stunde, die den Wartenden ſehr lang wurde, hörte man das Brautpaar auf der Treppe. Die Tür flog auf, und die junge Braut am Arm Ernſts trat ein. Die Eltern folgten. Die Zyklopengeſtalt des alten Weinhändlers mit ſeiner hageren kleinen Gattin ſchob ſich hinter dem Brautpaar zur Tür herein. Frau Kollin hatte erſt ihr ſchwarzſeidenes Kleid anziehen müſſen, deshalb hatte es ſo lange gedauert. Und der Vater habe „es ja erſt nicht gewollt“.

„Na ja,“ ſagte der alte Kollin und drückte allen Anweſenden jovial und ſehr kräftig die Hand. „So ein Referendar, nicht wahr, Frau Major, die gibt's wie Sand am Meer, und es hat mal einer geſagt, daß ſie

noch billiger ſind wie Schreibmaſchinen, denn ſo einen Referendar braucht man überhaupt nicht zu bezahlen. Aber, als ich dann hörte — zu ſpät, wie immer, der eigene Vater kommt ja immer zuletzt —, daß er," er klopfte Ernſt auf die Schulter, „vorhat, Rechtsanwalt zu werden, dagegen läßt ſich nichts ſagen. Einem tüchtigen Anwalt kann man ſeine Tochter geben."

„Meine Frau," ſtellte er die magere kleine Dame vor und ſchob Frau Kollin energiſch in den Lichtkreis. Sie war unſäglich befangen, ſie hatte ſich ſo raſch umkleiden müſſen, daß ſie nicht wußte, ob ihr Kleid im Rücken zugehakt war oder nicht. Sie war zu unvermittelt in dieſen neuen Kreis hineingeweht, den ſie zwar recht genau kannte, dieſe „ſogenannte erſte Geſellſchaft", über deren Schwächen ſie noch bis vor kurzem in den Damenkaffees wacker mitgezetert hatte — hoffentlich erfuhr das nie die Schmidt. Sie machte vor Aufregung einen Knicks nach dem anderen, und als ihr der galante Lutz die Hand küſſen wollte, ſchlug ſie ihm mit ihrer knochigen Rechten derartig gegen ſeinen Kopf, daß er das Gefühl hatte, er ſprühe Funken.

Die junge Braut friſch und niedlich in ihrem leuchtend roten Kleid, mit ihren dunklen Samtaugen, dem Grübchen im Kinn und der naiven Drolerie frühreifer Rheinlandskinder, war raſch warm geworden.

Grete duzte ſich mit dem Lümmel, der ſie früher mit Schneeballen geworfen hatte, ließ ſich von Lutz die Zigarette anzünden, trank Brüderſchaft mit „Onkel Anton" und nannte Frau von Ludwiger gleich Tante

Betty, obwohl diese sich zurückhaltend verhielt, denn sie war aus Potsdam. Bei ihr dauerte es immer etwas länger wie bei ihrem Gatten, der mit Rheinwasser getauft war.

Und dem netten Doktor Rickert setzte Grete eine weiße Nachthaube aus dem Knallbonbon auf, mit langen Bändern, die ihm über das fröhliche rote Gesicht baumelten, was alle sehr lustig fanden, nur Liane nicht, denn es sah aus, als wollte er eben darin sein Bett besteigen.

Grete war selig. Nun war das Eis gebrochen und sie konnten bald heiraten.

„Ja, so kommt man zu einem Schwiegersohn," Kollin strich seinen schwarzen Knebelbart. „Bin zwar nie für Gymnasiastengeschichten gewesen, nichts für ungut, meine Damen. Ich halte nämlich nicht viel von Jugendlieben, denn man verändert seinen Geschmack mit den Jahren, man soll sich nicht zu früh verankern."

„Da muß ich Ihnen widersprechen," nahm Fräulein Schmidt das Wort, „denn mein Bräutigam und ich hatten uns auch schon in der Schule gekannt."

„Na ja, aber die Geschichte ist doch nicht zum Klappen gekommen," sagte der gemütliche Schwiegervater, der ihr mit seiner Mokkatasse auf dem viel zu kleinen X-Stuhl gegenüber saß.

„Ja, aber nur weil mein Bäutigam an der Rose starb," sagte Fräulein Schmidt und sah Herrn Kollin strafend an.

„Im allgemeinen ist es, wie ich sage," fuhr der hartnäckige Kollin fort, „und wir wollen hoffen, daß es

hier eine Ausnahme wird. Bin mehr für Liebe in reiferen Jahren, in unseren Jahren, Frau Major, da kennt man sich wenigstens," er klopfte der schönen Frau auf den weißen vollen Arm. „Wir kennen uns alle in der Mainzer Straße. Mein Haus ist zwar das einzige, in dem Fräulein Schmidt nichts zu sagen hat, hahaha."

„Ja, Gott sei Dank," sagte diese, welche diese Bemerkung überflüssig fand. „Behalten Sie es nur, mein Bedarf an Häusern ist gedeckt."

„Und wir beide kennen uns auch," wandte sich Herr Kollin an den Lümmel, der an die Wand gelehnt dastand und sich zurückhaltend verhielt, denn er wußte, daß jetzt die Siourgeschichte kam. Und sie kam. „Ich gehe eines Mittags nach Tisch einmal vor das Haus," fing Kollin behaglich an, „will meinen Verdauungsspaziergang machen, und denke an nichts Böses, da fährt mir auf einmal von hinten eine Gabel in den Hals, eine rostige Küchengabel! Die sticht mich, daß ich denke, meine letzte Stunde ist gekommen, und ich sehe in einem Hausgang eine Rotte Buben verschwinden, von denen mir der eine bekannt vorkam. Ich — nicht faul — gleich hinter ihnen her."

„Immer mit der Gabel im Halse?" fragte die Generalin entsetzt.

„Nee, die hatt' ich 'rausgenommen, aber ich wollte doch den Kerl kriegen, und ich fing auch einen, aber es war der falsche, denn dieser junge Mann," er wies auf Herbert, „war schleunigst über den Gartenzaun in ein fremdes Haus entwischt." Dann hatte er einen

wochenlangen Kampf geführt mit der Siouxbande. Er hatte ſie in der Schule angezeigt, „Ordnung muß ſein, meine Damen, die Bengels wurden beſtraft. Dafür rächten ſie ſich nun, indem ſie bei mir ſchellten und dann fortliefen oder mich antelephonierten und mich ‚in wichtigen geſchäftlichen Angelegenheiten' irgendwohin beſtellten ‚Reiſender Müller,' nicht wahr? Und dann war keiner da. Eine Wut hatte ich auf die Geſellſchaft und kriegte doch keinen zu packen. Na, das iſt alſo jetzt begraben und vergeſſen, wie des Sängers Fluch." Er ſchüttelte dem Lümmel die Hand.

„Es hätte Sie ja auch in die Schlagader treffen können, Herr Kollin," meinte die Generalin.

„Bei Ihnen erlebt man wenigſtens noch etwas," ſagte Fräulein Schmidt zu Frau von Herwegh. „Einmal verlobt ſich einer, dann wird Ihnen das Geld aus dem Schreibtiſch geſtohlen. Haben Sie das auch gehört, Frau Kollin?"

Natürlich hatte es Frau Kollin gehört, von den Herweghs ſprach ja die ganze Straße. Und der Schreibtiſchdiebſtahl, der noch bis heute unaufgeklärt war, machte noch einmal die Runde. Die Generalin war gerade an der ſpannenden Stelle: „Und mitten in der Nacht hörte Frau von Herwegh plötzlich nebenan etwas raſcheln und ſie machte Licht," als Lutz, der auffallend bleich geworden war, ſich raſch erhob und hinausſtürmte, ſo raſch, wie Ernſt vorhin ſeine Braut holen lief, aber er lief nur zu Trina in die Küche.

Die anderen hatten kaum darauf geachtet, denn die Generalin trug die Geſchichte vortrefflich vor, wobei ihr Fräulein Schmidt ſekundierte: „Es war halb zwölf, Frau General, ich weiß es ganz genau, denn ich hatt' grad' mei' Uhr aufzoge', da kam die Trina herauf und rief: Fräulein Schmidt, uns ſind zweitauſend Mark aus dem Schreibtiſch geſtohle' worde'!“

Und Kollins wunderten ſich, wie ſich alle Leute gewundert hatten, daß einem ſo etwas paſſieren kann.

„Und nie iſt es herausgekommen, denke' Sie, Herr Kollin.“

„Trotz der Polizei, die ſich ſo bemühte . . . ſogar ein Kriminaliſt war dabei.“

„Ha, die Blaſe,“ ſagte Kollin mit tiefer Verachtung, ſeine Kaffeetaſſe von ſich ſchiebend. Und er gab nun ſeinerſeits ein Erlebnis zum beſten, das ebenſo aufregend begann und ebenſo ergebnislos verlaufen war, da ihm der Kriminalbeamte, dem er mitgeteilt, daß jede Nacht ihm jemand ſeine Kohlen in einem Handwagen aus dem Keller entführe, erwidert hatte: „Ja, da kann ich doch nichts dafür!“ Wie aber Kollin der hieſigen Polizei auf die Beine geholfen hatte und zuletzt die Diebe dadurch entdeckt hatte, indem er einfach ſeinen Hausmann um Vorlegung ſeiner Kohlenrechnung des letzten Winters erſuchte. Und ein allgemeines „Sehen Sie mal!“ der Bewunderung zollte der Klugheit des reichen Weinhändlers Achtung. Man unterhielt ſich ſo lebhaft, daß man weder die Klagetöne hörte, die aus der Küche drangen, noch

bemerkte, daß ſich das Brautpaar in den Salon zurückgezogen hatte. Nur Fräulein Schmidt ſchob ſtill die Flügeltüren hinter ihnen zu, dem Lümmel den Eintritt verwehrend, der behauptete, er habe ſeine Taſchenlaterne dort gelaſſen. „Ein Brautpaar muß einmal allein ſein.“

Die Wogen allgemeiner Fröhlichkeit hoben ſich aber noch, als der Kollinſche Hausburſche mit einem Korb Wein eintraf und der Koch aus dem „Mainzer Hof“ endlich das Abendeſſen ſchickte, auf das Frau von Herwegh ſchon mit Ungeduld gewartet hatte, denn Trina konnte man „es nicht mehr zumuten“. Darüber waren ſich alle Hausfrauen einig. Fräulein Schmidt hatte ſich erboten, draußen mitzuhelfen, ſie ſtand mit aufgeſteckter Schleppe am Küchentiſch und ſpülte die Taſſen. „Wir vom Rhein ſind nit ſo, gelt, Frau Kollin?“ Sie handhabte energiſch das Spülbürſtchen. „Wir greifen zu!“ Frau Kollin, die aus Unkel war, nickte dazu, während ſie den Neptun der Meißener Konfektſchale ſorgfältigſt abtrocknete.

Beim Abendeſſen ſchien es, als ob Liane ſich beſonnen habe, Doktor Rickert neigte ſeinen kahlen glänzenden Schädel immer näher zu Lianes goldenem Vlies, der General trank ihnen ſchon ſchmunzelnd zu, das Brautpaar ſaß ſtrahlend Hand in Hand obenan, als wollte es die lange Trennung nachholen. Lutz war wieder erſchienen, er hatte eine beſſere Farbe und ſprach dem Braten tüchtig zu, der mit Sardellen und Zitronenſcheiben reich belegt war. Die Generalin und Frau

Kollin hatten ſich, trotz der Standesunterſchiede, auf dem Sofa über den rheiniſchen Dienſtboten gefunden, die jede Kirmes beſuchen mußten und jeden Sonntag in die Frühmeſſe liefen und einen den Kaffee ſelbſt kochen ließen.

Frau von Herwergh ſchwebte glückſtrahlend über dem Ganzen, während der General ihr glänzende Zukunftsbilder entwarf. Fräulein Schmidt hatte der in Seide gepreßten Frau Kollin bereits Ziffern entlockt, mit denen man am Rhein weniger zurückhaltend iſt wie in anderen Ländern. Es war ein Glück, daß kein Unbeteiligter über oder unter dieſer Wohnung ſchlief, denn nach Mitternacht ſetzte ſich Ernſt ans Klavier und ſpielte, und zuletzt ſangen ſie alle im Chor: „Zieh' nicht an den Rhein, mein Sohn, ich rate dir gut."

In den grollenden Baß des Herrn Kollin und den noch immer ſchönen Bariton des Generals miſchten ſich die jungen und alten Frauenſtimmen, über allem aber ſchwebten zwei helle Stimmen, Frau von Herweghs Sopran und Ernſts ſieghafter Tenor.

Es war um halb drei, als Ernſt die Lampen im Hausflur löſchte und ſich die Haustür hinter den Gäſten geſchloſſen hatte. Er ſtieg mit ſeinem Illuminationslämpchen hinauf in ſeine Eisregion. Der gelbe Schein des Lichts flackerte wie ein Spuk an den Wänden. Es war eine Erfindung der Generalin, daß man die vielen Illuminationslichter, die man in dieſer Stadt brauchte, auf dieſe praktiſche Weiſe verwandte. Es

leuchtete zwar nicht viel, verhinderte aber doch wenigstens, daß man sich in der Mansarde den Kopf an dem Balken einstieß. Er überdachte noch einmal dankbar diesen Tag, stand noch lange am Fenster seines Zimmers und konnte keinen Schlaf finden. Er war glücklich.

*

Endlich hatte Frau von Herwegh ihre Lorgnette gefunden und Trina die vergessenen Lackschuhe des Herrn Lutz aus der Stadt herbeigeholt, auch Liane war mit ihrer Toilette fertig geworden, und der ungeduldige Bräutigam, der, den Überzieher überm Arm, auf dem Treppenabsatz auf seine Familie wartete — sein Platz vor Beginn aller Gesellschaften —, konnte nun seine Braut sehen. Das Kollinsche Haus war mit Blattpflanzen prächtig geschmückt, und den Gästen drang schon auf der Treppe der Bratenduft entgegen. Ein hagerer Lohndiener und die Silbereisen, Erscheinungen, die in der bürgerlichen Gesellschaft immer zu festlichen Anlässen auftauchten, nahmen den Gästen die Mäntel ab, aus dem Salon drang Stimmengewirr.

Es war den Herweghs noch nie gelungen, von einer Oper den Anfang zu sehen, sie kamen immer erst während des ersten Aktes und fuhren niemals mit dem Zug, mit dem sie hatten fahren wollen, sie waren auch heute die Letzten.

Aber Grete hatte Ernst vorher noch etwas zu sagen, „etwas sehr Wichtiges", und sie zog ihn in ihr Mädchenzimmer. Dort fiel sie ihm um den Hals. Es war

etwas Schreckliches, etwas, das sie schon lange wie eine schwere Schuld mit sich trug, das sie sich aber nicht zu gestehen getraut hatte ... Er mußte ihr erst schwören. „Ja, schwöre Ernst, mir nie böse zu sein und mir niemals einen Vorwurf deshalb zu machen." Denn sie konnte ja eigentlich nichts dafür ...

Ernst wurde bleich. Dunkle Wolken zogen über den strahlenden Himmel seiner Liebe, er dachte sofort an den blonden Nebenbuhler, der ihm so viele schlaflose Nächte bereitet hatte. „Was ist es, sag' es rasch," drängte er, denn er konnte alles ertragen, nur keine Ungewißheit ... Und sie gestand ihm kleinlaut, daß sie gar nicht Klavier spiele ... Er starrte sie wortlos an.

Er verstand nicht ... sie spielte nicht — Klavier ... aber wer ...

Ein entsetzlicher Verdacht stieg in ihm auf ... Wer hatte denn hinter diesen erleuchteten Fenstern immer gespielt, wenn nicht sie?

Grete wollte sich ihm von neuem in die Arme werfen, aber er stieß sie zurück, mit einer so heftigen Bewegung, daß sie erst in diesem Augenblick die Größe ihrer Schuld empfand.

„Es war die Konservatoristin, die bei Großmama wohnt ..." gestand sie.

Er brachte kein Wort hervor, er war zu fürchterlich enttäuscht. Etwas, worauf er so stolz war, war zerbrochen, ein Band, das ihn an dieses Mädchen gefesselt hatte, riß entzwei. Sie hatte ihn getäuscht, belogen.

„Nie hab' ich dich belogen," verteidigte ſich Grete und ſchmiegte ſich in ſeinen Arm. „Ich hab' nie behauptet, ich ſei das, die dort ſpielte. Du haſt mir einfach immer Komplimente gemacht, wie wundervoll ich ſpiele und ..."

„Und du haſt es dabei gelaſſen," ſagte er bitter.

„Ja, ich dachte mir gar nichts dabei zuerſt, denn ich ſpiele auch Klavier, aber doch nicht ſo gut, ich kann mich vor dir nie hören laſſen. Und weil ich Angſt hatte, daß du mich heut auffordern würdeſt, da ... wollte ich dir vorher offen ſagen ... Verzeih' mir's ... Gelt, du biſt mir nicht böſe, Ernſt?"

Und ſie ſah ihn mit ihren großen dunklen Augen bittend an.

In ihm wühlte die Empörung. Er fand ſich ſchmählich betrogen. Gewiß, ſie hatte ihm nie geſagt, daß ſie es ſei, die ſo wundervoll ſpiele. Sie hatte zu ſeinem Lob immer nur gelächelt, ſchelmiſch, boshaft, amüſiert. Und er Narr hatte unter ihrem erleuchteten Fenſter geſtanden und dem Klavierſpiel einer gleichgültigen Perſon gelauſcht.

Ein fader Geſchmack blieb ihm zurück. Er zürnte ihr nicht, aber es war in ihm etwas tief verletzt.

Die ganze Feier, das üppige Feſtmahl, die ſchweren Weine, die fremden geputzten Gäſte an der Tafel, alles nahm er hin wie ein Zuſchauer ein Schauſpiel, das ihn nichts angeht. Grete war liebenswürdig zu ihm wie noch nie, ſie ſuchte wieder gutzumachen. Nach dem Kaffee reichte er ihr endlich die Hand: „Es iſt

gut, Grete, ich bin fertig damit, wir wollen nicht mehr darüber ſprechen."

„Du wirſt mir auch ſpäter nie einen Vorwurf machen, Ernſt, gelt?"

„Nein, das werde ich nie."

Sie gingen Arm in Arm in den Salon, denn Ernſt ſollte etwas ſingen, der Schwiegervater hatte es gewünſcht.

Nach dem Kaffee kam die Muſik, das mußte ſo ſein bei Herrn Kollin.

Das Klavier war mit Nippſachen bedeckt, die erſt abgeräumt werden mußten, und Grete brachte ihren Notenſchatz herbei, der aus der Klavierſchule für Anfänger, dem Klavierauszug des „Trompeters von Säckingen" und einem dicken Band, der „alles" enthielt, beſtand, „Ernſtes und Heiteres aus dem Reich der Töne". Ernſt durchblätterte ihn wortlos. Es war gewiß vieles da, vom marcia alla Turca aus den „Ruinen von Athen" bis zum neueſten kölniſchen Fiakerlied, auch für den Geſang war geſorgt: „Gib mein Herz, du ſüßes Leben" von Franz Abt; Karl Löwe und Mendelsſohn waren vertreten, aber für Ernſts Wunden fand ſich nichts. Nach einem ſchwermütigen, gedankenverlorenen Präludium ſang er das Brahmsſche „Veilchen".

Das Klavier war weniger ſchlimm wie ſein Äußeres, und bei den erſten Tönen legte ſich der Stimmenſchwall der Gäſte im Nebenzimmer und legte ſich auch Ernſts Groll.

Muſik ...

Er ſang das Lied „An ein Veilchen“ ergreifend wie noch nie. „Birg die Tränen der Wehmut, daß die Tropfen in deinem blauen Kelche aus der Seele des treu'ſten Jünglings floſſen, der ſein Leben verweint und den Tod ... den Tod wünſchet ...“

Dann wurde ſtürmiſch „Meine Liebe iſt grün“ verlangt.

Ernſt wollte gerade beginnen, als vom dritten Stock herab plötzlich ein perlender Lauf erklang und eine Händelſche Chaconne herabtönte, klar und entzückend, er erkannte den temperamentvollen Anſchlag der unſichtbaren Spielerin beim erſten Akkord... Das war „ſie“.

„Das Donnerwetter ſoll dieſe Perſon holen,“ ſagte Kollin, der auf ſeinen kurzen dicken Beinen mit der Zigarrenkiſte durch die Zimmer ging. „Hat ſie nicht genug daran, mir an den Wochentagen den Kaffee zu verſalzen —“

Und die Großmutter, die in einer ſchwarzen Spitzenhaube auf dem Sofa thronte und deren Geiſt nicht mehr ganz friſch war, erhob ſich, um ihrer Mitbewohnerin zu ſagen, daß ihr Spiel heute ſtöre.

Kurz darauf ſchwieg das Klavier im oberen Stock.

An den Wänden hingen die Früchte von Gretes Malſtudien, in Öl- und Waſſerfarben, auf Tellern von Blech und Biskuit, und ein Ofenſchirm mit leuchtenden Mohnblumen bewies, daß Grete an den Farben nicht geſpart hatte.

Die kühle Liane ging mit ihrer Lorgnette wortlos von einem Gegenstand zum anderen, sie langweilte sich entsetzlich.

Dieses Festmahl endete trotz Ernsts trüber Stimmung noch sehr lustig, und der musikalische Höhepunkt bestand in dem Doppeladlermarsch mit einem an das Pedal befestigten Zigarrenkästchen, das diesen schneidigen Marsch täuschend mittrommelte, nachdem Ernst die untere Klavierwand ausgehoben hatte.

„Na, Ernst," meinte Herr Kollin, „wenn's mal mit der Praxis schief geht, bleibt dir immer noch die Mausicke."

*

Eines Abends, als das Brautpaar gerade in die neblige Kurallee einbog, begegnete ihnen die Konservatoristin. Die Hände in den Taschen ihres verknitterten Regenmantels, eine Wagnerkappe aus braunem Samt über das Haar gestülpt, ging sie mit spöttischem Lächeln an dem Brautpaar vorbei.

„Das war ‚sie', Ernst," sagte Grete.

Und dieser warf einen erschreckten Seitenblick auf dieses Gespenst, das ihm wie die verkörperte Mahnung an die Vergänglichkeit weiblicher Reize erschien. Die hatte er also angebetet, ihretwegen hatte er sich nasse Füße und Erkältungen geholt und an kalten Wintertagen in seinem dünnen Havelock unter ihren Fenstern ausgeharrt. Das Leben war oft witzig.

„Mein Gott," sagte Grete, „nimm es doch nicht so tragisch, es ist doch die Hauptsache, daß man sich liebt,

gelt, Ernſt? Ich will mir Mühe geben, zu lernen, ich übe drei Stunden am Tag, nur damit ich Bach ſpielen lerne."

Mit dieſer Verlobung war die ganze Mainzer Straße einverſtanden. Frau von Herwegh fühlte ſich einer großen Sorge enthoben, ſie ſah ihren Sohn ſchon als Rechtsanwalt am Gericht plädieren, Lutz machte es Vergnügen, wacker mit Herrn Kollin zu zechen und ſeine Zigarren zu erproben. „aus der Sonntagskiſte, aus der ich jeden Tag rauche", der Lümmel bezog von dem neuen Verwandten Zirkuskarten oder „money", um das Kino oder eine Kirmes zu beſuchen. Er hatte ſich erboten, Frau Kollin „in allen Lebenslagen" auszuhelfen, und wenn er die elektriſche Klingel wieder gehend gemacht oder einen Schrank mit dem Dietrich geſchickt geöffnet hatte, ließ er es ſich dementſprechend bezahlen. Ernſts ehemalige Schüler ließen es ſich nicht nehmen, dem Brautpaar ein Ständchen zu bringen. Die ganze Sekunda und Prima war mitgekommen, ſchon um die ſchöne Liane zu ſehen, die ſich in einem ſeegrünen Kimono mit roſa gefütterten Ärmeln, eine Roſe in der Hand, über das Balkongitter neigte. Sie ſah aus wie ein Bild von Manet. Die Gymnaſiaſten ſchwenkten ihre Mützen und ſangen, die ganze Mainzer Straße lag im Fenſter, und Fräulein Schmidt war darüber ſo gerührt, als ob man ihr das Ständchen gebracht habe.

Der Verlobungstag hatte eine Annäherung zwiſchen ihr und der Familie Kollin gebracht. Sie war bis

in die Tiefen dieſes Haushalts gedrungen und konnte nur das Beſte berichten: „Alles in Ordnung und ſo gediegen.“ Frau Kollin war eine jener altmodiſchen Rheinländerinnen, die dem Gaſt noch in der blauen Schürze die Tür öffneten, des Morgens ihre Nippſachen eigenhändigſt abſtaubten und auf eine gute rheiniſche Küche hielten.

Nur Grete „machte es vorläufig noch keinen Spaß“.

Aber die gute Großmama meinte, das käme erſt, wenn man einen eigenen Haushalt hätte. Sie hatte ſich damit abgefunden, daß ihre Enkelin einen Juriſten heiratete, wenn ſie auch nicht verſtand, wozu er immerfort Examen machte, wenn er doch Rechtsanwalt werden wollte. So ein Bräutigam fiel meiſt durch.

Jedesmal, wenn ſie Ernſt begegnete, fragte ſie ihn ängſtlich, „ob er denn nun bald alles hinter ſich habe?“

Seit die Herweghs in dieſes Haus kamen, hörte man beſtändig von Examen. Der elegante Lutz ſtand vor dem Abitur, und es war wirklich Zeit für ihn; das Angſtkind der Schmidt, dieſer Herbert, den man immerfort in der Stadt traf, kam auf eine andere Schule und ſtand vor der Aufnahmeprüfung.

„Ach, Großmutter,“ lachte Grete, „ich heirate doch nur Ernſt ...“

Aber die alte Frau wiegte den haubengeſchmückten Kopf. „So hab' ich auch einmal geſagt, als ich achtzehn Jahr war, und dann hab' ich die ganz' Familie Kollin mitgeheiratet, eine Schwiegermutter mit vier Söhnen und drei Töchtern. Und das waren die allerſchlimmſten.

Mach nur, daß er nicht durchfällt, Grete, geht lieber nicht ſoviel ſpazieren . . ."

Bei Kollins und deren Bekannten herrſchte Übereinſtimmung im Urteil über den Bräutigam: er war ein Genie.

„Und keine Spur von Einbildung," verſicherte Kollin den Freunden am Stammtiſch. Ein großartiger Juriſt, ein Künſtler, und gar nicht überſpannt, man konnte ſo vernünftig und ſachlich mit ihm reden. „Ernſt, wenn du dich mal hier niederläßt, meine ganzen Freunde ſind dir ſicher."

Ernſt bereitete ſich indeſſen auf ſein Examen vor. Es war Sommer geworden. Er arbeitete bei offenem Fenſter, ſeine Shagpfeife dampfend, in ſeinem Manſardenzimmer, während ſein Blick oft ſehnſuchtsvoll nach den Taunushöhen ſchweifte, über denen der Himmel ſich klar und blau ſpannte. Des Abends war er bei ſeiner Braut.

Während dieſer Brautzeit kam er durch das Studieren nicht zum eigentlichen Genuß des Lebens, denn dieſes konnte doch unmöglich darin beſtehen, daß man von morgens bis abends blaue Hefte beſchrieb und auswendig lernend in ſeiner Bude auf und ab ſchritt, um ein Examen nach dem anderen zu machen. Einmal mußte alles Lernen ein Ende haben. Und er träumte und malte ſich dieſe Zukunft aus in roſigen Farben.

Man hatte eine ſchöne geräumige Wohnung mitten in der Stadt, im Eckhauſe des Herrn Goldenberg, eines Sackfabrikanten in der Kochbrunnenſtraße, gefunden.

Im erſten Stock wurden Bureau und die Warteräume eingerichtet, im zweiten die Wohnung, ein Dienſtmann trug bereits aus der Eisregion große Kiſten mit Büchern, Noten, Meerſchaumpfeifen und Muſikinſtrumenten herüber, es war das einzige, was Ernſt in ſeine neue Ehe mitbrachte.

Das übrige kam von Grete. Herr Kollin hatte mit der Ausſtattung nicht geknauſert. Wochenlang hatten die ſchweren, geſchnitzten Paliſandermöbel in dem Schaufenſter der erſten Möbelhandlung von Mainz geſtanden, und Fräulein Schmidts Bekannte wußten, daß das Schlafzimmer achttauſend Mark gekoſtet hatte — „allein das Schlafzimmer“.

Wenn man in Rheinau lebte, ſo mußten die Ausſtattungsmöbel nämlich aus Mainz kommen, und die Mainzer fuhren wieder nach Frankfurt in „die“ Möbelfabrik, welche dort den Vorzug genoß, die Frankfurter aber kauften beſtimmte Möbel wieder nur in Rheinau. Man war bereits einige Male nach Mainz herübergefahren, um Schokolade in einer Konditorei am Dom zu trinken und abends ins Stadttheater zu gehen, und dazwiſchen betrachtete man ſich Gretes neue Möbel.

Eine ganze Geſellſchaft, Generals an der Spitze, zog mit, und einmal hatte man ſogar über dem Karnevalstreiben, das auf den Straßen herrſchte, die Möbel vergeſſen und erinnerte ſich ihrer erſt abends auf der Rückfahrt im Zug. Die Ausſtattung war indeſſen trotzdem fertig geworden und ſtand nun in den prächtig hergerichteten Räumen der Kochbrunnenſtraße, an deren

Ecke ſich vier Straßenbahnlinien kreuzten. Ernſt trug endlich den Aſſeſſortitel — er hatte auch dieſes Examen mit Auszeichnung gemacht, und das große blinkende Meſſingſchild konnte am Eingang befeſtigt werden. Die Hochzeit fand ſtatt. Sie war klein, denn der Kollinſche Bekanntenkreis beſtand eigentlich nur aus ein paar Freunden, mit denen Kollin im „Mainzer Hof“ Skat ſpielte, die „geſellſchaftlich nicht verkehrten“.

In dieſer Stadt, in der man „über Generale ſtolperte“, war es nicht leicht, in die erſten Kreiſe hineinzukommen. Aber Grete hatte ſich mit einem kühnen Salto mortale, wie ihr Vater ſagte, hineingeſchwungen, und ihre Ausſtattungswäſche war mit fünfzackigen Kronen beſtickt, ſogar die Staubtücher trugen rote Krönchen. Herr Kollin begann bereits über den Nutzen einer Monarchie und den Krieg ſiebzig milder zu urteilen, ſeit Sonntags ein General an ſeinem Tiſche ſaß, wenn auch dieſer von der ihm angebotenen Brüderſchaft keinen Gebrauch machte.

Doktor Rickert war nun auch bei Kollins Hausarzt geworden. Kollin litt an Gicht, und ſeine Gattin war ſeit Jahren leberleidend. Rickerts mediziniſche Künſte hatten in der Mainzer Straße bisher nur Herweghs erprobt. Der Lümmel hatte ſich an Kaiſers Geburtstag die Arme mit Spiritus beſtrichen und dieſe angezündet, um die Leute damit zu erſchrecken. Er war ſchreiend mit ſeinen lichterloh brennenden Armen in das Haus geſtolpert, Trina mußte den erſten beſten Arzt holen, und ſie lief zu Doktor Rickert, der an der Ecke

wohnte. So war man bekannt geworden. Daß Rickert seitdem in dem Herweghschen Hause verkehrte, verdankte man im übrigen Liane. Und daß er bei Kollins Hausarzt geworden war, verdankte man ihr ebenfalls. Fräulein Schmidt hätte ihren neuen Freunden einen zarten Wink erteilt, und Kollin wäre kein jovialer Rheinländer gewesen, wenn ihm Hochzeiten keinen Spaß gemacht hätten. „Leben und leben lassen, gelt, Frau Major?"

*

Wenn Ernst, der junge Ehemann, in seinem seidenen Schlafrock des Morgens vor seinem Rasiertisch an dieses ganze Zwischenstadium der Verlobungszeit und seine Hochzeit dachte, fiel ihm sonderbarerweise immer nur die Zuchthausballade von Wilde ein, die Liane nach dem Hochzeitsdiner deklamierte.

Sie hatte den Salon verdunkelt und ein Stehpult mit schwarzem Stoff verkleidet, zwei Kerzen brannten rechts und links von dem Pult, auf dem sie stand, lilienschlank in ihrem schmucklosen weißen Kleid, das nur eine Girlande von Herbstblättern trug, das goldrote Haar schimmernd wie eine Aureole, eine moderne Ophelia, zwischen den leise knisternden Lichter, ihr Gesicht war sehr blaß, ihre Augen brannten in einem düsteren Feuer.

Als sie begann, wurde es still in dem Saal, in dem noch die weißgedeckte Hochzeitstafel stand mit den verwelkten Hyazinthen, den verschobenen Gedecken und den herabgebrannten Kerzen.

Die Damen saßen in grünen Plüschsesseln in zwei Reihen vorne, die Herren in ihren Fracks lehnten an der Wand, Ernst stand an der Türe, die Uhr in der Hand, denn der Wagen wartete schon unten, um sie zur Bahn zu bringen. Aber er vergaß Zeit und Abreise, sah nur Lianes große Augen und hörte ihrer schwingenden Stimme zu. Nie hatten ihn Worte derartig ergriffen, wie die Ballade von dem Verbrecher, der zum Richtplatz geführt wurde nach jahrelanger Quälerei. Er sah ihn, stolz aufgerichtet, die leuchtenden Augen in unbekannte Fernen gerichtet, die Hände auf dem Rücken gefesselt, zur Guillotine gehen, „mit Schritten wie befreit".

Und auch die anderen, die eben noch gelacht, geschmaust und getanzt hatten, blickten nachdenklich drein, es war, als wehe von irgendwoher ein kühler Wind durch das üppige, warme Zimmer. Liane wurde mit Beifall überschüttet und stieg gelassen vom Pult. „Ja, diese Liane," sagte sein Schwiegervater zu dem General. „Mit Schritten wie befreit, man sieht ihn ordentlich, den armen Teufel. So ein junges Mädchen mit neunzehn Jahren! Alle Achtung, Herr General."

Während sich die Gäste um Liane scharten, war es dem Brautpaar gelungen, ohne Abschied fortzukommen. Doch als sich Ernst im Wagenpolster zurücklehnte, um seiner jungen Frau Platz zu lassen für ihre vielen Koffer und Hutschachteln, dachte er: Man hätte doch lieber noch ein Glas Champagner trinken sollen, als dieses Gedicht von Liane mitzunehmen auf seine Hochzeitsreise.

Aber ſolche Stimmungen hielten bei Ernſt nie lange an. Ihre Hochzeitsreiſe, die ſie nach Italien machten, war heiter und ungetrübt verlaufen, genau nach einem Plan, den der General entworfen hatte.

Sie reiſten über den Brenner nach dem Gardaſee und von dort nach Verona, Vicenza und Padua. Überall blieben ſie, wie vorgeſchrieben, zwei Tage. Sie ſahen Städte, Kirchen, Paläſte und Brücken, Muſeen mit Gemälden und Statuen, und nahmen dieſe Bilder mit dem Hunger der Jugend in ſich auf. In Venedig fuhren ſie in Gondeln über den Canale Grande und wohnten in einem Palazzo, in dem die Schränke aus bemaltem Blech und die Fußböden aus roten Ziegelſteinen beſtanden, die mit zerfetzten Teppichen belegt waren. Für Venedig hatte der General nur vier Tage, für Florenz aber ſechs vorgeſehen. Grete aber wäre lieber länger in Venedig geblieben. Sie hatte dort eine wonnige Konditorei am Markusplatz entdeckt, und in Florenz regnete es ununterbrochen. Doch Ernſt beſtand auf dem Feſthalten des Planes. Er fürchtete, daß ſie ſonſt etwas von den Sehenswürdigkeiten Italiens verlören.

In Rom blieben ſie zehn Tage in einem „von Deutſchen bevorzugten Hotel", in dem ſogar der Hausknecht aus Eppenhauſen war. Grete knüpfte mit allen Hotelbedienſteten Geſpräche an, was immer etwas koſtet, denn dieſe Unbekannten tauchten dann beim Abſchied als Freunde an der Haustür auf. Grete war die angenehmſte Reiſegefährtin. Immer heiter, guter Laune, immer bereit, mitzumachen, ſcheute ſie vor keiner An-

ſtrengung zurück. Sie war auf ſtörriſchen Mauleſeln an ſteilen Bergabhängen entlang geritten, und als ihnen einmal in Genua das Rad der Droſchke abſprang und der Wagen umſtürzte, lachte ſie Tränen. Sie ſah überall Komiſches und gewann mit dieſer Liebenswürdigkeit, die im Rheinland ſo billig iſt, Wirte, Kellner und Blumenmädchen.

Von Genua aus machten ſie einen Ausflug an die Riviera di Ponente, blieben einen Tag in Turin und einen in Mailand, wo ſich Grete einen roten Chiffonhut erſtand. Als ſie an die italieniſchen Seen kamen, war es ſchon heiß, die Saiſon war zu Ende und ſie fanden gähnend leere Hotels. Trotzdem ſahen ſie ſich Como und Lugano an, fuhren über den Lago Maggiore, blieben in Verona über Nacht und kehrten befriedigt über den verſchneiten Brenner zurück, denn jenſeits der deutſchen Grenze war es noch Winter. Auf der Rückreiſe erkältete ſich Grete und mußte in Luzern drei Tage zu Bett bleiben.

Dieſe ſtillen Tage benutzte Ernſt, um allein durch die ſchöne, freie Stadt zu ſchweifen und ſeine Reiſeeindrücke niederzuſchreiben. Er gedachte ſie ſpäter herauszugeben in gutem Druck und feinem Ledereinband.

Von dieſer Reiſe behielt Ernſt eine Erinnerung wie an ein Paradies, das man ſcheuen Schrittes betreten hat und durch das man wie berauſcht wandelt.

*

Nun waren ſie verheiratet. In ſeinem Bureau ſaßen zwei Schreiber, die vorläufig nicht viel mehr zu tun

hatten, als Botengänge für die junge Frau zu beſorgen. Der Haushalt wurde ſo üppig geführt, wie er eingerichtet war. Grete wollte alles in großem Stil, denn das warf wieder auf Ernſts Praxis ein günſtiges Licht. Die drei erſten Klienten, die das funkelnagelneue Rechtsanwaltsbureau betraten, waren ein Stammtiſchfreund Kollins, der Ziegeleibeſitzer Winterich, ſein Hauswirt Goldenberg und ein Poſtbote, der wegen Diebſtahls angeklagt war.

Alle drei Fälle waren ziemlich verwickelt.

Herr Winterich hatte mit dem Geld vieler Aktionäre, unter denen ſich auch Kollin befand, in der Rheinebene, in dem Städtchen Eppenhauſen, eine große Ziegelei erbaut, die aber keine Zinſen abwarf, weil ſich zur ſelben Zeit eine Konkurrenzziegelei in der Nähe aufgetan hatte. Dadurch waren Streitigkeiten und Prozeſſe entſtanden, die bis jetzt zu nichts geführt hatten, als daß die Aktien der Geſellſchaft derartig ſanken, daß ſie niemand mehr kaufen, aber alle Mitglieder ſie loswerden wollten. Auch Herr Kollin wollte die ſeinen abſtoßen. Hiervon durfte aber ſein Freund Winterich nichts erfahren, und er hatte Ernſt betraut, das „unter der Hand“ zu arrangieren. Der junge Anwalt ging nun mit Volldampf gegen die Konkurrenzfabrik vor, die ein geriebener Unternehmer führte. Er fuhr nach Eppenhauſen, einem alten, engen, kleinen Städtchen, und leitete die Sache im Sinne ſeines Schwiegervaters vorſichtig ein. Man mußte erſt das Anſehen der Winterichziegelei heben, und wenn dieſe Aktien wieder ſtiegen, ſie

raſch abſtoßen, denn Kollin hatte fünfzigtauſend Mark hineingeſteckt, die er zu anderen Zwecken brauchte.

Herr Goldenberg verdankte ſeinen Wohlſtand nicht allein ſeiner Sackfabrik, er lieh auch Geld aus an Bürger und Handwerker, die alle einen großen Reſpekt vor ihm hatten, denn er trieb ſeine Zinſen unerbittlich am Verfalltage ein. Er wählte in der erſten Steuerklaſſe Rheinaus, beſaß große Geſchäftshäuſer in der Stadtmitte und führte beſtändig Prozeſſe gegen die Stadtverwaltung.

Seine Sitten waren einfach. Er bewohnte nur drei kleine Hinterzimmer ſeines ſchönen Eckhauſes, die vorderen Räume dienten als Magazine und Bureaus. Man ſah ihn auf der Straße meiſt in einem ſchäbigen ſchwarzen Gehrock mit einem Schlips von zweifelhafter Farbe, bisweilen auch in Pantoffeln. Gegen alle Menſchen von einem ſprichwörtlichen Geiz beſeelt, entfaltete dieſer zähe Wucherer dem ſchönen Lutz gegenüber ein Verſtändnis und eine Nachſicht, die bei einem Manne wie Goldenberg um ſo mehr zu bewundern war, als er ſelbſt nie Kinder gehabt hatte.

Er hatte dem jungen Manne ſchon einige Male aus der Bedrängnis geholfen, bald mit größeren, bald mit einer kleinen Summe, da ihm Lutz auseinanderſetzte, daß, wenn niemand ſeine Schulden bezahle, er genötigt ſein würde, ſich mit einem der vortrefflichen Mittel, die der Fortſchritt der Wiſſenſchaft den Verzweifelnden von heute zur Verfügung ſtellt, ſeinem Leben ein Ziel zu ſetzen.

Goldenberg war genau von den Herweghſchen Verhältniſſen unterrichtet, aber um dieſem jungen Manne etwas abzuſchlagen, „müßte man ja gekochte Milch in den Adern haben“. Lutz hatte es ihm nun einmal angetan. Der Alte hatte den Unterſchied der beiden Brüder ſofort erkannt, doch bei dem älteren gab die geborene Kollin ſeine neue, anſpruchsvolle Mieterin, ſeinem Vertrauen wenigſtens feſten Grund. Er übergab Ernſt ſeine verzwickten Prozeßangelegenheiten, deren zerleſene vergilbte Aktenſtücke den jungen Anwalt gleich in die merkwürdigſten Verhältniſſe dieſer Stadt einweihten.

Der Briefbote aber war der Gatte einer der vielen verfloſſenen Köchinnen der Generalin, und er hatte „Herrn Ernſt“ noch aus jenen Tagen gekannt, als jener ſeine rotbraune Primanermütze trug und er nächtlich unter den Fenſtern ſeiner Braut geſtanden hatte. Ernſt war ſtets mit höflichem Gruß an ihm vorübergegangen. Dieſer ritterliche Gruß hatte ihm mehr Zutrauen erworben, als er ahnte. Es ſind ſchon erbitterte Feindſchaften zwiſchen Frauen entſtanden um eines hochmütigen Grußes willen. Ernſt Herwegh hatte die ganze Mainzer Straße einfach gegrüßt, weil er dieſe Leute jeden Tag ſah, und hatte damit aller Herzen gewonnen.

Die Angelegenheit des verdächtigen Briefboten wurde zuerſt verhandelt, und es gelang Ernſt, in einem warmen Plädoyer die Richter von der Schuldloſigkeit ſeines Klienten zu überzeugen. Der Staatsanwalt wurde überſtimmt, der Briefbote freigeſprochen und erhielt ſeine Anſtellung wieder. Ernſt hatte ſelbſt zu dieſem

Zwecke bei dem Poſtdirektor vorgeſprochen und hatte auch dort für ſeinen Klienten plädiert. Und an dem Tage des Freiſpruchs nahm er den dankbaren Briefboten mit in ſeine Wohnung und lud ihn zum Eſſen ein.

Grete machte zwar ein Mündchen, denn im Rheinland ſind die Standesunterſchiede nicht kleiner als in Pommern oder Potsdam, aber ſie fügte ſich, der Fall intereſſierte auch ſie.

Der glückliche Briefbote dankte gerührt ſeinem Befreier und ſtieß mit ihm an „auf eine gute Praxis". Denn die mußte kommen bei einem Manne, der ſich der armen Leute annahm.

„Ei ſo was war ja noch nit," ſagte Fräulein Schmidt. Bald wußte es die ganze Stadt, und der befreite Briefbote, der wieder Briefe in die Stadtmitte trug, verkündete Herweghs Erfolg überall. Die Eppenhauſener Aktiengeſellſchaft dagegen machte Ernſt mehr zu ſchaffen. Sie kroch wie eine Seeſchlange durch ſeine Akten, denn die neue Konkurrenzfabrik gedieh üppig und hatte einen eigenen Bahnanſchluß, während die Winterichſche daran krankte, daß ſie zu weit entfernt vom Bahngleiſe lag. Man hatte am Gelände ſparen wollen. Das rächte ſich jetzt.

Eines Tages unterbreitete ihm ſein Schwiegervater einen Vorſchlag. Kollin hatte ſich ſeit zehn Jahren jeden Morgen beim Leſen des Kurszettels derartig über den immer tiefer ſinkenden Kurs der Winterichſchen Ziegeleiaktien aufgeregt, daß er „es ſatt hatte". Doktor Rickert hatte ein Herzleiden bei ihm feſtgeſtellt, und

das waren ihm die Aktien nicht wert. Er wollte „den ganzen Schwindel“ los sein und er schenkte Ernst die fünfzigtausend Mark Aktienkapital als Heiratsgut. Mochte der sehen, was er damit anfing. Wenn er ihm nur versprach, den Namen „Eppenhauser Ziegelei“ nicht mehr an seinem Tisch auszusprechen.

„Topp, Handschlag und einverstanden, nicht wahr, Herr Schwiegersohn?“ Ernst schlug ein. Von nun an war er Kapitalist und hatte ein Wort bei der Führung der Fabrik mitzureden. Die Noblesse seines Schwiegervaters rührte ihn. „Hab' ich nun recht gehabt oder ihr?“ sagte Frau von Herwegh des Sonntags, als sie den Puter tranchierte. Das „ihr“ bezog sich auf Liane und Lutz, die sich Kollins gegenüber immer noch skeptisch verhielten und jeden Sonntag fragten, wie hoch eigentlich Gretes Mitgift sei, in deren Ziffern Fräulein Schmidt einst geschwelgt hatte. Kollin hatte sich seit der Aussteuer nicht mehr gerührt. Mit diesen Aktien war seine Tochter abgefunden. Wenigstens solang er lebte. Die gute Großmama ließ sich ab und zu herbei, eine Hutrechnung zu bezahlen oder einen Opernplatz, aber „man konnte es doch nicht machen wie der König Lear“. Von Ernsts Einnahmen konnte der Haushalt nicht bestritten werden, und so lavierte Grete beständig zwischen der schwachen Mutter und dem strengen Vater hin und her. Herr Kollin war, wenn es sich um Geldausgaben handelte, recht knickerig und wurde grob. Er schob das Geld, das er auf Gretes Bitten murrend aus seinem eisernen Geldschrank hervorholte, mit einer Handbewe-

gung über den Tiſch. „Da habt ihr was, ihr könnt ja nie genug kriegen.“ Ernſt hatte keine Luſt, ſich dieſer Behandlung zum zweiten Male auszuſetzen. Grete tröſtete ihn damit, daß der Vater „immer ſo“ geweſen ſei, daß ihre Mutter „nicht umſonſt“ ihr Leberleiden gekriegt hätte. „Aber warum hat ſie ihn denn genommen?“ fügte die Tochter hinzu.

*

Grete hatte nicht den „erſten beſten“ genommen. Sie hatte außer ihrem Rüdesheimer Verehrer drei Anträge aufzuweiſen, von einem Amtsrichter, einem Infanterieleutnant und einem Forſtaſſeſſor. Aber der Amtsrichter hatte einen zu kurzen Hals, der Infanterieleutnant war rotblond und temperamentlos und der Aſſeſſor altkatholiſch. Die alte Frau Kollin hätte das nicht zugegeben. Einen evangeliſchen, in Gottesnamen, aber einen Abgefallenen! Jeſſes Maria!“ Seit Grete jedoch ihrer Schwägerin näher gekommen war — bekannt wurde man mit Liane nie —, erkannte ſie, daß dieſes alles gar keine „Erlebniſſe“ waren, auf die ſie den Freundinnen gegenüber ſo ſtolz geweſen.

Grete hatte ſtets einen Hang zur Ariſtokratie gehabt. Und dieſe Neigung — vielleicht war ſie aus Oppoſition gegen ihren demokratiſchen Vater entſtanden — hatte ſie zu den Herweghs hingeführt. Eigentlich hatte ihr der ſchöne Lutz von jeher imponiert, aber der junge Herr ſchien anderweitig beanſprucht, und ſo hatte ſie ſich dem ritterlichen Ernſt zugewandt. Und wahrhaftig,

ſie hatte es nicht bereut. Jedenfalls war er der verläßlichere. Einen rückſichtsvolleren Gatten konnte ſie ſich nicht wünſchen, er ging auf alle ihre Launen ein und überließ es ihr, ſich ihr neues Leben nach Belieben einzurichten.

In ihrer großen Wohnung, deren Ausſicht auf die belebte Kochbrunnenſtraße ging, konnte ſie ſchalten und walten, ohne nach einem tyranniſchen Vater oder einer auf „Kuſch“ erzogenen Mutter zu fragen, konnte ſich Toiletten beſtellen und ſich zu ihrem Verkehr wählen, wer ihr gefiel.

Sie ſchaffte zunächſt die Freundinnen ab, die allzu bürgerliche Ehen geſchloſſen hatten, und behielt nur ein paar luſtige Rheinauerinnen zum Verkehr bei, deren Männer ihren jungen, eleganten Frauen Villen gebaut hatten und Autos hielten.

Das Ziel ihrer Wünſche war, ein glänzendes Haus zu machen wie der Champagnerfabrikant Erler, und einen „Jour“ zu haben wie die Gräfin Teſſy, ein Haus, in dem jeder die Karte abgab, der zur Regierung oder zu einem der Regimenter Rheinaus gehörte.

Vorläufig brachte man es nur zu einer Reihe ſteifer Diners in Kollegenkreiſen, die man mit ebenſolchen Abendeſſen erwiderte. Den Glanzpunkt des Winters bildete ein Ball beim Präſidenten, wo Grete alle Spitzen Rheinaus wenigſtens einmal in der Nähe ſah. „Wenn du doch wenigſtens in einem Korps geweſen wärſt!“ klagte ſie ihrem Mann. Was hatte man von dieſen „guten alten Freunden“, die das Haus nur betraten,

um ihr Cello oder Bratſche zu ſtimmen und mit Ernſt bis in die Nacht hinein zu muſizieren, und die ſchon bei Tiſch von ihren Quartetten oder Trios anfingen. Da hatte Lutz doch ganz andere Verbindungen...

Er war als Fahnenjunker in ein Fußartillerieregiment eingetreten, ſtatt zu den Huſaren, „wo er eigentlich hingehörte“. Aber Ernſt konnte nicht für den Zuſchuß aufkommen, den ein Huſarenleutnant braucht. Und die gute Großmama ſtellte ſich taub. „Was hab' ich dir geſagt... ich hab' die ganz' Familie Kollin geheiratet und du heirateſt die Herweghs...“

„Geh, Großmutter, wozu brauchſt du denn das viele Geld. Der arme Junge muß nun bei den Fußbomben eintreten. Die ſind doch lang nicht ſo ſchick wie die Huſaren...“

Aber die alte Frau war eigenſinnig.

„Fußartillerie, das ſind ſolide Leut',“ ſagte ſie, „und man braucht ſie doch viel nötiger wie die windige Huſare.“

Von ihrem Vater wagte Grete nichts mehr zu verlangen.

So kam der ſchöne Lutz zur Fußartillerie nach Mainz. Aber er hatte ein glückliches Naturell.

„Ma chère,“ ſchrieb er ſeiner Schwägerin: „Ich bin zufrieden, geh' es wie es will. Ein freies Leben führen wir, ich hab' einen famoſen Vorgeſetzten, ein friſchfröhlicher Ton herrſcht im Regiment, es ſind fidele Kerle, mein Burſche kann kochen, und meine Wirtin iſt taub.“

Frau von Herwegh war beruhigt, daß er „wenigſtens unter Rheinländern“ war, der arme Junge.

Grete war gewiß keine Briefſchreiberin, aber wenn ein Brief von Lutz ankam, ſetzte ſie ſich gleich an den Schreibtiſch, um ihn zu beantworten. Oft kam ſie vor Lachen nicht weiter ...

Zeig meine Briefe um Gottes willen nicht unſerem Ernſt, ſchloß Lutz jedesmal. Und ſie waren auch nicht geeignet, im Familienkreis vorgeleſen zu werden, aber ſie amüſierten Grete.

Was ihr euch nur zu ſchreiben habt, wunderte ſich ihr Mann.

„Willſt du ihn leſen? — Bitte.“

Sie reichte ihm den roſafarbenen Brief.

„Nein, danke,“ wehrte Ernſt. Er konnte ſich das alles denken, was Lutz ſchrieb. Wenn Grete lieber, ſtatt ſolche Briefe zu ſchreiben, Klavier geübt hätte. Aber die junge Frau entwickelte mit einemmal Hausfrauentalente. Es machte ihr Spaß, mit den dicken Marktweibern, die unter ihren grauen Rieſenſonnenſchirmen auf dem Markt ſaßen, zu handeln. Ihre Wohnung war ſtets mit Blumen geſchmückt, überall ſtanden eingepflanzte Jardinieren, Blumentiſche und friſche Blumen in Vaſen, vor dem Fenſter blühten Geranien in weißen Käſten, die im Herbſt durch Erika und an Weihnachten durch kleine Tannenbäumchen erſetzt wurden.

„Was ſein muß, muß ſein.“

Die Familie war ſich darüber einig, daß ſich die junge Frau entſchieden anders entwickelte, wie es bei Gretes

flatterhaften Anlagen geſchienen hatte. Bald ſteckte die eine, bald die andere Schwiegermutter den Kopf zur Tür herein, oder Fräulein Schmidt kam, um mit ihren grauen Augen in den hellen Zimmern herumzuſpähen, ob es Ernſt „auch wirklich gut hatte“.

Wenn die Blumentiſche, die Goldfiſche und der Papagei in ſeinem vergoldeten Käfig beſorgt waren, das Kopenhagener Porzellan im Salon abgeſtaubt war und die perfekte Köchin, „das Emma“, ſeine Anweiſungen erhalten hatte, kleidete ſich Grete an und ging zu „ihrer Mama“. Nicht zu Frau Kollin, ſondern nach Mainzer Straße 4.

Mit der Schwiegermama konnte man „alles“ beſprechen. Sie lieh ſich Rezepte und bekam Anweiſungen, wie man „dem Emma“, dieſer unverfälſchten Perle vom Land, das Servieren beibrachte.

Als Frau von Herweghs erſtes Stubenmädchen damals in Oſtrowo ſie fragte, wie man Betten mache, hatte Frau von Herwegh erwidert, „das weiß ich nicht, ich war noch nie Stubenmädchen“.

Dieſe neue Mama war einfach köſtlich. Und ſo luſtig und urgemütlich war es bei ihr.

Die Theaterabende hatte man ſo eingerichtet, daß die Generalin, die phantaſtiſche Zaubermärchen bevorzugte, in „Oberon“ in neuer Ausſtattung oder „Die Königin von Saba“ mit Frau von Herwegh ging, während zu den Schauſpielen ſich Fräulein Schmidt Liane anſchloß, die Opern wie „Lohengrin und derartige Maskeraden“ verabſcheute.

Da zu dieſen Abonnementsabenden nun auch diejenigen der Kollins dazukamen, ſo war einem weitgehenden Theaterbedürfnis Rechnung getragen, und wer die Telephongeſpräche, die zwiſchen den Familien Herwegh, Kollin und General Ludwigers hin und her gingen, belauſcht haben würde, hätte geglaubt, daß ſich das Leben in der Mainzer Straße hauptſächlich um Vorſtellungen im Opern- oder Schauſpielhauſe drehte. Im Sommer kam das Reſidenztheater mit neuen Operetten dazwiſchen — Zirkuſſe und Kurgartenfeſte mit Feuerwerk und doppeltem Orcheſter, oder Rheinfahrten mit dem „Freßſchiff“, im November der Andreasmarkt mit Lachkabinetten und Schießbuden, Karuſſels und friſchgebackenen Waffeln, die herrlich im Freien ſchmeckten. Man wanderte zwiſchen den Buden auf und ab und bewarf ſich mit Konfetti, das Weihnachtsfeſt brachte feſtliche Vorbereitungen und Familiendiners, Faſtnacht Bälle und Maskeraden, und dem Oſterfeſt folgte der rheiniſche Sommer mit ſeinen warmen, milden, hellen Nächten, den Ausflügen in den Taunus, und Kollin ſpendierte Wagenfahrten. Es war immer etwas „los“.

Nur Liane blieb lieber leſend auf dem Diwan liegen. Man kann den Menſchen ja nicht zum Vergnügen zwingen.

*

An den Opernabenden, ſobald ſich die Haustüre hinter ihrer Mutter geſchloſſen hatte, verſchwand auch Liane; ſie nahm einen Wagen am Bahnhof und ließ ſich

durch die Kurhausallee zu ihrer Freundin tragen, und der Lümmel benutzte die Gelegenheit, das Café Alcâzar zu besuchen, in dessen türkischen Gemächern Bauchtänzerinnen ihre Künste preisgaben. Er hatte den Manager auf der Niersteiner Kirmeß kennen gelernt. Er betrieb die Beschleunigung des Abendessens, begab sich in Hut und Mantel selbst in die Speisekammer und holte einen Laib Brot, eine Wurst und die Butterdose. „Bringen Sie wat Bier, Trina, ich habe Eile, wichtige Geschäfte rufen mich."

„Ach ja, würden Sie lieber Ihre Aufgaben machen," sagte Trina, die bei der einsamen Lampe im Badezimmer saß und Strümpfe stopfte. „Was haben Sie denn davon?"

„Davon verstehen Sie nichts, Trina. Ich sehe dort die ‚schwitzende Säule', ‚das kalte Fenster' und andere Dinge, derentwegen der alte Erler erst nach dem Orient gondeln muß. Wir rauchen Tütin aus dem Tschibuk, und wenn wir uns verabschieden, sagen wir nicht adjes, sondern Frieden über dir."

„Das wird was Schönes sein. Wo liegt es denn?" fragte Trina.

„In der Rue Woiwoda. Die gibt es nicht? Ihr habt ja alle keine Ahnung vom Leben, und Sie täten auch gescheiter, statt Strümpfe zu stopfen, in die Rheinanlagen zu gehen und dort wertvolle Bekanntschaften anzuknüpfen." Aber daran hatte Trina nun mal „keinen Spaß". Von den Rheinanlagen hatte sie die Nase voll, denn dort hatte sie ja jenen Herrenschneider

kennen gelernt, mit dem sie so hereingefallen war. Der mußte auch immer in diesen miserablen Cafés herumsitzen, das „falsche Luder".

„Nun, dann kann ich Ihnen auch nicht helfen," sagte der Lümmel. Er hatte einen tatenreichen Tag hinter sich, hatte Tante Betty, die alles von Berlin kommen ließ, ihre Kiste in der Mainzer Straße ausgetragen, was er sich gut bezahlen ließ, hatte Lutz einen Brief „Nixe hauptpostlagernd" abgeholt und der Kollin. „Ernsts Schwiegerpanther", den Kleiderschrank mit dem Dietrich kunstvoll geöffnet, denn die Rheinauer Schlosser zeichneten sich dadurch aus, daß sie nie kamen, wenn man sie rief. Dann hatte er zwei Kaninchenfelle in der Goldgasse bei seinem Freund Levy zähe, aber mit Gewinn verhandelt. Sie entstammten seiner Zucht, die er im Hofe, zu Fräulein Schmidts Kummer, unterhielt, und schließlich hatte er Mamas Granatschmuck, der in einer vergessenen Kassette ein nutzloses Dasein führte, verkauft. Nun wollte er auch etwas von seinem Samstagabend haben.

„Schiffolar alsum, Trina! Das heißt: Wohl bekomm's." Er drückte den Hut auf den Kopf und ließ Trina allein mit ihren vielen Strümpfen. Und die Haustüre ließ er, da man ihm den Schlüssel entzogen hatte, hinter sich weit offen.

*

Ernsts Praxis hatte sich allmählich ausgebaut. Es gab in dieser Stadt eine Menge wohlhabender

Witwen, die ſich das Jahr hindurch meiſt auf Reiſen befanden und nur heimzukehren ſchienen, um die Maifeſtſpiele mitzumachen.

Dieſe hatten ihren Weg zu Herweghs Bureau gefunden. Es gab keinen liebenswürdigeren Berater wie Herwegh. Er war ſo recht das Gegenſtück zu dem groben Juſtizrat Ehrlich, der einen nie ausreden ließ. Und er legte einem das Geld außerdem beſſer an wie irgendein Bankier. Man bekam fünf bis ſechs Prozent bei Herwegh. Er hatte immer Hypotheken auf Goldenbergſche Häuſer zu vergeben, denn dieſem fiel es nicht ein, ſein Geld auf Häuſern roſten zu laſſen. Häuſer in der Kochbrunnenſtraße waren Gold wert, und die Witwen ſcheuten auch vor einer dritten Hypothek nicht zurück, wenn ihnen Herwegh dazu riet.

So war eines Tages Frau Adelheid Rumpf, die Cellotante, in Herweghs Bureau erſchienen. Reich, geizig, gichtig, in helle Mäntel gepreßt, auf dem Kopf einen turbanartigen Kopfputz, der mit Federn oder Reihern geſchmückt war, einen ſteifen, feiſten Mops an der Leine führend, begegnete man ihr überall, auf der Promenade, in den Cafés, im Kurgarten und Theater. Sie kam in einer diskreten Angelegenheit.

Ihr Schützling, ein celloſpielender junger Künſtler, „Sie haben ihn gewiß ſchon im Kurhaus gehört", dem ſie das Geld zum Studium gegeben hatte, war von einer Frauensperſon verführt worden, die nun auf Alimente klagte. Man konnte ihr zwar auch andere Männerbekanntſchaften nachweiſen, aber ſie war nun

einmal darauf verſeſſen, von dem Künſtler geheiratet zu werden, und drohte ſonſt mit einem Skandal. Herwegh nahm ſich der Sache an und ordnete die Angelegenheit zur Zufriedenheit aller Parteien. Das Mädchen wurde abgefunden, und Frau Rumpf konnte nun wieder beruhigt in den Kurgarten gehen und während des Celloſolos triumphierend wie eine aufgeregte Henne den Muſikpavillon umkreiſen, wo der junge Mann ſeine Kunſtſtücke auf der Kniegeige ausführte.

Ihre Dankbarkeit dem jungen Anwalt gegenüber äußerte ſich darin, daß ſie dieſen nun auch mit ihren geſchäftlichen Angelegenheiten betraute. Vor allem mit einem Prozeß, der ſchon ſo lang lief, daß er keinen Menſchen mehr intereſſierte außer Frau Rumpf. Es war eine kniffliche juriſtiſche Sache, die ſich um ein von ihr gekauftes Haus drehte, in dem ſich nachträglich der Schwamm herausgeſtellt hatte. Der ehemalige Beſitzer der Villa Trocadero war unterdeſſen geſtorben und der Prozeß zuungunſten der Witwe Rumpf entſchieden worden. Sie hatte dagegen Berufung eingelegt, und ſie „hing noch immer mit dem verdammten Haus in der Luft", denn hineinziehen konnte ſie ſchon wegen ihres Rheumas nicht.

Nun hatte ſie endlich einen Mieter dafür gefunden, einen Herrn Kottenhan, der aus Rußland kam und Größenwahn hatte, und Zimmerwände einreißen ließ, um eine Orgel einzubauen. Dieſer Narr hatte nun auch etwas von dem „Schwamm" gehört und hatte

sie verklagt, denn sie hatte ihn gleich mit einem zehnjährigen Kontrakt festgenagelt.

Darauf hatte sie wieder Kottenhan verklagt, weil er die Wände eingerissen hatte, ohne sie darum zu fragen.

Es war ein Rattenschwanz von Klagen und Berufungen „in Sachen der Witwe Rumpf", aber Herwegh machte sich guten Mutes dahinter.

War nun dieser endlose Prozeß in der Tat reif geworden, oder hatte sich das hohe Reichsgericht anders besonnen, jedenfalls hatte nach einigen Wochen Frau Rumpf diesen Prozeß gewonnen.

Ihre Dankbarkeit strömte auf Herwegh über.

Ihre sämtlichen Freundinnen, eine Schar älterer Witwen, die nachmittags die roten Samtbänke des Kurhauses füllten, kamen nun mit ihren Hypotheken, Aktien und Beschwerden zu ihm.

Es strömten allmählich Goldquellen in das Herweghsche Bureau, daß es dem braven Herrn Bantelmann angst und bange wurde.

Es galt als abgemacht, Prozesse, die Herwegh führte, gewann man.

Er wurde schon bei Gericht gefürchtet.

Er hatte die Rede in einem Maße in der Gewalt, daß die Hörer wie hypnotisiert lauschten. Er gab sich nie eine Blöße und behandelte alle Menschen gleich menschlich.

„Aber er sieht alles durch ein rosa Glas," sagte Liane.

„Nun, ist es nicht besser, als die Welt so nüchtern anzusehen wie du mit deinen dreiundzwanzig Jahren?"

ſagtedie Mutter. Auf ſie fiel nun ein doppelter Glanz zurück: der Reichtum der Schwiegertochter und die Siege ihres Sohnes am Gericht.

„Vielleicht wäre es beſſer umgekehrt," erwiderte die Tochter. „Aber es iſt nun mal ſo." Sie ahnte eine Gefahr.

„Er iſt für dieſe vielen verwickelten Geldgeſchäfte zu unerfahren und zu anſtändig."

„Man kann nie zu anſtändig ſein," ſagte die Mama. „Beſonders als Juriſt."

Aber Liane blieb dabei, „il embrasse trop de choses", und ſie blickte dem bläulichen Rauch ihrer Zigarette gedankenvoll nach.

*

Die Eppenhauſener Ziegelei arbeitete ihrem Bankrott entgegen.

Seit Ernſt als juriſtiſcher Beirat im Aufſichtsrat einen Einblick in die Geſchäfte bekommen hatte, ſah er, daß nur eines helfen konnte, nämlich die Konkurrenzfabrik aufzukaufen und ſie mit der anderen zu vereinigen. Winterich war dagegen, und die anderen Aktionäre hatten keine Luſt, noch mehr Geld in dieſes zweifelhafte Unternehmen zu ſtecken. Winterich ſchlug vor, eine beſſere Konjunktur abzuwarten und die ungeduldigen Aktionäre einſtweilen mit drei Prozent abzuſpeiſen.

Aber Herwegh war nicht für ſolche Flickereien. Er gab den Kampf ſo leicht nicht auf, wochenlang gingen die Verhandlungen hin und her, bis endlich eine General-

verſammlung über das Schickſal der Fabrik entſchied. Er hatte die meiſten Stimmen auf ſeine Seite bekommen, und der Kauf der zweiten Fabrik wurde beſchloſſen. Sie war nicht billig, der Unternehmer, ein Verwandter Goldenbergs, war feſt bei ſeinem hochgeſchraubten Preiſe geblieben.

Winterich legte ſein Amt als Leiter nieder und kündigte die Hypothek.

Das war ein ſchwerer Schlag. Herwegh hatte ihn aber erwartet. Die beiden, Kaufmann und Juriſt, ſtanden ſich von vornherein als Gegner gegenüber. Herwegh ſah die Gründe der fortwährenden Streiks der Arbeiter in ihrer Unzufriedenheit mit den elenden Wohnungen, in denen ſie lebten. In Eppenhauſen wurde ſo gut wie gar nicht gebaut, man flickte an den alten baufälligen Häuſern herum, kroch unter, wo gerade Platz war, das Städtchen vergrößerte ſich nicht.

Von den Wohlfahrtsbeſtrebungen Herweghs aber hielt Winterich nicht viel, wenigſtens würde dabei nichts Erſprießliches herauskommen, weder für Aktionäre noch für Herwegh, denn Dank hatte man doch nie davon.

Aber Herwegh beanſpruchte keinen Dank.

Er hatte billiges Gelände erworben, und die kleinen Häuschen der neuen Kolonie begannen aus dem Boden emporzuſchießen wie friſche Pilze. Nur brauchte man dazu neues Kapital.

Sein Schwiegervater wollte nichts mehr von dieſer Fabrik hören, aber Goldenberg fand ſich endlich bereit, die Hypothek zu ſtellen.

Ernſt führte ihn durch die Fabrik und zeigte ihm die neuen Anlagen. Wenn alles gut ging, kein Krieg kam und kein Streik, konnte man in einigen Jahren zehnfache Prozente verteilen.

„Und wenn wir auch nichts daran verdienen, ſo haben wir doch etwas Gutes damit getan," ſchloß Ernſt. Und er wies auf die weißen Arbeiterhäuschen der neuen Kolonie, die friſchgeſtrichen in der Sonne glänzten.

„Tun Sie niemals etwas Gutes, mein Lieber," ſagte Goldenberg, „wenn Sie ſich vor Kummer fürchten." Und er überſchlug im ſtillen, wie lange ſich dieſes überlaſtete Unternehmen wohl über Waſſer zu halten vermöge und wie lange er ſeine Hypothek darauf ſtehen laſſen würde. Er übernahm ein paar Aktien, die jetzt ſehr niedrig im Kurs ſtanden, im übrigen aber ließ ſich Goldenberg nicht durch einen jungen Enthuſiaſten blenden. Seine Hypothek war eine Hilfe, aber ſie genügte nicht. Und andere Freunde des Unternehmens wollten ſich jetzt nicht finden. Ernſt ſelbſt ſah ſich im Beſitze großer Mittel, die Klienten drängten ihm das Geld ja auf. Sollte er es in dieſes neue Unternehmen ſtecken, ſtatt es in Hypotheken anzulegen? Dieſe Sorgen warfen ihre Schatten auf ſeinen Weg. Er konnte an gar nichts anderes mehr denken.

Weshalb ſollte er die Summen, die man ihm anzulegen überließ, nicht in dieſe Fabrik ſtecken, die er für ſicher genug hielt, um ihr ſein ganzes eigenes Vermögen anzuvertrauen?

Herwegh war jetzt viel unterwegs,

In Eppenhausen war immer etwas los. Entweder streikten die Arbeiter oder sie hatten untereinander Streit, oder die Aktionäre sträubten sich vor den kostspieligen Wohlfahrtseinrichtungen.

Man berief den Anwalt fortwährend dorthin, denn nur ihm gelang es, die Arbeiter wieder an ihre Plätze zurückzuführen, er hatte Einfluß auf die Leute, er verstand sie zu nehmen, und sie suchten, wo sie konnten, seiner habhaft zu werden, um ihm ihre Familienzwiste vorzutragen, oder ihn um Rat zu fragen in juristischen Angelegenheiten.

Die Hauptsache war, daß die Fabrik jetzt arbeitete, denn die Aktionäre erwarteten von ihrem Geld auch endlich Leistungen.

Herwegh hatte seine Arbeit allmählich liebgewonnen, denn sie brachte ihn den Menschen nahe. Wie vielen hatte er schon den rechten Weg gewiesen, in wieviel zerrüttete Ehen hatte seine Hand rettend eingegriffen, er kam sich oft vor wie ein Arzt.

Wenn er dann abends hinaufkam in seine helle, blumengeschmückte Wohnung, ließ er alle Sorgen hinter sich und setzte sich an seinen Blüthnerflügel und spielte Bach.

Bei den Klängen seiner herrlichen Fugen wurde er über alles Irdische hinweggetragen. Und diese Fugen hatte der alte Meister als Übungen für seine Schüler geschrieben!

Ich bin doch ein glücklicher Mensch, dachte er.

Die Hypothekenangelegenheiten und die Verwaltung der Gelder hatte er allmählich dem Bureauvorsteher

Bantelmann überlaſſen müſſen, einem etwas verknöcherten Beamten, der zwanzig Jahre auf dem Ehrlichſchen Bureau Vorſteher geweſen war.

Der Zulauf, den allmählich das Herweghſche Bureau hatte, überraſchte am meiſten den alten Goldenberg. Auf dieſen Erfolg hatte er nicht gerechnet, denn Lutz hatte ihn vorausgeſagt, und die Prophezeiungen dieſes jungen Mannes pflegten meiſt nicht in Erfüllung zu gehen.

Dieſe milde Stimmung benutzte Lutz zu einer neuen Anleihe. Und der Alte gab ſie ſchließlich unter der Bedingung, daß Lutz einen Poſten Zigaretten übernahm, „Marke Neptun", die er linksrheiniſch unterzubringen hatte, denn auf dieſer Rheinſeite war die vorzügliche Marke bereits bekannt. Sie hatten inſofern mit dem Meeresgott etwas zu tun, als ſie auf der Überfahrt naß geworden waren, ſie waren aber wieder getrocknet, und Goldenberg beſaß einen Waggon davon.

*

Das große Ereignis, auf welches das Whiſtkränzchen ſpannte, ließ indeſſen immer noch auf ſich warten.

„Wie ſteht's denn bei der jungen Frau, Fräulein Schmidt? Immer noch nix in Ausſicht?" .

Fräulein Schmidt ſchüttelte betrübt den Kopf, als ſei ſie ſelbſt mit daran ſchuld. Gretes Mutter nahm dieſe Frage merkwürdig leicht. Aber „die Kollin" hatte es in ihrem Leben noch zu keiner eigenen Meinung gebracht und wagte der Tochter nichts zu ſagen. Eines

Sonntags nahm Frau von Herwegh ihren Sohn zwischen Mittagessen und Kaffee, in der Stunde, daß sich jeder in seine Ecke zurückgezogen hatte und Mittagsruhe hielt, ins Gebet. „Wie steht's denn eigentlich mit euch beiden?"

„Wie meinst du das, Mama?" fragte der ahnungslose Ernst.

Frau von Herwegh faltete die Hände über Fox, der auf ihrem Schoße schlummerte. „Nun, ich meine, wünscht ihr euch keine, oder wie ist das?"

Ernst sah sie verwundert an. Dann stand er auf und durchmaß lachend das Zimmer. „Mama, du bist köstlich, nein wirklich."

„Nun, was ist daran so Komisches?" fuhr Frau von Herwegh fort. „Bei uns war es ja auch so, aber wir haben uns eben erst keine gewünscht, aber doch nur zwei Jahre lang, und ihr seid nun schon im dritten verheiratet, und Grete sagte mir, daß kein Gedanke daran sei."

Ernst blieb am Fenster stehen und sah auf die neblige Straße.

„Also wollt ihr keine?" beharrte die Mama.

„Nein. Das heißt Grete will keine."

„Aha." Über Frau von Herweghs Gesicht zog ein verstehendes Lächeln. „Ja, diese jungen modernen Frauen, die sind uns über. Vielleicht ist sie von Liane angesteckt?"

„Nein, Mama." Er nahm ihre Hand, und während er gedankenvoll ihre Rubinringe betrachtete, gestand er

ihr mit einer Zartheit, die einem jungen Mädchen Ehre gemacht hätte, daß er eigentlich darunter litte... Unter der Leere des Hauſes, der Einſamkeit. Aber Grete hatte ſich nur unter dieſer Bedingung verheiratet.

Frau von Herwegh ließ den Fox vom Schoße ſpringen. „Und darauf biſt du eingegangen?“ rief ſie erſtaunt.

Ernſt tat es leid, überhaupt davon geſprochen zu haben. Er ſchwieg. Dann ſagte er: „Wir wollen darüber nicht reden, Mama, das macht man unter ſich aus.“

Frau von Herwegh ſtrich ihm über das lockige Haar. „Ja, mein Junge,“ ſagte ſie, „ich habe nur gemeint, es ſei etwas in dir nicht in Ordnung, und das kommt oft vom Herzen. Dein Vater hatte es auch manchmal, aber er hatte Geldſorgen... Solche Sorgen haſt du doch nicht?“ Und ſie forſchte ängſtlich in ſeinem Geſicht.

„Nein, ſolche Sorgen habe ich nicht,“ ſagte Ernſt.

„Und das Geſchäft... deine Praxis?“ verbeſſerte ſie ſich.

„Geht glänzend, ich muß noch zwei Schreiber nehmen.“

„Famos,“ ſagte ſie und ſchaute ſtolz zu ihrem Sohne auf. Aber ſie war nicht ganz beruhigt. Er durchmaß das Zimmer von einem Ende zum anderen, wie ein unruhiger Tiger im Käfig.

„Es iſt warm hier,“ ſagte er plötzlich und blieb ſtehen und fuhr ſich durch das Haar. Aus dem Nebenzimmer klang das Lachen Gretes und Lianes Stimme, die jemand nachzuahmen ſchien.

„Ach ja, sie ist ja noch so jung ... und es kann sich noch viel ändern mit der Zeit ... Aber frag' mich nicht mehr, versprich mir das, Mama. Ich kann nichts daran ändern, denn sie ist zu allem entschlossen, hat sie mir gesagt."

„Was heißt das?"

Ernst zuckte die Achseln. „Sie hat es jedenfalls gesagt ... Sie will kein Kind ..."

„Ja, aber du?" sagte seine Mutter.

„Ich habe vorläufig anderes zu denken, Mama, ich bitte dich, quäl' mich nicht mehr, ich ... ich kann nicht alles sagen, über so etwas spreche ich nicht gern. Was mir Sorgen macht, ist die Eppenhauser Ziegelei."

„Ach die," sagte Frau von Herwegh erleichtert. Geschäfte interessierten sie nicht.

*

„Es sind neue Zeiten und neue Menschen, Fräulein Schmidt," sagte die Generalin, die „ihren Tag" im Parkett des Opernhauses im „Verschwender" absaß, einem alten Stück, mit so vielen Verwandlungen, daß man in den Pausen ganz das vorher Gesehene vergaß. Sie hatte Frau von Herwegh Ernsts Geständnis entlockt, und in diesem Punkt waren sich die beiden Damen einig. Diese modernen Frauen wollten keine Sorgen, keine Schmerzen und keine Verantwortung tragen. „Und ich habe ein ganzes Menschenleben dazu gebraucht, um es zu verwinden, daß mir der Himmel keine Kinder geschenkt hat!"

Fräulein Schmidt blickte nach der Bühne, aber sie sah nichts von dem, was dort vorging, sie sah die kleinen, schneeweißen, lieben Jäckchen, die in ihren Schubladen lagen, sie hatten rosa Käntchen und hellblaue „für alle Fälle“. Nun war es damit nichts ... Armer Junge, dachte sie.

Frau von Herwegh war entzückt von der Schwiegertochter, es war ein ideales Verhältnis.

„So eine Tochter hab' ich mir immer gewünscht,“ sagte Frau von Herwegh und zog die Vorhänge in Lianes Schlafzimmer auf. „Und dann hab' ich dich bekommen ...“

„Ja, dafür kann ich nichts, Mama,“ gähnte Liane. Sie fand es grausam, daß man sie des Morgens aus dem Schlummer riß mit den Worten: „Steh auf, unsere Trina hat Wäsche.“

Die ganze Schulzeit hatte ihr die Mutter vergällt, indem sie ihre Kinder des Morgens aus den Betten trieb: „Steht auf, es ist Zeit zur Schule ...“

„Ja, wie sollte man es euch denn anders beibringen?“ sagte die Mama, und während sie Lianes Spinnwebwäsche, die auf Stühlen umherhing, zusammensuchte, begann sie wieder ihr Lieblingsthema. Liane solle doch etwas liebenswürdiger gegen Grete sein. „Sie legt es doch so drauf an, mit dir und der Tessy zu verkehren. Und du gehst nie hin.“

Es war doch gewiß ebenso nützlich, wie sich ins Zimmer zu vergraben, um Reisenovellen aus Kephalonia und Neufundland zu lesen oder Selbstbiographien längst

verblichener Größen, wie dieſes laſterhaften Duc de Lauzun oder alter ſpaniſcher Maler, die kein Menſch kannte.

„In Rheinau," bemerkte Liane.

Und es war ganz gleichgültig, ob die erſte Favoritin dieſes alten Henri quatre Henriette oder Gabriele geheißen, da er ja doch keine von beiden geheiratet hatte, ſondern die dicke Marie de Médicis.

„Mama, hör auf," rief Liane, „und laß mich mit Familie Kollin in Frieden. Es iſt ſchlimm genug, daß ich Sonntags mit ihnen zuſammen zu Mittag eſſen muß. Ich wünſchte nur, ich hätte zur Zeit Gabriele d'Eſtrées gelebt."

„So? Nun, dann wärſt du aber heute tot, und übrigens," ſetzte die Mama hinzu, „würdeſt du dich gewundert haben, denn du biſt ſehr empfindlich, und das durften die Damen Henri quatres nicht ſein. Steh jetzt auf, es iſt zehn Uhr, und ich kann nicht alles allein beſorgen, wenn ich auch noch Waffeln für die Teſſy backen ſoll."

An ſolchen Morgen überlegte ſich Liane, während ſie ſich die Strumpfbänder an den ſchlanken Beinen befeſtigte, ob ſie doch nicht beſſer einſtweilen Doktor Rickert geheiratet hätte. So oft ſie ihre Freundin zum Tee bei ſich ſehen wollte, gab es jedesmal vorher mit Mama eine Szene. Und dieſe Kämpfe, ob Lianes Zimmer geheizt werden konnte, ob die unbelehrbare Trina die weiße Servierhaube aufſtecken würde und Mama das Japanſervice, das nur zu dem Zweck ge-

kauft zu ſein ſchien, in einer Glasvitrine zu ſtehen, herausgeben würde, ſtatt dieſes entſetzlichen Zwiebelmuſters, das in der Mainzer Straße chroniſch war. Alle dieſe Widerwärtigkeiten machten Liane das Leben ſchwer, und ſie war immer froh, den Fittichen der Mama einmal zu entſchlüpfen, wenn irgend jemand ſie auf ein Landgut oder zu einer Reiſe in die Schweiz einlud. Aber bis es Sommer war, mußte ſie ſich in Geduld einhüllen.

*

Liane hatte ſich endlich herbeigelaſſen, ihre Schwägerin zum Tee zu beſuchen, unter der Bedingung, daß keine „Geſichter" dazu geladen wurden. Sie kam allein.

Groß und elegant ſtieg ſie aus dem Wagen, Emma riß die Tür auf wie vor einer Fürſtin, und im erſten Stock hoben die Schreiber ihre Naſen von den beſtaubten Akten, Liane kannten ſie alle von der Kurhauspromenade her. Die Atmoſphäre des Geheimniſſes umſchwebte ſie wie ein Parfüm. Die pikanten Gerüchte, die ſich die Herren von ihr auf den Kurhausbänken erzählten, hatten keinen ſicheren Boden, aber ſie witterten ſie wie Feinſchmecker Hautgout beim Wild.

Über Lianes Vergangenheit zerbrachen ſich die Männer den Kopf, die anderen, die ſie kannten, ſchwiegen.

Grete hatte den Teetiſch im Salon gedeckt, vor dem Gaskamin, und ihr feinſtes Service aufgeſtellt. Überall lagen friſche Spitzendecken ausgebreitet und dufteten Orchideen in hohen Gläſern.

Das Teewasser siedete in dem zierlichen silbernen Kessel, denn Liane trank nur selbstbereiteten Tee. Das Wasser mußte erst wallen, die Teekanne durfte um Gottes willen nicht aus Silber sein, denn sonst schmeckte der Tee nach Putzpomade, und die Porzellankanne mußte erst mit kochendem Wasser ausgespült werden. Der Tee wurde nach dem ersten Aufguß rasch wieder abgegossen und von dem Staub befreit, dann erst goß Liane das kochende Wasser tropfenweise auf den Tee, es wurde ein köstliches Getränk. Das ganze Zimmer duftete danach. „Von dir kann man wahrhaftig noch etwas lernen," sagte Grete.

Und dieses Teekleid von Liane, wie es ihr um die feinen Schultern floß! Ein Gedicht aus gelblichen Spitzen, rosig getöntem Chiffon unter blaßgrünem Crêpe de Chine, an der feinen Taille steckte ein Bukett violetter Parmaveilchen. Ach ja ... wenn Grete doch einmal das Geheimnis dieser Toiletten ergründet hätte, die sich Liane selbst erfand! Sie waren zwar nur lose geheftet, und auf die Hüte steckte sich Liane meist erst im Wagen die Reiher mit Stecknadeln fest. Ehe sie Liane kannte, hatte sie diese unvergleichlichen Gewänder als „vom Meyer an der Kurpromenade" stammend gehalten, dem Hoflieferanten, der nur für Erlers und Amerikanerinnen und die ganz großen Kokotten arbeitete. Den anderen Sterblichen war er zu teuer.

„Warum könnt ihr denn nicht eure paar Fähnchen selber zuschneiden?" sagte Liane, in die seidenen

Kiſſen hingegoſſen. „Ich brauche das nicht zu können ...“

Ja, wahrlich, Liane würde doch einmal einen Prinzen oder einen Induſtriemagnaten heiraten ...

„Und wenn mir's mal ganz übel geht, mach' ich einen Laden auf,“ ſagte die Schwägerin, „und lehre euch Männer behandeln ...“

Zu jeder neuen Toilette trug Liane ein neues Schmuckſtück. Es war ein Glück, daß ſie dichten konnte, ſie erfand nicht allein Kleider, ſondern auch Verſe in wundervoll hinreißendem Rhythmus und einer glutvollen Sprache, deren Poeſie man der kühlen Liane nicht zugetraut hätte.

Liane lächelte ihr undurchdringliches Lächeln. Sie dichtete, gewiß, aber ſie hatte von dieſen Gedichten noch nie viel mehr gehabt als die Ehre, in einem modernen äſthetiſchen Blatt gedruckt zu werden, das nur ein auserwählter Kreis ſich hielt. Und ſolche Blätter pflegen meiſt ſchlecht oder gar nicht zu bezahlen.

Ihre Mutter glaubte, daß Liane in der Pferdelotterie gewonnen habe. Herbert hatte immer ſolche zerknitterte Loſe in ſeiner Hoſentaſche, die er Gott und der Welt anbot und auf die doch einmal einer oder der andere hereinfiel.

Liane und Lutz waren eben Glückskinder.

Grete glaubte nicht an dieſe „Lotterie“. Viele Rätſel umgaben Liane. Dieſes Prinzeſſinnenleben, das Liane führte, man brachte ihr ſchon den Tee morgens ans Bett,

duldete Frau von Herwegh nur, „weil Liane immer ein zartes Kind gewesen". „Jawohl," sagte Liane, „Lutz und ich wurden mit der Flasche aufgezogen, das rächt sich jetzt, für Ernst war eine Amme da, deshalb steht er auch robuster dem Leben gegenüber wie wir. Und wenn Herbert nicht erschienen wäre, wäre die Menschheit auch nicht ärmer."

„Lest ihr nur eure Leihbibliotheksromane mit den Wanzen, ich will das Leben kennen lernen."

„Aber ist das nicht gefährlich?" fragte Grete.

Liane zuckte die Achseln. „Einige tauchen unter und schwimmen weiter, andere bleiben auf dem Grund."

Augenblicklich interessierte Liane Rassenhygiene. Sie war seit einiger Zeit von dem hohen Adel abgekommen und zu der Wissenschaft übergegangen.

„Die Sorte Lutz kenn' ich nun."

In ihrem Wortschatz kamen Ausdrücke wie „plaie sociale", „Lombrosische Theorie", „Analogie griechischer Hetären" und so weiter vor, sie las jetzt Peladons Vice Suprême und Le petit art d'aimer „zum Dessert".

Wer gibt dir denn diese Bücher, Liane?"

„Ein Freund," sagte diese ruhig.

Ein Freund? Eine märchenhafte Perspektive tat sich vor Grete auf. Der arme Rickert war es sicher nicht. Der hatte ja auf ihrer Hochzeit von Liane einen Korb bekommen. Sie hatte ihm erklärt: „Wir passen nicht zusammen, Herr Doktor, Sie würden mit mir sehr unglücklich werden, denn ich tauge ebensowenig zur Ehe wie Sie zum Junggesellen. Verheiraten Sie

ſich recht bald und tragen Sie meine Offenheit Mama nicht nach, denn die liebt Sie nun einmal."

Sie hatte mit dem armen Rickert auf gute Kameradſchaft angeſtoßen, aber dieſer hatte nur ihr Glas mit dem ſeinen leicht berührt und es dann weggeſetzt, und war bald darauf ſtill gegangen.

Er war tödlich gekränkt.

Und wie das ſo iſt bei den Gutmütigen, es dauert lange, bis ſie gekränkt ſind, aber ſind ſie es einmal, ſo kann keine Macht der Welt ſie wieder umſtimmen. Er kündigte ſeine Wohnung Ecke Mainzer Straße, verzog in die obere Taunusſtraße und ſchickte Frau Kollin ſeine Rechnung, die übrigens recht beſcheiden ausfiel.

Herr Kollin bedauerte ſehr, daß man durch dieſe verrückte Liane einen Mann, der ſo famoſe Kartenkunſtſtücke wußte und ein ſo vortrefflicher Skatſpieler war, aus dem Kreiſe verlor. Aber auch ſeinen jovialen Anzapfungen auf der Kurhauspromenade gelang es nicht, den Gekränkten umzuſtimmen.

Auch Frau von Herwegh tat es leid, aber wenn Liane „es doch nicht konnte", ſo war daran nichts zu ändern.

Von der Teſſy konnte Grete nie genug hören.

Dieſe Düſſeldorferin war ſchon zweimal geſchieden. Ihr erſter Mann ſollte ein ruſſiſcher Großfürſt geweſen ſein, der ſie zur linken Hand geheiratet und ihr den Namen einer Gräfin Teſſy gegeben hatte, der zweite, von dem ihr Reichtum ſtammte, hatte eine Fayencerie bei Paris gehabt und war geſtorben, der

dritte war ein beßarabiſcher Prinz, mit dem die Gräfin einige Jahre in Konſtantinopel gelebt und von dem ſie ſich getrennt hatte. „Es lag ein Land dazwiſchen.“

Solche Männer eignen ſich nicht zur Ehe,“ ſagte Liane.

„Wieſo?“ fragte Grete.

Und ſie erfuhr, daß es viele Arten der Erotik gibt, daß jedes Land, jede Menſchenraſſe ihre eigene beſaß und ausübte, daß die der Germanen ſo verſchieden war von der der romaniſchen Völker, wie die der Auſtralneger ſich von der Erotik der Inder unterſchied. Daß jede Nation und Raſſe ihre eigenen Schönheitsideale beſaß, und welche Anziehungskraft exotiſche Männer, wie Neger, Araber, Abeſſinier, Marokkaner, Inder, Japaner und andere, auf weiße Frauen ausübten ... Sie hörte von ſeltſamen Liebesaffären zwiſchen dieſen ungleichen Paaren, von romantiſchen Entführungen und tollen Abenteuern. Das Eigenartige und Pikante der fremden Raſſen wirkte wie ein Fetiſch auf weiße Frauen. Es war die Phyſiognomie, die Hautfarbe, der Geruch, die Tätowierung, der Schmuck, die fremdklingende Sprache dieſer wilden Menſchen, die faſzinierte und berauſchte. Dagegen hatten wieder weiße Männer ein Faible für Mulattinnen und Kreolinnen. Schon die Schwarzen, die Napoleon von ſeiner Ägyptiſchen Expedition mitgebracht, fanden großen Zuſpruch von Männern und Frauen ...

In Amerika ſpielte das coloured girl eine ſtark anziehende Rolle für den Yankee, und die ſtolzeſten

Amerikanerinnen verſchenkten zuweilen ihre Gunſt an männliche Niggers ...

Grete lauſchte mit verhaltenem Atem. Nie hatte ihr jemand dergleichen erzählt. Ernſt wies alle Verſuche, von erotiſchen Dingen zu ſprechen, energiſch von ſich, als ſeien ſie etwas Unreines. Und ſie waren doch da. Man konnte doch dagegen die Augen nicht verſchließen ... Liane berührte dieſe Dinge wie etwas Alltägliches, das ſich unter ihren Augen abſpielte.

Die Gräfin, der man ſo viele Abenteuer nachſagte, war eigentlich eine kühl reſervierte Natur, der Typus einer femme de glace, deren natürliche Zurückhaltung gerade auf die Männer einen großen Reiz ausübte, und ſie war innerlich ihrem erſten Geliebten treu geblieben.

Sie traf ihn jedes Frühjahr an der Riviera, wo der Großfürſt hinkam, um zu ſpielen. Nächſtes Jahr begleitete ſie Liane dorthin.

„Ja, du biſt zu beneiden, Liane."

„Wieſo? Ich finde das abſolut nicht," meinte Liane, „und eine junge Frau ſollte das eigentlich von niemand ſagen."

„Nein, ſo meinte ich es auch nicht, Liane, aber meine Freundinnen hier ſind ſo ganz anders, es ſind alltägliche Naturen und haben für nichts Intereſſe."

„Warum haſt du ſie dir denn ausgeſucht?" ſagte Liane und goß zum zweitenmal Tee auf.

Nach fünf Uhr kam Ernſt herauf und bekam ſeinen Tee. Es war ſchon dämmerig, aber Liane wollte

kein anderes Licht als das des Kamins und den Widerschein der zuckenden gelben Flamme auf dem weißen Bärenfell, auf dem sie hingegossen lag. „Du könntest uns mal wieder etwas deklamieren," bat Ernst. Nach seiner trockenen Aktenwirtschaft tat ihm so etwas not. Liane hatte den rotblonden Kopf mit dem schweren Gelock in die feine Hand gestützt, an der die blitzenden Armreife funkelten, und schaute sinnend in die Flammen. Dann begann sie langsam mit ihrer weichen, gedämpften dunklen Stimme:

„Wie rafft' ich mich auf in der Nacht, in der Nacht,
und fühle mich fürder gezogen,
Die Gassen verließ ich, vom Wächter bewacht,
durchwandelte sacht in der Nacht, in der Nacht
Das Tor mit dem gotischen Bogen . . ."

Ernst hatte die Stirn in die Hände gelegt und die Augen geschlossen.

Liane betrachtete ihn, während sie sprach . . .

„O wehe, wie hast du die Tage verbracht,
Nun stille du sacht in der Nacht, in der Nacht
Im pochenden Herzen die Reue."

„Von wem war das, Liane?" fuhr er auf.

„Von Platen . . ."

„Ah, von dem also . . . Sag es noch einmal," bat er, „es war so schön . . ."

„Ich spreche ein Gedicht nicht zweimal hintereinander," sagte Liane.

„Nun, dann nur den letzten Vers . . .“

Und ſie wiederholte ihn, während ſie ihren Bruder beobachtete . . . Irgend etwas kam ihr verändert an ihm vor. „Wenn das du ſo ſagſt, Liane, könnte man wirklich glauben, du habeſt ſchon etwas durchgemacht.“

Liane ſchwieg und ſpielte mit ihren Armreifen . . . Sie beſaß eine Menge dieſer feinen, blitzenden Reifen, mit Diamanten beſetzt, von denen ihre Mutter glaubte, daß es „ausgezeichnete Nachahmungen“ ſeien.

Als Liane heimging, waren ihre Gedanken bei dem Bruder. Ich weiß nicht warum, dachte ſie, aber mir iſt, als bereite ſich mit Ernſt etwas vor . . .

*

Am nächſten Mittag, Herwegh hatte gerade ſein Bureau geſchloſſen, erſchien der Kammerdiener der Fürſtin Raſumichin, die in den „Vier Jahreszeiten“ wohnte, bei ihm und brachte eine ſchwere eiſerne Kaſſette, die den Familienſchmuck der Fürſtin enthielt. Dieſe war im Begriffe, nach dem Kaukaſus zu reiſen, Weihnachten wollte ſie wieder zurück ſein. So lange ſollte der Schmuck hierbleiben. Da es ſchon ſpät war und Bantelmann den Stahlſchrank geſchloſſen hatte, nahm Ernſt den Diener mit hinauf, um ihm die Quittung auszuſtellen.

Während er den Inhalt der Kaſſette im Salon mit dem Manne aufnahm, kam Grete herein. „Gott, ſo komm doch endlich,“ ſagte ſie ungeduldig. „Immer, wenn wir Fiſch haben, haſt du ſolche Geſchichten,“

und ſie machte ſich ärgerlich an dem Blumentiſch zu ſchaffen, ohne den Kammerdiener eines Blickes zu würdigen.

„Was war es denn wieder?“ forſchte ſie, als die Suppe endlich aufgetragen werden konnte und ſie ſich im Speiſezimmer gegenüberſaßen.

„Ach, nichts, es hat mir nur eine Dame ihren Schmuck zur Aufbewahrung übergeben.“

„Warum ſpracht ihr denn franzöſiſch?“

„Weil der Diener kein Deutſch kann und ich kein Ruſſiſch,“ ſagte Ernſt. Er hatte die Kaſſette neben ſich auf einen Stuhl geſtellt.

Der Fiſch war natürlich zerfallen. „Das iſt nun wirklich kein Unglück, Grete,“ tröſtete er ſeine Frau. „Ich eſſe ihn auch ſo ...“

Als ſie beim Kaffee ſaßen, wollte Grete gern den Schmuck ſehen. „Mach mir die Kaſſette doch mal auf,“ bat ſie.

„Das kann ich nicht.“

„Warum kannſt du es nicht?“ fragte ſie naiv. „Das iſt doch kein Geheimnis. Ich will ja nur hineinſehen ...“

Endlich gab er nach. Sie räumte das Kaffeegeſchirr zur Seite und ſtand begierig hinter ihrem Mann. Die Kaſſette ſprang auf. Ein Türkiſenhalsband, mit Perlen beſetzt, ſchimmerte ihr entgegen. Sie ſtieß einen entzückten Ruf aus. Mit raſchem Griff nahm ſie ein weiches goldenes Ketten-Schlangenarmband heraus. Es ſchmiegte ſich kühl und weich um ihr Handgelenk wie eine Schlange. Zwei ſchillernde Augen aus

Smaragden waren dieſer Schlange eingeſetzt, Smaragde. Gretes Augen blitzten. Auf dem weißen Grunde blinkten ihr zwei köſtliche lange Ohrringe entgegen. Sie nahm ſie in die Hand: „Laß mich doch, Ernſt. Sei doch nicht ſo. Ach, der wonnige Ring!“ Sie ſtreifte ihn an.

Er nahm ihr die Sachen wieder ab und legte ſie in die Kaſſette: „Ich will es nicht, laß das. Das gehört nicht uns.“ Aber ſie ſchmeichelte und bat. Nur einmal wollte ſie die Ohrringe anziehen, die dort unten aus der Tiefe des Kaſtens ſchimmerten. „Nur zum Spaß.“ Ihre Wangen brannten wie im Fieber, ſie ſtreckte bittend ihre Hände aus. Er gab nach. Sie befeſtigte die Ohrringe vor dem Spiegel in ihren kleinen roſigen Ohren. Sie beſtanden aus zwei wundervoll geſchliffenen Smaragden, an denen je ein großer Diamant wie ein Tautropfen hing. Grete atmete tief auf. Sie war heiß vor Erregung. Schmuck!! „Siehſt du, Ernſt, das iſt bei mir dasſelbe Gefühl, wie wenn du Bach ſpielſt. Sehe ich jetzt wie eine ruſſiſche Fürſtin aus, Ernſt?“ fragte ſie.

„Nein,“ ſagte er, „du ſiehſt aus wie Grete Kollin.“

Grete tat den Schmuck erzürnt augenblicklich wieder ab. In ihrem Eifer verfingen ſich die Spitzen ihrer Ärmel an der Kaſſette, dieſe ſtürzte um und ihr Inhalt ergoß ſich auf die Tiſchdecke. Perlen, Ohrringe und Armbänder rollten auf den Teppich.

„Herrgott, Grete.“ Sie beeilten ſich, alles wieder aufzuſammeln. „Wenn uns jemand zugeſehen hätte!“

Er verschloß die Kassette und nahm Grete das Versprechen ab, niemand, auch nicht seiner Mutter, etwas davon zu sagen, daß er ihr den Schmuck gezeigt hatte.

„Ich verspreche es dir in die Hand," sagte Grete.

Die Fürstin war in den Kaukasus abgereist, die Kassette stand wohlgeborgen in Herweghs eisernem Schrank, andere Ereignisse hatten diesen Zwischenfall bald verwischt. In Eppenhausen waren durch Gewitter Überschwemmungen entstanden und hatten in der Fabrik Erdrutschungen veranlaßt. Dadurch waren große Vorräte verdorben und ein halbfertiger Ringofen eingerissen worden. Die neu angekaufte Fabrik war auf sumpfigem Gelände erbaut und bei Überschwemmungen waren diese Erdrutsche unvermeidlich. Man hatte schon früher davon gehört, aber doch nicht damit gerechnet, daß der Boden so leicht nachgab.

Diese Bodenbeschaffenheit machte Ernst die größte Sorge. Er konnte es daher unmöglich so tragisch nehmen, daß ihm Grete unter Tränen verkündete, daß die Köchin mitten im Monat gekündigt hatte. „Unser Emma geht! Es will mit einer Kurhauswanze nach Belgien, denk nur!" Ereignisse, die in das Wirtschaftsleben einschnitten, nahm Grete immer sehr ernst, denn sie brachten Unbequemlichkeiten.

Das Whistkränzchen tagte heute bei Fräulein Schmidt. Die Silbereisen, eine hagere blitzsaubere Servierfrau, welche im Nebenamt Büglerin war, half den Damen im geheizten Schlafzimmer ablegen. Und da alle fast

gleichzeitig kamen, füllte Fräulein Schmidts Schlafzimmer ein fröhliches Stimmendurcheinander.

Die behäbige Frau Sanitätsrat Ostermann, die blonde Frau Justizrat Huppert, Frau Oberbaurat Lengenich vertraten die Beamtenschaft. Die verwitwete Frau Pistorius führte eine Familienpension in der Rheinstraße, aber keine „Pension Metropole", in die man mit zugelegten Grafentiteln segelte, sondern ein blankes, gut bürgerliches Haus mit rheinischer Küche und einem Haushalt, der wie am Schnürchen lief — Fräulein Rettig, eine reiche Rentnerin, die „auch bei der Unverzagt arbeiten ließ", nahm ihrer scharfen Zunge wegen eine führende Stellung im Whistkränzchen ein. Sie gehörte zu den regelmäßigen Kurhausbesucherinnen, die kein Nachmittagskonzert versäumen, hätte sich aber sehr verbeten, etwa zu der Kolonne der Cellotante gerechnet zu werden. Sie und die Pistorius vertraten die gediegene rheinische Bürgerschaft, die Generalin und die Majorin dagegen die „Gesellschaft" Rheinaus. Frau von Herwegh hatte aber deshalb doch der Rettig den Platz auf dem grünen Ripssofa neben der Generalin überlassen. Sie legte keinen Wert auf Ehrungen und plauderte lieber, mit wem sie gerade Lust hatte. Tante Betty umgab immer noch etwas nordische Eisluft.

Wenn etwas in diesem Kreis geschehen war, das geheim bleiben sollte, pflegte jeder, der zu dem Whistkränzchen gehörte, zu sagen: „Erzählt es um Gottes willen nicht im Kränzchen."

Die Rheinauer Damen waren begeisterte Hessen-Nassauerinnen, nicht zu verwechseln mit Hessen-Darmstädterinnen oder Kasselanerinnen, das war wieder „ganz was anderes“. Die gingen sie gar nichts an. Obwohl dieses Land unter Preußens Herrschaft groß geworden und seinen Aufschwung erlebt hatte, betonten sie doch bei politischen Unterhaltungen stets die Mußpreußinnen, die sie seit 1867 waren.

Alle waren wohlhabend, ließen alle Endsilben aus, und es ging unter ihnen immer sehr vergnügt und etwas geräuschvoll zu, denn die meisten kannten sich noch von der Schule her.

Da für Liane Whistkränzchen nicht existierten, so ignorierte dieses natürlich auch Liane. Für die Whistdamen hatte Frau von Herwegh nur Söhne.

„Die gute Frau Major“ war gewiß keine Erzieherin. Sie war nur darauf bedacht, ihren Kindern ein Heim zu bereiten, in dem sie sich wohlfühlten wie in einem warmen Nest.

„Aber es war doch nicht das Richtige.“

Jungens wie Herbert mußten Prügel beziehen statt Taschengeld. Fräulein Schmidt nahm zuweilen den Lümmel ins Gebet, während er ihr mit allen Monteurkniffen die elektrische Leitung ausbesserte.

„Was willst du denn werde, wann du bei Einjähriges nit hascht?“ Dann lachte ihr der Bengel ins Gesicht. „Es gibt ja Gott sei Dank auch noch freie Berufe.“

Über Herrn Lutz war man auch orientiert. Aber er entwaffnete jede Dame schon allein durch seinen ritter-

lichen Handkuß. „Er hatte nun mal so was," fand selbst die bissige Rettig.

An Ernst war nichts auszusetzen, man gönnte ihm seinen Erfolg von Herzen, er war ein guter Sohn, ein tadelloser Ehemann und „trug seine Frau auf Händen". Was wollte man mehr?

Und er grüßte alle Damen schon von weitem mit dieser weltgewinnenden Herweghschen Artigkeit, die leider Liane nicht geerbt hatte.

Wenn Fräulein Schmidt in Wiedergabe des wolkenlosen ehelichen Glückes des jungen Paares schwelgte, so ließ man ihr das Vergnügen. Vielleicht war es wirklich so. Man hatte sich herbeigelassen, auch „die langweilig' Kollin" ins Kränzchen aufzunehmen, obwohl sie schlecht Whist spielte und nie etwas von Bedeutung sagte.

Aber dafür sagte die Tochter um so mehr.

„Denkt euch mal, unser Emma geht," platzte Grete heute in das versammelte Kränzchen.

„Ach du lieber Gott," entfuhr es ihrer Mutter. „So ein gutes Mädchen! Drei Jahre war sie bei uns, und achtzig Mark hat sie bekommen!" Auch die anderen beteuerten ihr Mitgefühl. Nachdem sich Mama Herwegh, Tante Betty und Fräulein Schmidt erboten hatten, sich gleich morgen strahlenförmig in die Stadt auf die Suche nach einem neuen Mädchen zu begeben, beruhigte sich die junge Frau endlich und nahm von den duftenden Kreppeln, die ihr Fräulein Schmidt hinschob. Sie waren in Butter gebacken und mit rheinischem

Apfelkraut gefüllt. Und man ging zu anderen Themen über.

„Wie ist denn die Sach' mit der Cellotante ausgegange? erkundigte sich Frau Ostermann, welche das Kurhaus als Sündenbabel betrachtete.

Grete, berichtete was sie wußte. Der Cellokünstler hatte Alimente gezahlt, und das Mädchen hatte darauf ihren Hausknecht vom Café Alsázar geheiratet.

„Und der war's natürlich?"

„Nein, Frau Sanitätsrat, es war der Cellist, die Sorte kenn' ich," sagte die Rettig vom Sofa her.

„Wie heißt das Café?" Die Generalin blickte von ihren Eisdeckchen auf.

„Alsázar, es ist was Türkisches," sagte Grete. „Ich glaube, Herbert war mal dort." Fräulein Schmidt winkte ihr erschrocken mit den Augen. „Was macht denn dein Mann?" suchte sie abzulenken.

„Von meinem Mann hab' ich rein gar nichts mehr," beklagte sich die junge Frau, „seit er die greuliche Eppenhausener Geschichte hat." Und nun kamen die Erdrutsche, die neue Fabrik, der eingerissene Ringofen, die verlorenen Vorräte und das schlechte Gelände.

„Daß er sich aber auch noch so eine Fabrik auf den Hals lädt," fand Frau Justizrat Huppert, deren Schwiegersohn ebenfalls Anwalt war, aber „noch sehr zu kämpfen hatte". Er hatte wenig Zulauf und mußte von den Schwiegereltern unterstützt werden.

„Und dabei die Praxis!" rief Fräulein Schmidt, welche die Kuchen in ständiger Bewegung hielt:

Streuſelkuchen, Speckkuchen und Blätterteigkuchen, des Landes Spezialität. Und eben trug die Silbereiſen große Rhabarberkuchen, Käskuchen und Zwetſchgenkuchen mit Rahmſoße herein.

„Nachher geb' ich Ihnen von meinem Speckkuchen mit," flüſterte Fräulein Schmidt zärtlich Grete zu. „Den ißt er ſo gerne." Ernſt war nun einmal ihr Liebling. Sie konnte nie genug von ſeiner Praxis hören.

„Denke Sie mal, Frau Piſtorius, jetzt komme ſchon die Fremde daher und bringe dem Herr Rechtsanwalt ihre Schmuck ins Haus."

„Ei ſo was war ja noch nit." Die Damen legten die Häkelarbeiten hin. „Für was taten ſie ihn denn nicht zum Bankier ins Safe?"

War er denn auch geſichert, daß er ihm nicht wegkam? Man hatte doch ſchon ſo manches gehört von jungen leichtſinnigen Schreibern?...

„Ach, der liegt ſchon ſicher," ſagte Grete. „Er hat ja ſein Geldſchrankzimmer mit vergitterten Fenſtern und doppelter Wand, in das nur er und Herr Bantelmann kommt."

„Iſt der Bantelmann auch ganz ſicher?" wurde ſie gefragt. So ein Mann hatte doch auch ſeine Anwandlungen.

Grete lächelte. „Bantelmann! Der zwanzig Jahre beim Juſtizrat Ehrlich Bureauvorſteher war!"

„Dann muß er kein Jüngling mehr ſein," fand die Rettig und zog den dicken Wollknäuel der Katze weg,

die sich unterm Tisch herumtrieb und beständig nach diesem weißen Knäuel haschte.

„Der sieht selbst aus wie ein Safe," sagte Grete. „Mich kann er nicht leiden, ich weiß nicht warum. Vielleicht sind ihm meine Hüte zu groß. Ich hab' noch keine fünf Worte mit ihm gesprochen, und den Grußkomment heb' ich nächstens mit ihm auf."

„Laß dir nur nichts von dem gefallen," sagte Mama Herwegh, welche an einem Gobelin stickte, den sie kurz vor Ernsts Geburt begonnen hatte.

„Den Schlüssel trägt Ernst stets bei sich, Herr Bantelmann hat den zweiten. Vielleicht ist ihm das zu Kopf gestiegen."

„Mit so 'me Bureauvorsteher das is grad wie mit einer alt' Köchin," meinte die Pistorius. „Zuerst ist sie ausgezeichnet und zuletzt färcht m'r sich vor ihr."

Es war Grete schon schwer genug geworden, eine ganze Woche von dem Schmuck der Fürstin Rasumichin zu schweigen, aber heute brachte sie es einfach nicht länger fertig. Wozu auch? Es war ja kein politisches Geheimnis! Und nun kam der Diener mit der schweren Kassette, deren Größe Grete mit ihrer Stecknadel auf der Kaffeedecke aufzeichnete, die Kassette sprang auf und die Brillanten, Türkise und Smaragde funkelten. Sie sah alles wieder vor sich, beschrieb die Schönheit und Reinheit der Steine, ihre Fassung und ihren Wert.

Es ist ein Unterschied, ob man Perlen und Edelsteine hinter dem Glasfenster des Juweliers betrachtet oder

ſie am Halſe getragen und an den Händen gefühlt hat. Und ſo erfuhren die Damen unter dem Siegel der Verſchwiegenheit, welch märchenhafter Schmuck in Ernſts Geldſchrank ruhte.

„Hawe Sie's gehört, Frau Silbereiſen?" wandte ſich Fräulein Schmidt, welche keine Gelegenheit, Ernſts Ruhm zu verkünden, unbeachtet vorbeigehen ließ, zu der Servierfrau, welche Kaffee einſchenkte.

Alle wunderten ſich, weniger über die Größe der Steine einer ruſſiſchen Fürſtin, als daß dieſe Dame Ernſts feuerfeſten Schrank für ſicherer hielt wie ein Stahlfach beim Bankier, und noch am ſelben Abend ſickerte die Geſchichte von dem fürſtlichen Schmuck weiter durch die vielen kleinen Äderchen und unſichtbaren Leitungen wie das Quellwaſſer, das die Stadt ſpeiſt.

*

Der 24. Dezember wurde ſtets bei Herweghs in der Mainzer Straße gefeiert. Frau von Herwegh hatte ſchon wochenlang vorher Marzipan und Lebkuchen gebacken, das Haus duftete nach Paſteten, in der Küche half der Lümmel Trina Karpfen putzen.

Im Salon ſteckte Lutz, der zu den Feſttagen aus Mainz herübergekommen war, die Lichter auf den Baum, Liane ſaß im Friſiermantel in ihrem Zimmer und kämmte ihr goldenes Vlies. Sie ſah zerſtreut und ſchon im voraus etwas ermüdet aus von den kommenden Familienfeſten. Am erſten Feiertag war man bei Kollins, am zweiten bei Generals, am dritten bei dem jungen

Ehepaar. Sie hatte der Teſſy abſchreiben müſſen: „Ich muß Familie ſimpeln.“ Plötzlich läutete das Telephon, und ſie hörte ihre Mutter im Hausflur ſprechen.

Dann kam dieſe herein, ganz blaß und verſtört. „Liane,“ ſagte ſie, „ich weiß nicht, mir iſt ſo angſt...“

Liane drehte ſich um und ſah ihre Mutter an, die noch die weiße Backſchürze trug. „Warum angſt?“

„Ich weiß es nicht... Vorhin klingelte das Telephon, und mir war, als hätte ich Ernſts Stimme gehört, aber es war nur der Fiſchmann, der fragte, ob die Karpfen eingetroffen wären.“

„Nun, das iſt doch kein Grund zum Erſchrecken,“ ſagte Liane, während ſie das Licht unter der Brennſchere anzündete.

„Ich weiß nicht, mir iſt ſo angſt, es ſei Ernſt etwas geſchehen. Es gibt Ahnungen.“

„Dann ruf ihn doch einfach nochmal an,“ riet Liane.

Das hatte ſie ja auch ſchon getan, aber keine Antwort erhalten.

„Er wird ſtark beſchäftigt ſein heut, Mama.“

Frau von Herwegh ſchüttelte den Kopf und ging wieder nach der Küche.

Man wartete ſchon ſeit einer Stunde auf die jungen Herweghs. Die Lichter am Baum wurden wieder ausgelöſcht. Liane ſtand am Fenſter und ſchaute auf die neblige Straße. Der Tiſch war feſtlich gedeckt und Frau von Herwegh ging unruhig hin und her. Lutz ſaß in der Sofaecke, rauchte eine Zigarette nach der anderen und las „Morale galante ou l'art de bien

aimer", ein Buch, dem man anſah, daß es ſchon andere Leſer intereſſiert hatte. In der Bratpfanne ziſchte die Weihnachtsgans, und das Punſchwaſſer ſang unter der Teemaſchine. Plötzlich klingelte es wieder, und Ernſts Stimme war am Telephon hörbar. Er bat um Entſchuldigung, er habe eine wichtige Abhaltung gehabt, ſie kämen in einer halben Stunde. Ohne weitere Erklärungen zu geben, brach er ab. Liane und Lutz ſahen ſich an.

„Eheliches Zerwürfnis, erſter Akt," bemerkte Lutz. „Wie ſtehn ſie denn eigentlich miteinander in puncto amoris?" Liane zuckte die Achſeln. „Gretes Wohlbefinden hängt von dem Gelingen der Unverzagtſchen Toiletten ab, und von einem Philiſter wie unſerem Ernſt kann man nur erwarten, daß er ſich im Schoße der Familie glücklich fühlt." — „Na ja," meinte Lutz, vertieft in die Geſchichte der Donna von Avales, der Prinzeſſin aus Neapel, die von ihrem Gatten, dem Prinzen von Venuſa, der ſie mit ihrem Geliebten, dem Grafen Andriane, überraſchte, getötet wurde.

„Die waren grauſamer wie wir. Ich bin überzeugt, Ernſt würde milder denken."

„Wenn du dich nur nicht darin täuſcheſt, Lutz," meinte Liane, die ihren Nägeln roſige Farbe verlieh.

Lutz ſchwieg. Die Korreſpondenz mit ſeiner Schwägerin war eingeſchlafen, ſeit er intereſſantere Gegenſtände in Mainz für ſeine Verehrung gefunden hatte. Immerhin freute er ſich auf Grete. Es beſtand zwiſchen ihnen eine Gemeinſchaft, die man nicht erklären kann, nicht

einmal durch das abgedroschene Wort von den Gegensätzen, die sie magnetisch anziehen.

„Das ist auch so eine falsche Münze, die man über die Liebe geprägt hat," sagte Liane. „Diese Gegensätze! In eine lebenslängliche Ehe verpflanzt, können sie nur Reibungen und Kämpfe ergeben, weiter nichts."

„Aber die Liebe?" warf Lutz ein, dessen Gedanken nun einmal diese Richtung genommen hatten.

„Ach, die geht so rasch vorbei," sagte die melancholische Liane. „Aber die Gegensätze bleiben." In diesem Augenblick läutete die Flurschelle. Es war das junge Ehepaar. Man hörte einen erregten Stimmenwechsel auf dem Flur.

Dann trat Grete ein, sie streifte erregt ihre Handschuhe ab und fiel Liane um den Hals. „Es ist alles vergebens! Wir haben ihn nicht gefunden! Es muß ihn jemand gestohlen haben! Aber ich bin es nicht gewesen." Und sie begann laut zu weinen.

Frau von Herwegh suchte sie zu beruhigen, vergebens bat Ernst sie, zu schweigen. „Nein, ich will reden," rief Grete, „ich muß mich doch verteidigen! Ich habe ihn nie wieder gesehen. Ich hätte es nicht von meinem Mann erwartet, daß er behauptet, ich hätte ihn gestohlen!"

„Das hab' ich nicht gesagt," erhob Ernst zornig seine Stimme.

„Doch, du hast es gesagt, vor allen Leuten hast du es behauptet, als du hereingestürzt kamst mit der Kassette."

Und nun erfuhren Herweghs endlich, daß es sich um das Verschwinden eines Smaragdohrgehänges der russischen Fürstin handelte.

In das Durcheinander der Stimmen mischte sich auch Fox, freudig an Ernst hochspringend. „Ich bin auch noch da!“ Und der Kanarienvogel erhob erschrocken seine Stimme und begann zu zwitschern mit ganzer Kraft.

Generals, die sich eben fertig machten, lauschten kopfschüttelnd. Sollte man wirklich hinuntergehen? Dort unten ging etwas vor .. Der Einzugstag fiel ihnen plötzlich ein.

„Es werden doch nicht wieder zweitausend Mark aus dem Schreibtisch gestohlen sein?“ sagte Onkel Anton, dem es ein unbehaglicher Gedanke war, vielleicht noch heut abend zur Polizei laufen zu müssen.

Im zweiten Stock wartete Fräulein Schmidt seit einer Stunde darauf, daß man sie zur Bescherung rief, sie stand mit ihren weißverpackten Geschenken im Arm in der kalten Stube und hörte mit Herzklopfen dem Stimmengewirr zu, das aus der Tiefe zu ihr heraufklang. Sicher hatte der Lümmel wieder etwas angestellt.

Frau von Herwegh saß totenblaß auf dem Sofa. Sie zitterte an allen Gliedern. „Ich habe es ja geahnt, daß mit Ernst etwas Schreckliches passiert ist.“

„Mit mir ist nichts passiert, ich verbitte mir das, Mama,“ fuhr Ernst erregt auf, „aber der Ohrring ist verschwunden, das läßt sich nicht wegleugnen, und es läßt sich auch nicht bestreiten, daß Grete den Schmuck

ſelbſt aus der Kaſſette genommen und ihn vor dem Spiegel angelegt hat. Ich verlange von ihr, daß ſie mir wenigſtens ihr Unrecht geſteht. Ja, das verlange ich," ſchloß er aufgebracht, „mag er hingekommen ſein, wohin er will, beſchafft muß er werden."

„Von was denn?" fragte der Lümmel, der die Ringgeſchichte von der geſchäftlichen Seite auffaßte.

Grete lachte nervös auf. „Ein Ring, der dreißigtauſend Rubel gekoſtet hatte!"

„Dreizehntauſend Rubel," verbeſſerte Ernſt. „Es iſt immer noch genug."

„Wieviel iſt denn ein Rubel?" fragte die verſtörte Frau von Herwegh.

„Weiß es denn die Alte ſchon?" fragte Lutz.

„Das iſt es ja!" rief Grete. „Sie hat ſchon dreimal geſchickt! Als Ernſt dem Kammerdiener die Kaſſette übergeben wollte, fand ſich, daß die Inhaltsangabe nicht ſtimmte. Der Ohrring fehlte."

„Daß ſie den aber auch gerade Weihnachten an ſich hängen muß," fand Lutz, dem das geſtörte Weihnachtseſſen am Herzen lag.

Draußen ſchellte es nun dreimal energiſch. Es waren Generals und Fräulein Schmidt, die ſich entſchloſſen hatten, herunterzukommen, um zu ſehen, was es gegeben habe.

„Was iſt denn paſſiert, meine arme gute Frau Major?" rief Tante Betty in der Tür. Sie erfuhren von Lutz die Geſchichte des verſchwundenen Smaragden, und Grete beteuerte ſchluchzend von neuem, den Ring nicht

genommen zu haben. Der Kanarienvogel schrillte verzweifelt dazwischen, bis Lutz ihm die Decke überstülpte Da war er still. Die Bescherung hatte man vergessen, der Baum wurde nicht mehr angezündet an dem Abend, niemand war in der Stimmung, Weihnachtslieder zu hören. Endlich begann Trina mit Entschiedenheit den Karpfen aufzutragen. Man ging zu Tisch. Als die mit Äpfeln, Zwetschgen und Korinthen gefüllte Gans erschien, wurde beschlossen, bei einer Strafe von drei Mark nicht mehr von den Smaragden zu sprechen.

Aber eine harmlose Fröhlichkeit wollte nicht aufkommen.

Ernst weigerte sich, etwas vorzuspielen, und Liane wollte nicht deklamieren.

Als das junge Paar nach Mitternacht das Haus verließ, hatte es leicht geschneit, die Mainzer Straße sah leer und verwandelt aus, wie die ganze Welt.

Sie gingen stumm nebeneinander her, nicht wie sonst Arm in Arm, und Ernst drängte einen unbestimmten schrecklichen Verdacht vergeblich nieder, während Grete trotzig schwieg und den Kopf sehr hoch trug.

*

Zu Hause angekommen, begannen beide die Wohnung von neuem zu durchsuchen. Ernst leuchtete alle Ecken und Winkel der Geldschränke mit der Taschenlampe ab. Grete bürstete eigenhändig die Kokosteppiche in Ernsts Geldschrankzimmer. Man kehrte die Aktenstücke um und um. Aber der Smaragd fand sich nicht. Die oberen

Räume waren seit dem Unfall mit der Kassette schon so oft von Dienstbotenhänden aufgeräumt und gefegt worden, daß sich der Stein längst gefunden haben müßte.

Es kamen nur drei Personen in Betracht, welche von der Kassette etwas wußten, Ernst, der Buchhalter und Grete, und vor dem Buchhalter durfte noch nicht einmal etwas davon laut werden, daß Grete die Kassette gesehen hatte.

Oh, wie Ernst es jetzt verwünschte, daß er den Schmuck nicht, wie sonst, sofort in den eisernen Schrank verschlossen hatte. Dort ruhten noch ganz andere Werte. Hatte ihn denn der Satan dazu verführt, die Steine Grete zu zeigen!

Aber was halfen diese Selbstvorwürfe.

Der Schmuck mußte beschafft werden, und dazu gehörte Geld.

„Aber das muß dir doch nicht schwer werden, bei deinen Einnahmen," sagte Grete. „Du hast doch alle Geldschränke voll."

„Das Geld gehört anderen, nicht mir, ich habe nur die Verwaltung," verwies er sie. Die Sache eilte, die Fürstin war bereits mißtrauisch geworden und telephonierte ihn am ersten Feiertag an, ob sich der Ohrring immer noch nicht gefunden habe?

Ernst ging nicht selbst ans Telephon, er ließ sich verleugnen. Der Ohrring war verschwunden und blieb es. Geld! Geld!

Er hatte alles flüssige Kapital in diese Backsteinfabrik gesteckt, die immerfort nur Geld verschlang. Die Aktien

waren wieder zehn Prozent gesunken. Goldenberg bot ihm die seinen an. Es waren nur zwölf Stück, er wollte sie zu jedem Kurs abstoßen. Der Verkauf einer einzigen Aktie kann oft das Sinken der anderen Aktien bewirken und damit ein ganzes Unternehmen ins Schwanken bringen. Es ist oft der erste Schritt zum Zusammenbruch. Gerade jetzt durfte man keine Eppenhausener Ziegeleiaktien auf den Markt werfen. Er hatte Goldenberg schließlich seine Aktien abgenommen, weil dieser sonst mit Kündigung der Hypothek drohte. Nun kam auch der Schwager Winterichs an, ein dicker, reicher Tierarzt, der auch „Lunte witterte", mit seiner Mappe voll Ziegeleiaktien. „Geben Sie nur her, ich bin froh, die Aktien zu haben, es hat mich ein Freund darum gebeten," sagte Ernst.

„So?" meinte der mißtrauische Tierarzt. „Na, ich bin froh, sie los zu sein."

Wie das Geld schlecht machte, wie es erniedrigte. Goldenberg blieb seine letzte Hoffnung. Der alte geriebene Wucherer war zwar teuer, aber er war wenigstens diskret, und darauf kam es jetzt an.

Zum Unglück war Goldenberg über die Feiertage verreist, seine Wohnung war abgeschlossen.

Ernst wartete in fieberhafter Ungeduld. Er hatte die Fürstin bis zum dritten Feiertage vertröstet.

*

Am Dienstagmorgen nach dem Fest ließ sich Fräulein Müller-Güth, die Hochdramatische des Königlichen Opernhauses, bei Herwegh melden.

Die ſtattliche Dame rauſchte, bis an das Kinn in einen ſkunksverbrämten Sealmantel gehüllt, in ſein Bureau, das rote Haar tief in die Augen friſiert und für Tagesbeleuchtung etwas ſtark gemalt. Ernſt kannte ſie natürlich längſt. Iſoldes Liebestod von der Müller-Güth war eine unerreicht ſchauſpieleriſche und geſangliche Leiſtung. Sie übertraf darin noch die Sucher. Fräulein Müller-Güth nahm dieſes Urteil nicht ungnädig auf, denn wann hätte eine Künſtlerin über ihre Leiſtungen jemals genug Lobes gehört!

„Mit was für amüſanten Bildern Sie ſich umgeben!“ Die Künſtlerin betrachtete mit der Lorgnette intereſſiert ſeine geſammelten Wagnerkarikaturen an den Wänden. „Berlin in der Unterwelt“, „Leipziger Charivari 1844“, „Offenbach als Heldentenor“, „Madame Schröder-Devrient als ſtille Beobachterin der Dresdener Barrikaden“, die Parodien auf Lohengrin aus der Petersburger „Iſkra“, Burlesken und Apotheoſen des Pariſer Theaterdirektors Pasdeloup. Wie hatte die Preſſe ihm Oppoſition gemacht und wie hatte ſie gegen die finanzielle und moraliſche Unterſtützung des Baireuther Unternehmens gekämpft. Aber er hatte alles überwunden, auch ſolche Karikaturen.

„Dieſer ‚Mann mit dem hohen C‘! Köſtlich! Sie ſind antiwagneriſch geſinnt?“

„Gewiß nicht,“ ſagte Herwegh. „Dieſe Zeichnungen geben uns aber den gewaltigen Kampf Wagners wieder und die Mittel, mit denen man dieſen Zauberer zu bekämpfen ſuchte.“

„Zauberer! Da haben Sie recht.“ Die Müller-Güth warf Herwegh einen prüfenden Blick zu. „Sie haben gewiß auch kämpfen müſſen, um ſich durchzuſetzen. In der Kunſt meine ich. Herr Stolzenberg hat mir erzählt, daß er mit Ihnen muſiziere. Sie haben etwas in Ihrer Stimme, das einen warmen Tenor verrät.“

„Ich ſinge nur zu meinem eigenen Vergnügen,“ ſagte Ernſt. „Aber ich begleite leidenſchaftlich gern.“

Die Müller-Güth griff nach den Notenſtößen, die auf einem Stuhl lagen. „Das ſpaniſche Liederbuch? Ah! Ausgabe für Alt, das iſt gerade meine Lage. ‚Wunden trägſt du, mein Geliebter.‘“ Sie blätterte in den Heften. „‚Spottlied aus Wilhelm Meiſter.‘“ Sie trällerte ein paar Takte, während ſie mit der Lorgnette die Worte ſuchte. „‚Heiß mich nicht reden‘, das mag ich weniger... Ah, hier ſteht ja auch ein Klavier...“

„Ich habe es mir gemietet, um darauf zu üben, es iſt ein guter Ibach.“ Ernſt ſpielte ein paar Takte aus „Tannhäuſer“. Er hatte ſie vergangene Woche als Venus gehört. „Hin zu den kalten Menſchen flieh!“

Die Müller-Güth zog die Handſchuhe aus und warf ihren Sealmantel über einen Seſſel. „Das iſt nur eine kleine Rolle,“ ſagte die Künſtlerin. „Ich ſinge ſie nicht einmal gern. Erſtens liegt es mir nicht, dieſe entfliehenden Männer durch allerlei Künſte zurückzuhalten, mag er doch in Gottesnamen laufen, denke ich jedesmal, und dann hat die Rolle das an ſich, daß ich mich regelmäßig dabei erkälte. Es zieht fürchterlich auf

unſerer Bühne, und ſo war ich dann richtig am Freitag zur Leonore im ‚Fidelio‘ heiſer und man mußte einen Gaſt aus Mainz herbeitelephonieren, die Lützelburger. Haben Sie ſie etwa gehört?“

„Nein,“ ſagte Ernſt, „einen unbekannten Gaſt höre ich mir nie an.“

„Da haben Sie recht daran getan,“ ſagte die Müller-Güth, „denn es war ein Reinfall. Sie tremolierte entſetzlich und detonierte ſchon beim dritten Satz. Schauen Sie her! So hat dieſe Dame die Leonore geſungen.“ Sie ſchlug ein paar Takte an mit kräftiger, geübter Hand. „Und beim Höhepunkt, ‚Töt erſt ſein Weib‘, hat ihre Stimme offenbar verſagt, weil ſie ſich vorher abgeſchrien hatte — ein Fehler aller Dilettantinnen, denn ich muß ſie eine ſolche nennen, wenn ſie ſo ſingt.“ Fräulein Müller-Güth erhob ihren mächtigen Mezzoſopran: „Töt erſt ſein Wei—b.“ Im Nachbarbureau fuhren die Schreiber vor Schrecken von ihren Drehſchemeln hoch, und die Klienten blickten von den illuſtrierten Zeitſchriften auf. Hatte nicht jemand um Hilfe geſchrien?

Herr Bantelmann beruhigte ſie, die Müller-Güth ſei drin. Und ſie beruhigten ſich. Drinnen tönte nun das Klavier, Lieder erklangen, bald von einer Frauenſtimme, bald von einem Tenor, und bald ſangen beide Stimmen zuſammen ... Die Wartenden im Vorzimmer lauſchten. Es war faſt wie ein Konzert.

„Sie begleiten ja wundervoll,“ lobte die Müller-Güth, und griff über Ernſts Schulter, um ihre Stimme

anzudeuten. „Nehmen wir das ‚In der Frühe', es ist herrlich... Ganz ohne Vorspiel, die Begleitung stets piano, innig und zart. Nur die Morgenglocken müssen klar herausklingen. Es liegt nur etwas tief für mich —"

„Das macht nichts, ich kann es transponieren."

„Um so besser."

„Kein Schlaf noch kühlt das Auge mir," begann die Sängerin, getragen und schwer. „Dort gehet schon der Tag herfür an meinem Kammerfenster — Es wühlet mein verstörter Sinn, noch zwischen Zweifeln her und hin und schaffet Nachtgespenster." Ihre herrliche Stimme stieg sieghaft: „Ängst'ge, quäle dich nicht länger, meine Seele. Freu dich, schon sind da und dorten Morgenglocken wach geworden."

Die Klienten waren vergessen.

„Wahrhaftig, mein Repetitor könnte sich ein Beispiel nehmen, wie Sie sich einer Stimme anschmiegen," lobte die Künstlerin. „Und alles vom Blatt, Sie transponieren ohne Schwierigkeiten. Wenn ich zurück bin, müssen wir oft zusammen musizieren. Ich bin Mittwoch abends zu Hause."

Dann erinnerte sich Fräulein Müller-Güth, weshalb sie eigentlich gekommen war. Herr Stolzenberg hatte sie hergeschickt. „Das ist nämlich der einzige vernünftige Musikalienhändler, der mir in meinem Leben vorgekommen ist," fuhr die Künstlerin fort und nahm wieder Platz. „Ich gehe jetzt nach Amerika, habe dort eine große Tournee und möchte vorher meine

Vermögensverwaltung einem Anwalt übergeben. Ich war früher bei Ehrlich, aber der ist mir zu umständlich. Er verlangte immer Unterschriften und schickte mir überall eingeschriebene Briefe nach. Ich hatte in Italien vergangenes Jahr so viel Laufereien zur Post und Scherereien mit Konsulat und Polizei wegen dieser ewig mir nachfolgenden und mich nie erreichenden Geldgeschichten, daß ich es satt habe. Den amerikanischen Aufenthalt will ich mir jedenfalls nicht verderben durch solche Widerwärtigkeiten. Ich lege alles vertrauensvoll in Ihre Hand." Ernst verneigte sich. „Man sagt mir, daß Sie sich jeder Individualität anzupassen wissen, das ist eine große Seltenheit, mein Herr, denn die meisten Juristen zeichnen sich gerade dadurch aus, daß sie das nicht tun."

„Ja, gnädiges Fräulein, Themis trägt nicht umsonst eine Binde vor den Augen."

„Ich liebe es, nach meinen persönlichen Bedürfnissen behandelt zu werden, und ich bin gern bereit, etwas dafür zu opfern. Aber ich darf mich durchaus nicht aufregen, das schlägt mir sofort auf die Stimme. Sie werden also alle meine Geschäfte besorgen und mir eine Liste von dem Vorhandenen anfertigen."

„Besitzen Sie nicht selbst eine solche?" fragte Ernst.

„Nein," sagte die Müller-Güth, „die habe ich verlegt oder sie ist mir abhanden gekommen, und ich habe jetzt keine Zeit, Listen zu suchen. In drei Tagen muß ich im Haag singen. Ich habe aber alles so ziemlich im Kopfe. Es sind meist Staatspapiere, Aktien und

etwa hunderttausend Mark in bar. Das flüssige Geld legen Sie mir gut an, und wenn ich schreibe: Schicken Sie mir Geld, dann schicken Sie mir welches. Aber ich wünsche keine eingeschriebenen Briefe. Ich habe mich genügend versehen und erhebe drüben auch Honorar. Ich will nur beruhigt abreisen können und meinen Kopf, der voll mit anderen Dingen ist, nicht auch noch mit Zahlen anstrengen."

„Das brauchen Sie auch nicht, mein gnädiges Fräulein," sagte Ernst, „aber Sie gestatten doch wohl die Frage, ob das Geld, das flüssige meine ich, in Form von Hypotheken angelegt werden soll oder vielleicht in einer Fabrik, wo Sie hohe Prozente bekommen — und es Ihnen ebenso sicher liegt wie in Häusern, denn Häuser nutzen sich ab, aber eine aufblühende Fabrik..."

„Davon verstehe ich nichts, mein Herr," sagte die Müller-Güth und knöpfte ihren Seal zu. „Wie Sie das Geld anlegen, muß ich Ihnen überlassen. Ich stelle nur die Bedingung, daß es sicher untergebracht wird."

„Das ist selbstverständlich," sagte Ernst. Dann diktierte ihm die Heroine den Bestand ihrer Papiere. „Somit ist alles in Ordnung und ich kann beruhigt abreisen. Wenn meine Aktien sinken, so verkaufen Sie sie, und wenn sie steigen, verkaufen Sie sie erst recht." Damit verabschiedete sich Fräulein Müller-Güth, ihre hohe pelzumhüllte Gestalt verschwand und hinterließ einen Duft nach verwelkten Rosen.

Als Herr Bantelmann den nächsten Klienten einließ, sah er den Anwalt mit einem befreiten Lächeln in den Anblick eines Notenheftes versunken an seinem Schreibtisch sitzen. In Ernsts Kopf summten helle Glockenklänge. Sonntagsgeläut. „Freu dich, schon sind da und dorten Morgenglocken wach geworden."

*

Ein paar Tage später kam Grete atemlos in der Mainzer Straße an. Es war alles wieder in Ordnung, der Smaragd hatte sich gefunden. Ernst hatte ihn, seiner Kostbarkeit halber, nur in einen anderen Geldschrank gelegt und hatte das vergessen. Kein Wunder bei seinen vielen verschiedenartigen Aufträgen. Die Fürstin hatte den Schmuck zurückbekommen, es war alles geordnet.

„Mir ist ein Stein vom Herzen," sagte Frau von Herwegh. „Ich habe drei Tage nichts gegessen und nicht geschlafen wegen eurem Smaragd."

Die anderen legten der Sache keine weitere Bedeutung bei.

Nur der Lümmel meinte bei Tisch: „Habt ihr gesehen, daß unser Ernst grau geworden ist?"

„Ach Unsinn," wurde er verwiesen.

Und man kam nicht darauf zurück.

*

Im Bureau Herweghs hatte sich unterdessen eine Änderung vollzogen. Nach einer erregten Auseinandersetzung zwischen Herwegh und Bantelmann in den Saferäumen, wo die Geldschränke standen, war der alte

Bureauvorſteher bleich und verſtört herausgekommen, hatte mit zitternden Händen ſeinen Schreibtiſch aufgeräumt und war gegangen. Er kam nicht wieder. René Gimpel, der erſte Schreiber, rückte zum Bureauvorſteher auf und übernahm die Hypothekenverwaltung und die ſauber geſchriebenen Kontobücher ſeines Vorgängers. Bantelmann hatte das Bureau in muſterhafter Ordnung verlaſſen.

Der Smaragdohrring hatte ſich nicht wiedergefunden. Aber zum Glück war der zweite Ohrring vorhanden, und nach dieſem hatte man den verlorenen arbeiten laſſen. Wo war der Schmuck? Niemand wußte es. An die Schuld Bantelmanns glaubte Ernſt nicht.

Grete zeigte ſich trotzig und ſtumm. „Ich kann doch nicht mehr ſagen als ich hab' ihn nicht," ſagte ſie ſchnippiſch.

„Wer hat ihn denn?" fragte er dagegen.

„Ich weiß es nicht," ſagte ſie außer ſich. „Warum glaubſt du mir nicht mehr, Ernſt?"

Er ſchwieg.

Ihr verzweifeltes Schluchzen konnte ihn nicht von ihrer Schuldloſigkeit überzeugen. Wenn man Sonntags nach der Mainzer Straße ging, ſetzte Grete ein heiteres Geſicht auf. Aber es lag jetzt über ihrem Weſen etwas Gezwungenes.

„Du kannſt wenigſtens ſchlafen," ſagte Ernſt, „und dein Appetit hat auch nicht abgenommen."

„Ja, Gott ſei Dank," ſagte Grete, „dafür kann man nichts, ich bin geſund und hab' ein reines Gewiſſen. Warum ſoll ich nicht ſchlafen?"

Er rauchte jetzt viel. Über seinem Bureau lagerte stets eine bläulich dicke Wolke, man sah ihn kaum noch ohne Zigarette. „Du sollst nicht soviel rauchen," mahnte seine Mutter, „das geht aufs Herz."

„Mein Herz ist intakt," sagte der Sohn und zündete sich eine neue Neptun an, man konnte sie zwar nur im Freien rauchen, sie rochen wie Heu, dafür waren sie aber auch erstaunlich billig.

„Bei uns riecht alles nach Rauch," klagte Grete dem Whistkränzchen, „meine schönen neuen Vorhänge sind schon wieder schwarz. Alle Vierteljahre muß ich sie abnehmen."

„Ja, das können die Männer nicht begreifen," sagte Frau Ostermann. „Und wenn man etwas dagegen sagt, tun sie es erst recht."

„Nein," sagte Tante Betty entschieden, „es gibt eine bestimmte Hausordnung, und danach muß sich auch der Mann richten. Mein Mann rauchte früher auch vom Kaffee bis zum Abend Zigaretten, schließlich rauchte er sogar im Bett."

„Gott, o Gott," sagte Fräulein Schmidt, „da bleibt man ja besser ledig."

„Alles hat seine zwei Seiten," bemerkte die Rettig, die einen Fußsack aus rosa Wolle strickte, und sie freute sich, daß dieses strahlende Ehepaar, mit dessen Glück die Schmidt immer geprahlt hatte, endlich mit den Füßen den Erdboden erreicht zu haben schien.

*

Die Verhältniſſe des ſchönen Lutz hatten ſich, ſeit er in die Armee eingetreten war, nicht gebeſſert. Im Gegenteil. Es war nur zu verwundern, daß er immer noch Kredit beſaß. Er hatte niemals Schwierigkeiten, Geld bekam er immer. Goldenberg tat der junge Mann leid, der ſich ſo früh eine Kugel durch den ſchmalen Kopf jagen wollte. Lutz wurde ſehr dramatiſch bei ihm; es war das einzige Mittel, den hartgeſottenen Sackfabrikanten zu bewegen, den Geldſchrank zu öffnen. „Mein Bruder hat doch dieſe ausgezeichnete Praxis.“ Und ſo bezog Lutz immer neue Wechſel auf ſeinen Bruder, der nebenher noch Fabriken leitete, dem alles glückte und der eine Kollin zur Frau hatte.

„Was nützen Ihnen denn die vielen alten Säcke, Herr Goldenberg?“ Lutz wies mit der Reitpeitſche auf die ſtaubigen Sackberge, welche Goldenbergs kleines Kontor bis zur Decke anfüllten. „Sie waren doch auch mal jung.“

„Aber ſo jung wie Sie war ich nie,“ knurrte der Alte.

„Das Leben iſt ſo kompliziert und die Liebe iſt ſo teuer geworden, Herr Goldenberg,“ klagte Lutz.

„Sie müſſen ſich einrichten,“ beharrte der zähe Alte. „An Ihrem Bruder ſollten Sie ſich ein Beiſpiel nehmen, ſo ein ſolider Menſch.“

„Ja, der war immer ſo,“ ſagte Lutz zerknirſcht. „In München hat er, ſtatt auf die Redouten zu gehen, mit ſeinem Wirt Flöte geſpielt. Wenn ich mal verehelicht bin, kriegen Sie ja alles wieder und Ihre

Wucherzinsen dazu." Wenn Lutz nach einer Stunde das Haus verließ, hatte er, was er brauchte. Er brauchte jetzt viel.

Es war eigentlich niemand möglich, ihm etwas abzuschlagen. Man konnte ihm dienstlich nichts nachsagen, er war ein guter Soldat, ein ausgezeichneter Reiter, gewandt und gefällig. Mit seinen Unteroffizieren teilte er seine Zigaretten und suchte jedem zu helfen, der sich mit einer Bitte an ihn wandte, ohne lange zu untersuchen, ob diese Bitte gerechtfertigt oder zu erfüllen war. Er war ohne Hochmut, bequem für seine Kameraden und hatte keinen Feind. Seine Untergebenen, die er kordial behandelte, aber im Dienst „stramm" nahm, schwärmten für ihn. In dienstlichen Angelegenheiten war er korrekt, und „an den Wagen fahren" ließ er sich auch nicht. Ein Draufgänger, im Manöver erfinderisch, ein gutes Quartier, die beste Scheune und Stallung für sich und seine Leute zu entdecken, ließ er sich keine Mühe verdrießen, etwas, das unmöglich erschien, doch möglich zu machen, er kam mit dem gröbsten Bauern aus, ganz abgesehen von den Weiblichkeiten, die er für sich hatte, wenn sie ihn erblickten.

In Gesellschaft war Lutz einfach unbezahlbar. Er konnte den alten Goldenberg nachahmen, den finsteren Kommandeur, seine aus Potsdam stammende Gemahlin, herablassende Kommandeurstöchter und bei der Tafel eingeschlafene Leutnants. Er gab unter Beifallsstürmen „Tante Betty an Abonnements-

abenden im Opernhaus" und sang den „Seeräuber" mit dem „Tränenbariton" des Generals. Und er karikierte auch sich selbst.

Das fand Grete so reizend an ihm.

„Ach, Grete, das ist ja alles Blödsinn," sagte Lutz, „Geld muß man haben wie Goldenberg, oder Charakter wie unser Ernst, oder Talent wie Liane. Ich habe alles nicht und hab' so wenig gelernt, und das Wenige vergesse ich nun so langsam beim Militär. Und nachher, was ist man dann? Wenn's hoch kommt, ein verabschiedeter General."

Sonntagabends in der Dämmerung hatte Lutz immer melancholische Anwandlungen. Das war seine dunkle Stunde, und dann vertraute er sich seiner jungen Schwägerin an. Grete bewunderte ihn. Ob sich Lutz mit seinen feinen Händen eine Zigarette anzündete, ob er tanzte, ein Buch zur Hand nahm, spielte oder ein Pferd bestieg, immer sah es hübsch und elegant aus. Er hatte eine natürliche Grazie der Haltung und Bewegungen, die man nicht in der Tanzstunde lernt. War es ein Wunder, daß alle seine Zimmerwirtinnen sich in ihn verliebten?

Er behandelte alle Menschen mit derselben Höflichkeit. Die Rheinauer und Mainzer Droschkenkutscher grüßten ihn schon von weitem. „Servus, Herr Leutnant."

Aber von solchem Wohlwollen kann man keine Rechnungen bezahlen.

„Geh in die Pension Metropole," rief der Lümmel. „Dort drückst du dem Ober drei Mark in die Pfote,

dann ſtellt er dir vor den Platz, wo die reichſte Amerikanerin ſitzt, ein Blumenſtöckchen, und dann machſt du dich dort ran. Beim Braten fährſt du ſchweres Geſchütz auf, und beim Deſſert kommt die Mama mit dem Traualtar."

Aber ſo leichten Herzens gab ein Lutz ſeine Freiheit doch nicht auf.

Er hatte wenig Neigung, ſich auf Lebenszeit zu binden, und dieſe Amerikanerinnen mit den klaren, vernünftigen Augen und ihrer verflucht kaufmänniſchen Weltanſchauung kühlten ihn ſehr ab.

„Nee, nee, Junge, nur keine Krämerſeelen, da warten wir lieber noch ein bißchen."

„Oder mach Grete die Cour, die iſt flotter wie unſer Ernſt."

„Pfui Deibel," fuhr der Bruder auf, „kümmere dich um deine Angelegenheiten, und ſieh, daß du endlich das Einjährige kriegſt."

Und während ſich der Lümmel notgedrungen hinter ſeine trockene Wiſſenſchaft machte, begann Lutz, von ſeinem Seſſel aus den Rauchwolken ſeiner Ägyptiſchen nachſchauend — die Neptun ließ er andere rauchen —, darüber nachzudenken, wie er ſich die Gläubigermeute vom Halſe halten konnte. Seine Gedanken kehrten zu der Penſion Metropole zurück an die lange Tafel mit den Kamelienſtöckchen, und er beſchloß, es am nächſten Sonntag einmal mit einem Gaſtſpiel dort zu verſuchen.

*

Als erſter Gaſt zu dem ſonntäglichen Mittagsmahl bei Generals erſchien Herbert. Er trug einen Smoking von Lutz, aus deſſen Ärmeln ſeine langen Hände herausſchauten, hatte ſich einen Scheitel gezogen und eine Nelke ins Knopfloch geſteckt.

Der General, der über ſeinem Frack noch einen alten Waffenrock trug, machte ihm ſelbſt auf.

„Morgen, Herr Generalfeldmarſchall.“

„Morgen, Lümmel. Kannſt mir mal helfen den Moſel kaltſtellen.“

Er war gerade dabei, ſeine Batterien hinter der Badewanne aufzufahren, die voll Eisſtücke lag. Tante Betty wirtſchaftete noch mit dem Lohndiener im Speiſeſaal herum. An ſolchen Sonntagen war ſie bereits von ſechs Uhr an auf den Beinen, ſie räumte alle Blumentiſche eigenhändigſt ab und polierte das Silber, bis es blinkte, obwohl ihr der General ſeit dreißig Jahren verſicherte, daß „es darauf nicht ankam“.

Punkt Zwei verſammelten ſich die Gäſte in dem engen Flur, wo ihnen Trina, die an dieſen Sonntagen unten aushalf, die Sachen abnahm.

Und Herbert machte ſich die Leere des Speiſeſaals zunutze, indem er den Krokantaufſätzen ihre überflüſſigen Krönchen abnahm. Sie ſchmeckten vorher am beſten.

Als alle da waren, rauſchte endlich auch Frau von Herwegh herein, noch erregt von der Jagd nach einem Handſchuh, gefolgt von Lutz, tadellos in ſeiner enganliegenden dunklen Uniform, das blitzende Einglas eingeklemmt, und zuletzt erſchien auch Liane.

Schlank und ätherisch in einem enganliegenden silbernen Fischschuppenkostüm, mit langen Türkisohrringen, die Grete sprachlos betrachtete.

Liane hatte heut ihren amüsanten Tag, Graf Netzband, ein jugendlicher Sechziger, mit tintenschwarz gefärbtem Haar und Bärtchen — sein Kammerdiener brauchte täglich vier Stunden, um ihn so herauszubringen —, Intendant a. D., hatte auf Liane abonniert, und an diesen Sonntagen, dem einzigen Tag, da er nicht in seinen Klub ging, führte er sie zu Tisch. Der General mußte zwei Damen nehmen, die Majorin Linke, sie waren eben erst aus dem Osten herversetzt, und Fräulein Schmidt. Frau von Herwegh führte der General a. D. von Kuhnt, ein eingefleischter Junggeselle, der die Frauen „par distance" zu schätzen wußte, besonders Frau von Herwegh, der Major z. D. Linke Frau Kollin, die in ihrem braunseidenen Kleid auch heute einen leidenden Eindruck machte. Es war aber bei ihr nur Befangenheit, diesen Uniformen gegenüber fühlte sie sich beengt, Tante Betty opferte sich mit Kollin, der einen bei Tisch nie zu Wort kommen ließ und alles mit seinem sonoren Organ überdröhnte. Ernst hatte man mit einer Nichte bedacht, sie war zu Besuch aus Thorn gekommen, ein hageres Mädchen mit spitzen Ellbogen und einem Kneifer, das „auch musikalisch war", Grete wurde von dem Fähnrich, einem Neffen des Generals, geführt, den Zug beschloß Lutz, Arm in Arm mit dem Lümmel.

Schon bei der Suppe verstand man sein eigenes Wort

nicht mehr. Die Generalin bewachte ängstlich den Lohndiener, der die kleinen geschliffenen Portweingläser viel zu voll goß, sie war gegen den allzu reichlichen Gebrauch des Alkohols, und behielt gleichzeitig den Lümmel im Auge, der die Gelegenheit gern benutzte, sich einen hinter seine weiße Binde zu gießen. „Heut schwenk' ich mir einen an," sagte er zu Lutz, „da könnt ihr Gips drauf nehmen."

Man sprach kreuz und quer über die Tafel.

Über die Ausstattungssucht des neuen Intendanten, alte wertlose Opern aus dem Staub der Vergessenheit hervorzusuchen, um sie mit großem Aufwand neu herauszubringen vor einem ungebildeten Kurpublikum, von dem Niedergang des Bades, seit die Spielsäle verboten waren, jetzt lief ja Krethi und Plethi im Kurgarten herum.

Die Generalin nickte Grete zärtlich zu, an solid verheirateten jungen Ehepaaren hatte sie ihre Freude.

Beim Filet à la Mazarin taute Kollin, der bis dahin schweigend die Weinsorten, die nicht von ihm stammten, geprüft hatte, auf. Er fühlte sich als Vertreter der Demokratie diesen Offizieren und ihrem Anhang gegenüber. Seine Damen waren monarchisch gesinnt und seinen politischen Bekehrungen gegenüber unbelehrbar, sie waren für einen Kaiser, ein einiges Reich und für ein festes Heer. Aber Kollin gehörte noch zu den Rheinländern, deren Väter Napoleon gekannt hatten. Sein Großvater hatte die Freiheitskriege mitgemacht und sein Vater Achtundvierzig mit schwarzrotgoldenen

Freiheitskokarden Barrikaden erstürmen helfen. Er versuchte der Gegenpartei seinen politischen Standpunkt zu begründen. Man war der ewigen Kriege satt. „Seit der große Fritz tot war und einer jener Fürsten ans Ruder kam, den ihr Vorfahr selbst unter die „erlauchten Trottel Europas" zählte —"

Die Offiziere erhoben ihre Stimme: „Sie verteidigen wohl hier den Aufruhr, die Revolution, den Kommunismus?" Und die Damen griffen ihn über die Tafel hinweg entrüstet an. Aber Kollin, die Hand um den Römer geschlossen, saß wie ein Felsblock mitten in dem brandenden Meer der Gegenreden. „Wir wollen nicht ewig Krieg führen müssen, nicht immer Säbelgerassel hören, wir wollen leben und arbeiten können und in Ruhe schlafen. Ich will mich auch nicht immer anschnauzen lassen, sondern behandelt werden, wie — nun wie jenseits der Grenze jeder Straßenkehrer den anderen behandelt — als Gentleman. Jedes Jahr werden die Steuern hinaufgetrieben, man schnürt uns immer mehr den Hals zu, man legt uns Daumschrauben an, der Gendarm herrscht bei uns, der müßte mal zuerst verschwinden, und erst recht das überflüssige Militär!"

„So? Von wem wollen Sie denn dann die Grenzen verteidigt haben?" rief der Major Linke über die Tafel, zwischen Tellergeklapper und Gabelgeklirr — man war eben bei dem Rheinlachs auf dem Rost mit Kaviartunke — „wenn Sie kein Heer wollen?"

„Ein kleines Heer will ich haben, soviel wir gerade brauchen, um die Grenze zu schützen."

„Also eine Miliz!“ Gelächter.

„Eine Miliz, wie in der Schweiz,“ fuhr Kollin fort. „Dort geht's doch auch. Die Bürger werden dabei reiche Leute.“

„Die Schweizer haben eine Verteidigung, die sie nichts kostet, nämlich die Berge,“ wandte der General ein. „Aber wir... was würde aus uns mit einer Miliz werden. Wir leben nun einmal nicht in der Schweiz.“

„In Belgien,“ fuhr Kollin unerschüttert fort, „zahlt man überhaupt keine Steuern. Ich hab' einen Freund in Antwerpen, der dort die Brasserie de l'Union hat —“ Grete runzelte die Brauen. Daß Papa auch immer mit solchen Freunden aufwarten mußte in dieser Gesellschaft.

„Außerdem war ich lange genug selbst in Antwerpen als Volontär in einem Weingeschäft. Die leben zehnmal so billig, weil die Lebensmittel dort weniger kosten. Und woher kommt das? Weil die Löhne nicht halb so hoch sind wie bei uns. Und woher kommt das wieder? Weil man bei uns von niedrigeren Löhnen nicht leben kann! Und warum kann man davon nicht leben? Weil hier alles doppelt teuer ist, was man zum Leben braucht.“

„Das Kino hat auch schon aufgeschlagen,“ bemerkte der Lümmel.

„Wenn wir nur ein beschränktes Verteidigungsheer hätten, würden die Steuern sinken und die Preise sinken.“

„Die Löhne aber auch,“ warf Ernst ein.

„Dürfen sie auch, und wir hätten mehr davon wie jetzt, wo wir uns gegenseitig hinauftreiben und uns in

Parteien ſpalten, die ſich in den Zeitungen bekämpfen. Vor den Wahlen glaubt man es mit lauter Verrückten zu tun zu haben! Und warum? Nur weil der eine konſervativ wählt, der andere liberal. Ich bin nicht für überflüſſigen Kampf. Ich bin für Frieden, und ich nehme es Ihnen gar nicht übel, meine Herren, daß Sie anderer Meinung ſind, denn dafür werden Sie ja bezahlt."

„Oho!"

Grete fuhr dazwiſchen. „Es iſt gar nicht wahr, Papa, daß es in Belgien billiger iſt wie hier. Wir haben in Brüſſel dreißig Mark für das Zimmer bezahlen müſſen, und auf der Rue Royale, wo mir Mama den Hut kaufte, gab's nur Hüte zu dreihundert Franken."

„Allmächtiger Heiland," ſagte Fräulein Schmidt.

„Und ich ſage Ihnen, mein verehrter Herr," rief Kuhnt, „mit Ihrer Miliz und Ihren Napoleonsideen, das läßt ſich alles vielleicht in der Schweiz verwirklichen, wo die Ariſtokratie von Gaſtwirten gebildet wird —"

„Dieſe Regenten ſind mir lieber wie ſolche mit dem Hermelinmantel und dem ewigen Zepter in der Hand," knurrte Kollin.

Nun wurden die alten Offiziere aber feindlich, ihre Rücken ſteiften ſich und ihre Mienen wurden offiziell, und Netzband, der ſich in Politik nur dann miſchte, wenn ſie parlamentariſch betrieben wurde, erhob ſeine Stimme. Es war ein ſolches Stimmengewirr, daß von dem nächſten Gang — dem Puter, der auf

getrüffeltem Reisrand serviert wurde — niemand etwas hatte wie der Lümmel, der sich hinter dem Krokantaufsatz doppelte Portionen nahm.

Alle wandten sich gegen den freisinnigen Weinhändler, der sich erlaubte, von „erlauchten Trotteln" zu sprechen. Die Generalin stand eine Todesangst aus, der Graf könne plötzlich aufbrechen, und der korpulente Major Linke sah in seinem engen, hohen roten Halskragen aus, als ob ihn jeden Augenblick der Schlag rühren könnte.

Es war überheizt und roch stark nach Tuberosen.

„Wir leben angeblich in einer freien Zeit," rief Kollin.

„In einer sehr freien Zeit," betonte die Generalin mit einem Seitenblick auf Liane.

Nun, davon hatte Herr Kollin noch nie etwas gemerkt.

So, worüber konnte er sich denn als freier Bürger hier beklagen? Hier, im Westen! Diesem vergnügungssüchtigen Sündenbabel mit der dekadenten Jugend, diesem Sumpf... diesem —

Major Linke strich aufgebracht seinen blonden Schnurrbart. Jeder, der aus dem Osten, aus Norddeutschland, aus Süddeutschland herkam, war entsetzt. „Ich habe da gestern einen Kameraden gesprochen, der aus Tübingen kommt, er ist empört —"

„Warum bleibt er denn hier?" grollte Kollin. „Ich habe schon oft gehört, daß gerade wegen des vergnügteren Lebens die Leute an den Rhein ziehen. Aber ich habe noch nie gehört, daß sie deshalb das

Land verlaſſen. Und wenn Sie mir das freie Zeitalter zugeben, meine Damen und Herren, ſo muß es doch einem einfachen Bürger vergönnt ſein, ſeine Meinung zu ſagen. Sie können das nicht, denn Sie haben, ſolange Sie Uniform tragen, keine Meinung. Wenigſtens keine politiſche."

„Und das iſt auch ganz richtig, denn ein Heer, das politiſiert, hat ſchon Ihr Napoleon eine Peſt genannt!" warf der General ein.

„Ihre politiſchen Anſichten werden Ihnen ja vorgeſchrieben."

„Und was uns in der Jugend eingeimpft wird, bleibt ſitzen."

„Sehr richtig!"

„Ich habe keine Kinderſtube gehabt, wovon man ſich ja heute wieder überzeugen kann," fuhr Kollin fort, ſeinen ſchwarzen Henryquatre zärtlich ſtreichelnd. „Ich bin von einem Vater aufgezogen, der nicht einmal das Einjährige gehabt hat. Meine Mama iſt nicht in der Penſion geweſen wie meine Frau, die doch wenigſtens für zwölfhundert Mark Bildung in die Ehe mitgebracht hat! Bonn, Penſionat für höhere Töchter! Wir haben uns erſt ſpäter verfeinert, als die Weinpreiſe ſtiegen." Der Lümmel bekam einen Huſtenanfall und Fräulein Schmidt mußte ihm den Rücken klopfen.

Grete ſaß mit blitzenden Augen empört in ihrem veilchenblauen Chiffonkleide am Tiſchende und bewegte heftig den kleinen Fächer.

„Jeder urteilt aus dem Neſt heraus, in dem er geboren iſt. Ich aus dem meinigen, Sie aus dem Ihrigen. Aber in einem Punkt ſind wir alle einer Meinung, nämlich in dem nationalen.“

Hohngelächter! „Die Rheinländer?“

Ernſt ſuchte zu beſchwichtigen, indem er für die Rheinländer eintrat. „Sie ſind demokratiſcher geſinnt wie die Norddeutſchen, aber ſie ſind ebenſogute Patrioten...“

„Davon merkt man hier verflucht wenig!“ rief Linke.

„Ja, aber verehrter Herr, Sie ſind ja erſt vier Wochen hier,“ grollte Kollins Baß, der alles übertönte. „Und wenn ich nach Krotoſchin verſchlagen würde, was Gott verhüten möge,“ Kollin ſchlug drei Kreuze, „dann würde ich erſt einmal abwarten, bis ich die Leute dort kennen gelernt hätte, ehe ich über ſie urteilte! Denn wenn ich denen ſagte, was ich über die Preußen denke —“ Die Generalin räuſperte ſich, ſie war bleich geworden. „Was wäre dann?“ fragte der Major kurz, während ſeine Hand mit dem Meſſerbänkchen kleine Kreiſe beſchrieb.

„Dann würde ich an die Wand geſtellt und erſchoſſen.“

„Gott, o Gott!“ Frau Kollin hatte auch einmal etwas geſagt, aber ſie ſchwieg, erſchreckt von dem Blick ihres Ehemannes.

„Ich bin gewohnt, zu reden, wie mir der Schnabel gewachſen iſt,“ vollendete Kollin.

„Bravo!“ rief der General und erhob ſein gefülltes Glas, „Ihr Sechsundachtziger Schloßberg...“

„Ihnen wäre es wohl am liebsten, wenn wir die Franzosen wieder hier hätten?“ ließ sich General Kuhnt vernehmen.

„Nein, das wäre mir schon aus dem Grunde unangenehm, weil dann die Weinpreise sinken würden.“

„Nun sind Sie wenigstens offen, Herr Knopf oder Knoll —“

„Ich heiße immer noch Kollin, mein Herr,“ grollte der angegriffene Demokrat, „und wenn ich die Wahl habe zwischen Scheuklappen und Maulschellen, und von Steuern an die Wand gedrückt zu werden und einem freien Leben bei niedrigeren Steuern unter anständigen Lebensbedingungen sonstwo, dann... meine Herren, brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen, was ich wähle...“

„Nein, wahrhaftig!“

„Und bei der nächsten Reichstagswahl wähle ich rot!“ rief Kollin mit puterrotem Kopf und schlug auf den Tisch, daß die Messer tanzten. Der General benutzte die Sturmflut, um den Sekt reichen zu lassen, aber noch ehe der Erlersche Schaumwein das Öl in die Wogen gießen konnte, erklang in das erregte Stimmendurcheinander das Klavier aus dem Salon. Und Ernsts Tenor setzte ein: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein...“

Die Damen fielen jubelnd ein, dann kamen auch die Herren, und besonders tat sich der General hervor mit seinem schönen Bariton. Er hatte früher viel in Wohltätigkeitskonzerten gesungen, und seine Frau war sehr stolz auf seine Stimme.

Beim zweiten Vers miſchte ſich auch der dröhnende Baß Herrn Kollins ein. Das ſang er doch noch mit: „Wenn ſie wie gier'ge Raben ſich heiſer danach ſchrein.“

Mit dieſem Geſang ſchloß man Frieden ...

Dann paarte man ſich wieder und ging in den Salon, wo der Kaffee ſchon auf dem runden Salontiſch ſtand und die Zigarrenkiſten ſich um eine brennende dicke rote Kerze ſcharten. Lutz reichte die unerſchöpfliche Zigarettenkiſte „Neptun“, es war, Gott ſei Dank, die letzte — aber die kluge Liane hatte ſich ihre eigenen Zigaretten mitgebracht. „Nee, danke, Lutz! Deine Neptun rauche ſelber.“

Ernſt ſpielte eine Sonate von Brahms.

„Sie iſt der Gräfin Hohenthal gewidmet,“ flüſterte die Generalin auf dem Sofa den Damen zu, und der Lümmel, der ſich neben dem Ofen im Schaukelſtuhl wiegte, fügte laut hinzu: „Das Aas hat fünf Sätze!“ Dann mußte Ernſt auf Wunſch des Generals zur „Verkauften Braut“ übergehen. „Seht am Strauch die Knoſpen ſpringen, hört die munt'ren Vögel ſingen“ — con Vivacita. Ernſt ſpielte entzückend. „Jeder leicht ſein Schätzlein findet in der Jugend heißen Jahren,“ ſummte der General und zwinkerte Lianen zu, welcher der bezauberte Fähnrich nicht von der Seite wich.

Man beſtürmte Liane, etwas vorzutragen, und ſie erhob ſich, umringt von den Herren.

Nein, dieſe Liane, überall machte ſie Eroberungen, der Fähnrich hatte für ſonſt niemand mehr Augen noch Ohren, der korpulente Major Linke, der mit Grete

während der Tafel nur von den steigenden Mietpreisen und der Kaltschnäuzigkeit rheinischer Hauswirte gesprochen, hielt Liane Straußenfächer, während der Graf, die leere Mokkatasse in der Hand, auf einem viel zu niedrigen Puff sitzend, finster seine Nebenbuhler aus dem Hinterhalt bewachte!

Zuletzt tanzten Lutz und Herbert einen Cancan, bei dem sie wie berufsmäßige Tänzer durch die Zimmer wirbelten, daß die Kronleuchter zitterten. Herbert markierte Dame, schmachtend gegen Lutz' Herz gelehnt...

„Wo er das nur her haben mag, der Lümmel!" Fräulein Schmidt auf dem Sofa hielt sich die Seiten vor Lachen. Und die Generalin neben ihr sagte kopfschüttelnd: „Ja, irgendwo muß er es gesehen haben."

Dann wurden belegte Brötchen gereicht und die Bowle hereingetragen.

Auf Wunsch des Generals wurde nun das Räuberlied angestimmt: „Ein freies Leben führen wir."

Lutz hatte sich auf das Sofa hinter dem Klavier zurückgezogen, er wehte sich, von den Anstrengungen des Tanzes ermattet, mit dem Batisttuch Luft zu.

„Nun, Grete," fragte er, als die hübsche Schwägerin vorbeikam, „wie stehn die Eppenhausener Aktien?"

Man mußte leise reden, denn Ernst trommelte dicht daneben auf dem Klavier.

Sie zuckte die Achseln und setzte sich zu ihm.

„Ernst ist gar nicht mehr nett," gestand sie mit gesenkten Wimpern. „Den ganzen Tag seh' ich nichts von ihm, und abends liest er den ‚Kurier'."

„Ja, so sind wir Ehemänner nun einmal . . .“ sagte Lutz, der eine Gefahr für seine Tugend in diesem plötzlichen Vertrauen witterte. Wenn es nicht gerade Ernsts Gattin gewesen wäre, hm —, es war wirklich schade . . . daß es so war . . . Er versuchte es mit väterlichem Zureden. „Man muß vernünftig sein, Grete.“

„Ich war lange genug vernünftig,“ sagte sie erbittert, „aber ich habe es nun satt . . . Was hab' ich denn von meinem Leben?“ fuhr sie fort, während Klavier und Gesang ihre Worte übertönten. „Die Musik füllt mich nicht aus, und die langweiligen Abendessen erst recht nicht.“ Aus Gretes dunklen Augen blitzte die Abenteurerlust. „Ich möchte mal andere Luft atmen . . . ich hab' einen großen Wunsch. Versprich mir, Lutz, daß du mir helfen willst!“ Grete hielt Lutz ihre kleine Hand hin, an welcher der bescheidene Brautring Ernsts funkelte. Sie sah ihn bittend an.

Aber Lutz unterschrieb keine Blankos. „Soll ich einen Major auf Pistolen fordern oder postlagernde Briefe unter Lebensgefahr für dich abholen, oder bedroht sonst einer deine Tugend? Ich stehe zu deiner Verfügung, vorausgesetzt, daß es nichts kostet.“

Nein, das war es alles nicht, Gretes Wunsch war harmloser. Doch durfte Ernst und „niemand auf der Welt“ je etwas davon erfahren. „Schwör mir das, Lutz.“

Er schwur es ihr.

Also, Grete wollte einmal wieder eine Larve tragen und sich austanzen.

„Gelt, du nimmſt mich am Samstag mit ins Kurhaus auf den Maskenball," ſchmeichelte ſie, und ergriff ſeine ſchmale, gepflegte Hand, die ein zierlicher Wappenring ſchmückte. Lutz äußerte Bedenken. „Solche Redouten haben es an ſich ... wenn das Ernſt erfährt ... oder die Schmidt—"

Sie ſchmeichelte und bat.

„Ich hab' ein Pagenkoſtüm, das niemand kennt, und du gehſt in Zivil, nicht wahr?"

„Ja, natürlich, nicht im Paradeanzug."

„Sei nett, Lutz, und ſag ja."

Sein Tugendpanzer ſchmolz langſam.

„In Gottesnamen," ſagte er „aber was machen wir mit unſerem Ernſt?"

„Der fährt am Samstagabend nach Eppenhauſen und kommt erſt Sonntags zurück."

Es paßte alſo ausgezeichnet.

„Aber Mund halten, Verehrteſte, ſonſt bringt er mich um."

*

Als Ernſt ſich am nächſten Samstagabend verabſchiedete, fand er ſeine Frau in ihrem Schlafzimmer am Toilettentiſch ſitzen. Sie hatte ihr Haar aufgelöſt. Nebenan richtete die Jungfer eben das Bad. Sie wollte ſich das Haar waſchen, ſagte Grete, und dann zu Bett gehen. Er zögerte. Er konnte ſich immer noch nicht überwinden, zu ihr zu ſein wie ſonſt, und doch tat es ihm leid, daß es ſo war.

„Geh nur, Ernst, ich fühle mich gar nicht einsam."

„Doch," sagte er, während er ihre Hand festhielt. „Ich sehe ein, daß ich mich mehr um dich kümmern muß, aber ich habe augenblicklich zu viel im Kopf. Ich arbeite ja für uns beide und du wirst einmal die Früchte dieser Arbeit ernten."

„Ja, natürlich," sagte Grete und blickte heimlich nach der Uhr, „versäume nur nicht den Zug."

„Du bist wohl noch böse wegen —"

„Ach Unsinn," sagte Grete. „Ich hatte nur was mit der Köchin. Gegen dich hab' ich gar nichts." Sie legte ihre Ringe in die Schublade.

Nebenan lief das Wasser in die Badewanne. „Ich bin froh, daß ich einmal daheimbleiben darf, es ist so gemütlich hier, und ich beneide dich nicht um die Sitzung in Eppenhausen. Aber du wirst noch den Zug versäumen." Da ging er endlich.

Gott sei Dank, dachte Grete, erhob sich und verriegelte die Schlafzimmertür, um dann mit fliegenden Händen ihre Kleider abzuwerfen. Statt ins Bad zu steigen, schlüpfte sie in den knappen Pagenanzug aus silbergrauer Seide. Die Jungfer frisierte sie, brachte Domino und Pelz und zog ihr die Pelzstiefel über die seidenen Schuhe. Grete warf ihrem Spiegelbild noch einen befriedigten Blick zu. Der breite Atlaskragen ließ nur ein Stück des Hälschens frei. Gerade genug, um einen Kuß auf den Nacken zu drücken, dachte Lutz, der unten im Wagen an der Ecke gewartet hatte.

„Du machſt aber lange," ſagte er und half ihr beim Einſteigen.

„Ich konnte nichts dafür, Ernſt war daran ſchuld," ſagte ſie atemlos. Dann ſchloß er den Wagenſchlag und die Pferde zogen an. Gretes Jungfer, eine Mainzerin, machte ſich nun auch zur Redoute zurecht. Ein Schreiber hatte ſie dazu eingeladen.

Sie ging als Zigarettenkönigin und hatte ſich das Koſtüm an vielen Abenden mit Zigaretten und Spielkarten benäht, die dicke Köchin fand es „zum Kreiſchen".

Sie waren überzeugt, daß die junge Frau zu einem Rendezvous gefahren ſei, und zerbrachen ſich nur den Kopf, wer in dem verſchloſſenen Wagen geſeſſen habe, der an der Ecke dem Haus gegenüber gewartet hatte.

In der Garderobe erklärte Lutz, daß er Grete als Tänzerin einführen werde. „Alſo benimm dich danach," fügte er hinzu.

„O Gott, Lutz!" Sie ſah lachend zu ihm auf. Er ſah bildſchön aus in ſeinem Frack, ſo elegant und vergnügt. „Mitgegangen, mitgehangen — Jetzt iſt's zu ſpät zur Reue, verehrte Lolo, ſo heißt du nämlich, vergiß das nicht."

Dann nahm ſie der Maskentrubel auf.

Grete tanzte ſich einmal ſatt an dieſem Abend.

Lutz brachte ihr ſeine Freunde an, ein paar flotte Frankfurter Huſaren in Zivil, einen blonden Grafen von der Regierung, den ſie oft genug unter den Kavalieren der Gräfin Teſſy geſehen hatte und von dem ſie jeden Augenblick mit Herzklopfen erwartete, daß er

auch sie erkennen würde ... Aber es fiel dem Grafen gar nicht ein, zu denken, daß die kleine Lolo eine einfache Rechtsanwaltsfrau aus der Kochbrunnenstraße sein könnte. Diese Kreise berührten die seinen kaum. Diese Kavaliere, welche Grete zum Tanz holten, ihr Eis brachten und Sekt, ihr den Fächer zerbrachen, sie mit Konfetti bestreuten und mit Serpentinschlangen nach ihr warfen, machten sich keine Gedanken über Lutz' neue Flamme. Der blasierte junge Erler verließ ihretwegen seinen weißen Domino, um eine Valse Boston mit Grete zu tanzen, und nachher brachte er seine Auserwählte sogar an ihren Tisch. Es war „die Vessel", die Grete noch vor kurzem als Kaiserin Theodora in den Maifestspielen bewundert hatte, die Dame mit den wunderbaren Toiletten. Jetzt wußte Grete, wer diese Pelze und Diamanten bezahlte ... Und auf ihrer anderen Seite saß ein leibhaftiger Erbprinz ... Er hatte lange in seinem Domino gelangweilt unter den Säulen der Estrade gestanden, bis ihn Lutz entdeckt hatte. Auf dem Runddiwan unter der Palme ging es fidel zu.

Der Prinz war äußerlich ganz „Genre Lutz", groß, schlank, von jener blonden nordischen Rasse, die sie nun einmal liebte, und der junge Erler war, trotz seines steifen Lackes, ein echter Rheinländer, der gar nicht seiner Schwester Elsbeth glich, die ihres Hochmutes wegen bekannt war, nie einen Fuß in das Kurhaus setzte, und die man nur im Viererzug oder von ferne in ihrer Loge sah.

Heute abend langweilten ſich alle vornehmen Damen Rheinaus in ihren Villen, Elsbeth Erler, die Teſſy und Liane.

Liane fand es geſchmacklos, ihren Freunden das Vergnügen, das ſie nun einmal an dieſen Kurhausredouten fanden, durch ihre Gegenwart zu vergällen. Und amüſierten ſie ſich nicht, um ſo beſſer. Dann fiel es Liane nicht ein, den Erſatz zu ſtellen.

Und die Teſſy war eine ſehr ſelbſtbewußte Düſſeldorferin.

Aber die Anweſenden haben meiſt recht.

„Ach Lutz, wie iſt das Leben ſchön!“ ſagte ſie, während ſie im Twoſtep dahinflogen.

„Ja, Grete, das iſt eine alte Geſchichte.“

„Aber für mich iſt ſie ganz neu ... Ich glaub', ich fange heut erſt an zu leben!“

Er beobachtete ſie lächelnd. Solche Siege fielen ihm zu, ohne daß er ſich anzuſtrengen brauchte. Er hatte ſie ja gewarnt. Mehr konnte man auch von ihm nicht verlangen. Der kokette, heißgetanzte kleine Page war allerliebſt. „Was für hübſche Beinchen ſie hat!“ hörte Grete hinter ſich jemand ſagen. „Nur etwas ſtarke Feſſeln,“ ſetzte eine Damenſtimme hinzu.

„Bei einer Tänzerin nur natürlich,“ meinte Erler.

Nur der Prinz wollte nicht ſo recht an die „Tänzerin“ glauben. „Die haben Sie ſich aufbinden laſſen, teurer Herwegh.“

„Ehrenwort, Durchlaucht, es iſt meine feſte Überzeugung. Ich kenne ſie ja auch erſt ſeit geſtern.“

Grete speiste mit acht Kavalieren in der rosig beleuchteten Loge. Die Maskenschar, die lärmend an ihnen vorüberzog, erschien ihr wie das Volk, das seiner Fürstin Huldigungen darbringt. Eine Unbekannte, ein Mittelding zwischen Zigeunerin und Kartenlegerin, kam dicht an ihren Tisch heran, warf Grete eine Serpentinschlange über den Kopf und nickte ihr vertraulich zu. Sie ging am Arm eines stämmigen Arabers in der Polonäse.

Der Höhepunkt des Festes war der Blumenwalzer. Ein tolles Konfettitreiben begann. Die hohen Spiegel warfen das bunte Bild zurück, während die Maskenschar auf dem spiegelglatten Parkett durcheinanderwogte und sich lachend bewarf. Die ältesten Herren beteiligten sich an der Schlacht.

Die Schneebälle platzten auf den weißen Busen der Tänzerinnen, und über die weißgepuderten Köpfe ringelten sich grüne Serpentinbänder, um schlanke Hälse wanden sich rote Schlangen, aus den Logen gezielt, sie fuhren im Zickzack durch den Saal, die seidenen Schuhe glitten über den weichen Konfettischnee, man rutschte aus, glitt zu Boden, zärtliche Hände halfen, und bald flog man wieder dahin.

Die Geigen sangen zart und gedämpft, aufreizend klirrten lockende Kastagnetten dazwischen und die hellen, feinen Schellen der Tamburins. Die Locken lösten sich, die Schleifen sanken herab, die glatten korrekten Scheitel der Männer verschoben sich, es sah alles aus wie aufgelöst und trunken. Ein bacchantischer Trubel durch-

wogte den Saal. Faſtnacht hatte ſeinen Höhepunkt erreicht — Karneval am Rhein.

Am tollſten waren die Nichtrheinländer.

Die anderen ſchwammen in dieſer Luft behaglich und leicht dahin, wie von Schwingen getragen.

Gegen vier Uhr fuhr Grete mit den acht Schwarzbefrackten in eine Bar. Von dieſem konfettibeſtreuten Lokal wußte ſie nichts mehr, als daß es Butzenſcheiben gehabt und daß man Kaviar auf kleinen Fäßchen ſerviert und Lutz Schnäpſe gemiſcht hatte.

Beim Morgengrauen fuhr ein geſchloſſener Landauer durch die leere Kurhausſtraße, gerade als die erſten Bäckerjungen erſchienen und die Straßenkehrer den ſchmutzigen Schnee fortzuſchaufeln begannen.

„Liebſt du mich denn wirklich, Lutz?“

„Aber Grete, wie oft hab' ich dir das heute ſchon geſagt.“

Aber ſie konnte es nicht oft genug hören. —

„Wirſt du mir auch immer treu bleiben?“

„Immer,“ verſicherte Lutz, und die weiche, ſchlanke Geſtalt ſchmiegte ſich feſter in ſeinen Arm. Sie ſchauten hinaus in den Aſchermittwoch, der eben graute.

„Ewig treu, ſchwör es mir, Lutz.“

Und Lutz ſchwor ihr dasſelbe, was er allen Frauen geſchworen hatte. Sie wollten das nun einmal ſo.

Währenddeſſen durchſtreifte Ernſt das verregnete Eppenhauſen. Es war Schlackerwetter eingetreten, der Regen verwandelte die beſchneiten Gaſſen in ſchwim-

mende Pfützen, und man mußte sich dicht an den Häusern halten. Das Städtchen hatte weder Straßenbahn noch Droschken, und er mußte es von einem zum anderen Ende durchqueren, um einen Magistratssekretär aufzusuchen, der ihm geschrieben hatte, daß er seine Aktien unbedingt verkaufen wolle.

Als er den Marktplatz erreichte, sah er einen Herrn in einem gelben Überzieher auf sich zukommen, der, eine Mappe unter dem Arm, unter seinem Schirm vorsichtig neben den Hausmauern einhertrippelte.

Das muß der Magistratssekretär sein, dachte Ernst, und er ging auf ihn zu. Er war es. Und Ernst konnte gleich auf offener Straße sein Plädoyer beginnen — was tat man alles für solche verdammten Aktien! Er suchte den mißtrauischen Mann zu überzeugen, daß er sich selber nur schade, wenn er jetzt seine Eppenhausener mit Verlust abstieß. Im Frühjahr gaben sie sicher hohe Prozente und hatten einen besseren Kurs, wenn er wenigstens bis dahin wartete . . .

Endlich hatte er den Argwöhnischen soweit. Es war einer der wilden Amateurbörsenspekulanten, die nach einem an Stammtischen, in der Bahn oder sonstwo aufgefangenen Wort irgendein Papier kauften, von dem man hohe Gewinne erhoffte.

„Auf Ihre Verantwortung, Herr Doktor."

„Die nehme ich auf mich."

Ernst verabschiedete sich. „Also, bis nächstes Frühjahr, nicht wahr, Herr Schmahl?" Er ging weiter, als er plötzlich dicht vor sich die alte Kirche hellerleuchtet

sah und eine Menge Menschen bemerkte, die unter ihren Schirmen der Kirche zueilten. An den Türen verkündeten grüne Zettel die Aufführung der Matthäuspassion. Ohne sich zu besinnen trat er ein.

Die Kirche lag in der feierlich düsteren Halbdämmerung sehr alter gotischer Bauten, das hohe Schiff war matt erleuchtet, die Bänke und die Emporen bis dicht an die Orgel waren besetzt. Er fand noch einen Platz neben einer Säule.

„Kommt ihr Töchter, helft mir klagen." Brausend erfüllten Chöre, Geigen und Posaunen die hohe Kirche, getragen von der Orgelbegleitung.

Es durchschauerte ihn.

Ihm war, als ob sich die hohe dunkle Kuppel öffnete, als ob die graue, düstere Wolkenwand auseinanderrisse und man aus unendlicher Höhe Engelstimmen hörte. Es waren die Knabenchöre, die sich einmischten, fest, kristallklar und hell ...

Er senkte den Kopf und lauschte. Als die Matthäuspassion zum erstenmal in der Thomaskirche zu Leipzig aufgeführt wurde, fand am selben Nachmittag ein zweites Kirchenkonzert in einem anderen Stadtviertel statt, alle Welt ging dorthin und das Bachsche Oratorium wurde in einer fast leeren Kirche vor kühlen Zuhörern aufgeführt.

Er hatte die Passion oft gehört, aber heute packte sie ihn wie noch nie. Es war für ihn das größte musikalische Werk.

Die Choräle klangen ihm wie Offenbarungen. Ja,

es gab noch einen Gott! Und gab auch einen Glauben. Sein eingeschläfertes Bewußtsein, dieser Kinderglaube wurde heute wieder wachgerüttelt in dieser mittelalterlichen Kirche, deren dicke Mauern und Türme von Kämpfen und Kriegen erzählten und auf deren kupfernen Tafel die Namen gefallener Helden glänzten.

Weich, voll und klar erhob sich eine dunkle Frauenstimme über silberner Flötenbegleitung. „Buß und Reu ..."

Ja, Reue ergriff auch seine Seele, Reue, daß man so viel den irdischen Dingen nachging, statt seiner Seele zu gedenken, der Läuterung des inneren Menschen. Wieviele Schlacken trug man noch mit sich herum! Der Dämon Gold hatte seine Krallen auch in seine Seele geschlagen und ihm opferte er alles, seine Ruhe, seine Zeit, seine Kraft, seinen Geist, seine Gesundheit und das Glück seiner Ehe. Er wußte nicht, weshalb ihn plötzlich der Gedanke, daß sich Grete von ihm abwenden könnte, überfiel. Wer war schuld an ihrem Zerwürfnis?

Ich bin schuld, sagte er sich, denn ich habe sie in Versuchung geführt. Er hatte bis jetzt noch immer darauf gewartet, daß sie zu ihm kam, um ihm unter Tränen zu gestehen: „Ich hab's getan, Ernst, verzeih mir ..." Und er hätte ihr verziehen... Sie war ein Weib, weich, putzsüchtig, nachgiebig, schwach ...

Aber warum kam sie nicht? Warum sprach sie nicht das erlösende Wort und ließ sie ihn allein mit diesen Zweifeln? Ich will es alles begraben, dachte er.

Wir ſind alle ſchuldig und vielleicht iſt ſie tatſächlich ſchuldlos.

„Ich will dir mein Herz ſchenken," jubelte es aus der Höhe, und das Cello ſang es mit in jenen ſchwingenden, warmen, zitternden Tönen, die ihn an ſeine alte geliebte Geige erinnerten. Sie ruhte jetzt verſtaubt mit harten, geſprungenen Saiten zu Hauſe im Kaſten ...

Sollte er ſie nicht wieder hervorholen und ſich frei und glücklich ſpielen, ſtatt hier draußen in dieſer unwirtlichen Ebene dem Geld und den Geſchäften nachzujagen?

Geld für andere ſollte er ſchaffen, für dieſe Ziegelei, die ihm mit ihren weithin leuchtenden gelben neuen Ringöfen wie ein gieriger Moloch erſchien mit feurigem Rachen, der nur verſchlang.

Die Arien wechſelten mit Chören und Chorälen. Eine Tenorſtimme von faſt überirdiſcher Schönheit trug die Rezitative mit einer leidenſchaftlich ergreifenden Wucht vor. „Stehet auf, laſſet uns gehen, ſiehe, er iſt da, der mich verrät." Ernſt konnte ſich kaum der Tränen erwehren.

„Was mein Gott will, iſt wohlgetan," fiel der Chor ein. Luthers Geſtalt erſchien vor ihm, der Kämpfer mit dem ernſten, feurigen Blick, der ſich nicht vor dem Satan fürchtete.

„Wahrlich, du biſt auch einer," ſang der vielſtimmige Chor. Die Hand des Dirigenten zeichnete ſich rieſengroß und ſchattenhaft an der hellen Wand ab.

„Erbarme dich, mein Gott, um meiner Zähren willen," erklang die tiefe, warme Altſtimme wieder.

„Was geht uns das an," antwortete der Chor.

„Gebt mir meinen Jeſu wieder . . ." Wie bezwingend dieſe reine, ſüße, junge Sopranſtimme bat, wie ſie drohend wurde, wenn ſie mit den Verrätern ſprach.

„Befiehl du deine Wege." Die Orgel miſchte ſich ein. Brauſend erfüllte ſie die hohe Kirche. Die Kerzen in den großen alten Meſſingleuchtern, die ſchwebend von der hohen Decke hingen, kniſterten leiſe.

„Und flochten eine Dornenkrone," ſang der Evangeliſt. „Und ſetzten ſie auf ſein Haupt."

„O Haupt voll Blut und Wunden," klang es ſchwer und getragen, als trüge man jemand zu Grab. Er mußte an ſeinen Vater denken.

„Der du den Tempel Gottes zerbrichſt," ließen die Chöre ihre Stimmen empört erſchallen. „Andern hat er geholfen," erhob ſich der Gegenchor. Der dramatiſche Teil ſetzte überwältigend ein. Heiße Schauer durchzitterten ihn. Es war ihm heilig zumute.

Wie als Knabe, als er vor dem Altar ſtand mit den anderen Einſegnungskameraden. Er glaubte wieder die Stimme des weißhaarigen Pfarrers zu hören. Der alte Mann, der bereits mit einem Fuß im Grabe ſtand, las ihm ſeinen Einſegnungsſpruch vor. Seine Stimme zitterte. „Und werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen."

Damals hatte Ernſt ſich kaum eigentlich etwas Beſonderes unter den Worten denken können. Heute verſtand

er ihren tiefen, ernſten Sinn. Es war, als müſſe er die Knie beugen ... auf ſeinen Scheitel legte ſich eine ſanfte Hand und ſegnete ihn. Er nahm die Paſſion in ſich auf wie ein heiliges Abendmahl.

Die tiefſte aller Künſte hielt ihn in ihrem Bann. Den Kopf in die Hände begraben, ſaß er da wie einer, der ſich aus toſendem Meer auf einen Felſen gerettet hat und der Brandung lauſcht, die ihn umrauſcht.

Einer, der endlich einmal zu ſich gekommen iſt, um ſich auf ſich ſelbſt zu beſinnen. Wer biſt du, und was tuſt du, warum lebſt du, und was wirſt du hinterlaſſen?

Zum erſten Male fragte er ſich heute, iſt dieſes wirklich das Leben, das du wollteſt?

Nein, nein. All dieſe ſtaubigen Akten, die ſich vor ihm häuften, mit ihren Klagen und Verleumdungen, der beſtändige Verkehr mit Menſchen, die ſich bekämpften und betrogen, hatten ihn mürbe gemacht. Er war müde von allem. Er ſah ſich immer von Händen umringt, die ſich flehend nach ihm ausreckten, Geld, Geld, Geld ...

Ach, das einmal ganz loswerden, ſich reinigen, baden in Schönheit und Kunſt, fliehen aus den engen Wänden, die ſich immer enger um ihn ſchloſſen, frei werden, gut und rein wie als Kind. Die Sehnſucht ſtieg in ihm auf nach einem fernen Land, das in ſeinen Träumen vor ihm ſtand, in dem es nur Schönheit gab und Harmonie. Die Muſik löſte alle Gedanken auf in zarten Wohllaut, ſie hinterließ einen Schmerz, der in ihm wühlte, der aber ſüß war. Er fühlte, wie er

ſich weit von allen entfernte, die in den engen Wänden neben ihm lebten, er hüllte ſich ſtumm in ſeinen Mantel ein, um ſeine Seele darin zu bergen, als wolle er ſie retten.

Er ſaß andächtig wie ein Kind in dieſen Bänken, mit geſchloſſenen Augen lauſchend. In dieſer Welt war er daheim. Und das Heimweh fiel von ihm ab.

Wie aus fernen Welten ertönten die himmliſchen Geſänge, und die Poſaunen ließen ihre Stimme jubelnd erklingen, fanfarengleich ... Es umfing ihn wie Vergeſſen, ein Wohlbehagen durchſtrömte ſeinen Körper. Muſik! Sie gab ihm wieder, was er einſt beſeſſen hatte. Er hatte eine Zuflucht gefunden, und in dieſer Stunde gelobte er ihr Treue, ſeiner Göttin, der Muſik.

Du ſollſt mich halten, wenn ich mich verliere, du ſollſt mich ſchützen, wenn ich furchtſam werde, ſei du mein Troſt in meiner Einſamkeit und meine Zuflucht. Wenn alles mir verloren geht, dann bleibe du mir, und meine dunklen Jahre weiß ich nicht. Der Himmel hatte ſich über ihm aufgetan, er fühlte Unendlichkeit herüberwehen.

„Wenn ich einmal ſoll ſcheiden," ſang getragen der Chor.

Neben ihm weinte eine alte Frau.

Und dann vernahm er keine Worte mehr, ſondern nur noch Muſik. Das Schickſal hatte ihn heute hierhergeführt. Es war gnädig mit ihm, dem armen, einfachen Menſchen, der ſich abmühte, ſeinem Leben

einen Inhalt zu geben, und kämpfte, um nicht unterzugehen.

Er vergaß die Umgebung. Er schaute in die flackernden Kerzenlichter und lauschte dem Schlußchor. „Wir setzen uns mit Tränen nieder ...“ bis die Stimmen schwiegen und der letzte Orgelton verklang. — Er erwachte wie aus einem Traum. Er sah die Leute sich erheben, den Mittelgang herunter strömten dunkelgekleidete Menschen mit ergriffenen Mienen dem Ausgang zu. Und er ging, den Hut in der Hand, noch ganz benommen hinter ihnen her ...

*

Das Ehepaar hatte sich wieder versöhnt.

In seiner weichen Stimmung erschien es Ernst eine Pflicht, den Verdacht, der ihn von seiner Frau getrennt hatte, zu überwinden, er wollte nicht mehr an den verschwundenen Smaragden denken, und Grete machte es ihm leicht. Sie war jetzt sehr liebenswürdig und kam ihm entgegen. Seiner offenen Natur widerstrebte dieses feindliche Nebeneinanderleben, und sie war erlöst, daß sie keine tragische Miene mehr bei Tisch zur Schau tragen mußte. Es war ihr viel wichtiger, daß sich Ernst nun wieder seiner Arbeit zuwandte und nichts merkte von den kleinen Briefen, welche Dienstmänner in grünen Blusen ins Haus brachten, von der leichten Nervosität, die Grete umschwebte, der ewigen Unruhe, in der sie sich befand, seit ihr Leben eine Wendung genommen hatte ...

Seit Grete so viel spazieren ging, der Arzt hatte Blutarmut bei ihr entdeckt, die sogenannte blühende Bleichsucht, die sich nicht äußerlich kundgibt, hatte sie jedes Interesse an ihrem Haushalt verloren.

Man sah ihrem Salon an, daß ihn eine gleichgültige Jungfer aufräumte, das Kopenhagener Porzellan war nicht mehr abgestaubt, in den Jardinieren vertrockneten die Begonien und alle Uhren waren stehengeblieben, als fänden sie es nicht mehr der Mühe wert, weiter zu ticken ... Diese Spaziergänge zogen sich meist bis zum Abend hin, die gemütliche Teestunde in ihrem Salon hatte man längst aufgegeben.

Als Ernst eines Nachmittags aus Versehen doch heraufkam zum Tee, fand er die Salontüre verschossen. Er fragte erstaunt Gretes Jungfer, warum das Zimmer plötzlich abgeschlossen sei? Und das Mädchen antwortete schnippisch: „Nun, damit keiner hereinkömmt."

Er fand das merkwürdig und befragte seine Frau des Abends bei Tisch nach dem Grund. Sie gestand ihm, daß sie dem neuen Mädchen nicht traue, es stand so viel kostbares Porzellan herum. Aber es kam ihm vor, als ob Grete das mit einer leichten Verlegenheit gesagt habe. Indessen legte er ihren Worten zu wenig Bedeutung bei, um darüber nachzudenken, er hatte anderes zu tun. Er mußte jetzt arbeiten, sein Haushalt verschlang Unsummen und sein Schwiegervater bezahlte keine Rechnungen mehr. Seit aus allen Ecken diese Amateurweinhandlungen emporschossen,

die ihre giftigen gefälschten Weine einem unwissenden Publikum vorsetzten, das sie auch ruhig trank, war sein Geschäft zurückgegangen.

Von ihm hatte Grete vorläufig nichts zu hoffen.

Die Unverzagt war unerschwinglich geworden, seit die Erlers bei ihr arbeiten ließen, und Goldenberg hatte die Miete wieder erhöht.

Die Lage war „Gold wert". Im Parterre richtete der Wirt des Restaurant Tannhäuser jetzt ein spiegelglänzendes Café ein, trotzdem Grete empört ihre Stimme erhob, aber Goldenberg war auf dem Ohre taub. Er hatte sich in das Hinterhaus zurückgezogen, wohin er auch das Sacklager verlegte.

Das Haus hatte durch dieses Café etwas Gewöhnliches bekommen, man begegnete fortwährend auf der Treppe Pärchen oder Konditorjungens. Wenn Ernst auch jetzt wenig von seiner Familie sah, ließ ihn die Sorge um sie doch nie ganz los.

„Wenn ich dich noch einmal mit diesem Kellner Billard spielen antreffe, Lümmel, dann hab' ich dir zum letztenmal money geschenkt," drohte Ernst. Aber was half das alles? Jeder hatte triftige Gründe, mit seinem Geld nicht auszukommen.

„Du kannst doch nicht verlangen, daß ich mein letztes Armband versetze oder einen Proleten heirate," sagte Liane gekränkt.

Diese Toiletten und Reisen betrachtete sie als Geschäftsspesen. Wenn sich Liane einmal verheiratete, bekam er ja alles zurück.

Herbert hatte auf einmal auch Wünſche, er brauchte Lackſtiefel zur Tanzſtunde oder wollte einem Freund Geld geliehen haben, was zwar bei der nüchternen Lebensanſchauung des Lümmels unwahrſcheinlich war; er hielt immer ſeine lange Hand auf ...

Wenn ſeine Mutter kam, mit dieſem Ausdruck halber Verlegenheit auf dem hübſchen Geſicht, und ſie ihn in ſeinem Bureau aufſuchte ... das waren für ihn die dunkelſten Stunden. Es war immer dasſelbe Klagelied, deſſen Melodie ihn ſchon als Junge begleitet hatte. Das Kapital war aufgezehrt, der Bankier hatte es eines Tages der erſtaunten Frau von Herwegh mitgeteilt. Es war fort, einfach fort. Und die Majorspenſion reichte gerade für die Miete.

Sie hatte nur Ernſt, auf den ſie bauen konnte, auf den ſie ſich verließ. Er gab, was ſie verlangte, wenn er auch oft das Gefühl hatte, es ſei nicht richtig, immer nur zu geben.

Aber ſeiner Mutter etwas abzuſchlagen war ihm unmöglich.

Lutz, der ſeines Rheumatismus in der linken Schulter wegen genötigt war, in dieſem Sommer eine gründliche Kur zu gebrauchen, hatte ſich im Palaſthotel einquartiert, wo warme Quellenbäder verabreicht wurden. Er wollte Mama keine Umſtände machen, er mußte früh baden und wurde maſſiert, und das Herweghſche Haus war auf Frühſtücke bei Tagesgrauen nicht eingerichtet. Er hatte ſein Reitpferd mitgebracht.

„Junge, Junge, das haben Sie sich fein eingerichtet!“ Der General klopfte Lutz auf die Schulter. „Na, denn man zu, genießen Sie Ihr Leben, es ist ohnehin so kurz. Und wenn ich mal was sehe, ich drücke beide Augen zu.“

Der alte Herr spielte dabei auf gewisse Damen an, mit denen man Lutz früher in der Dämmerung oder bei bengalischer Beleuchtung am Kurhausweiher gesehen hatte. Er ahnte nicht, warum Lutz etwas zusammenzuckte. „Nee, alter Herr. Ich such' mir jetzt 'ne Frau. Wir werden solid.“

*

Herwegh hatte sich schon in München viel mit gerichtlicher Medizin beschäftigt und mit besonderem Interesse diese Vorlesungen besucht. In seiner Bibliothek sammelte er hauptsächlich wissenschaftliche Abhandlungen berühmter Psychiater über die Fragen der Behandlung verwahrloster Kinder und die Beurteilung kindlicher Verbrecher. Diese Rätsel hysterischer Epidemien in den Schulen, individueller Hemmungen und ihre Bekämpfung, der Einfluß des Alkoholgenusses der Eltern und Ahnen auf die Nachkommen, hatte er früher viel mit Doktor Rickert diskutiert. Dieser behauptete, alle Verbrecher seien im Rausch erzeugt. Sie seien mit diesen Anlagen geboren und könnten für ihre Taten nicht zur Rechenschaft gezogen werden. Die Ansichten seiner Kollegen gingen in diesen Fragen auseinander. Die meisten beschäftigten sich nicht mit

Psychiatrie. Das überließ man den gerichtlichen Psychiatern. Die Richter sahen es nicht gern, wenn sich die Advokaten als Hilfstruppen Ärzte hinzuzogen, welche ihre Rechtsurteile oft durch ihre wissenschaftlichen Belege wertlos machten.

„Wenn alle Verbrecher für geistig anormal erklärt werden," sagte der Landrichter, mit dem Herwegh nach der Sitzung heimging, „macht man am besten das ganze Gericht zu, übergibt die Diebe und Mörder den Irrenanstalten, dann kann der Staat für sie sorgen und unsereiner hat wenigstens keine Arbeit mit ihnen."

Es wehte Herwegh immer eine feindliche, kühle Luft entgegen, wenn er mit Juristen auf diese Fragen kam. Er fühlte das, aber dieses Ausweichen war nur natürlich, ein Richter durfte sich nicht in diesem Labyrinth verlieren.

Sein Kollege Ehrlich stand diesen Fragen skeptisch gegenüber. Er hatte die Praxis seines Vaters übernommen und führte sie ganz im Sinne seines alten Herrn weiter. Nur war er nicht so grob, sondern sehr korrekt und gewandt, und dafür bekannt, daß er nur „hasenreine Fälle" nahm.

Die anderen lehnte er ab. Er glaubte nicht an die geheimnisvollen Gefühlskomplexe, an die sich die Gedankenrichtungen und Willenrichtungen der Menschen anknüpfen. „Überhaupt Gefühle," sagte Ehrlich, „wenn wir uns erst darauf einlassen." Er zuckte die Achseln. „Gewiß stellt diese Vererbung und Belastung der Verbrecher eine gefährliche Beeinflussung dar, aber

wenn man alle Verbrecher ihrer angeborenen Eigenschaften wegen freisprechen wollte, wäre die Welt bald in Händen von Zuchthäuslern."

Herwegh widersetzte sich. Die Menschen werden nicht allein durch sprachliche Gedankenvermittlung, sondern auch durch vorgebildete Gemeinschaft der Gefühle beeinflußt, und sie müssen danach handeln, ob sie wollen oder nicht."

„Aber Kollege —"

„Wir alle sind aus der inneren Anlage heraus nicht nur Menschen, sondern auch Mitmenschen," fuhr Herwegh fort. „Es gehört zu unserem Beruf, daß man andere versteht und sich den fremden Gefühlszustand vergegenwärtigt. Die Einfühlung ist es, was uns Juristen fehlt."

„Lieber Herwegh," sagte Ehrlich, der diesen Ausführungen mit einem überlegenen Lächeln gefolgt war, „Sie haben in allem recht, Sie geraten dabei aber auf die Bahn des Psychiaters, und den kümmert die rechtliche Beurteilung eines Falles wenig. Der Richter soll nur die Tat beurteilen, um das Wie und Weshalb hat er sich nicht zu kümmern."

„Aber wir Verteidiger müssen das!" rief Herwegh.

„Nein, das bestreite ich ganz entschieden, denn wir kommen damit auf die schiefe Ebene."

„Und wohin führt Ihre gerade, korrekte Richtlinie?"

„Zum Ziel, das wir uns alle stecken sollen, zur gerechten Beurteilung des Falles."

„Ohne daß wir seine Gründe untersucht haben?"

„Die andere führt jedenfalls zu dem Chaos und den dunklen Winkeln, in denen sich die faulen Fälle verbergen," sagte Ehrlich. „Beschäftigen Sie sich nicht zu viel damit, es ist nicht gut."

Als Herwegh zum erstenmal die Akten eines solchen zweifelhaften Falles in die Hand nahm, um ihn zu bearbeiten, erinnerte er sich an dieses Gespräch, er zögerte eine Weile und schaute sinnend in die Akten. „Soll ich oder soll ich nicht?"

Die anderen Kollegen hatten den Fall Asran abgelehnt. Es war eine Postsekretärsfrau, die eine Reihe von Diebstählen begangen hatte und von dem Besitzer eines Warenhauses auf frischer Tat ertappt und angezeigt worden war.

Auf die Anzeige hin rührten sich auch andere geschädigte Kaufleute, die bisher aus Rücksicht auf die Familie geschwiegen hatten, und es kam heraus, daß diese Frau, deren Mann ein auskömmliches Gehalt bezog, die in geordneten Verhältnissen lebte, selbst Vermögen besaß, jahrelang kleine und größere Diebstähle in den Geschäften mit einer geradezu raffinierten Geschicklichkeit ausgeführt hatte. Man fand bei der Haussuchung aufgestapelte Berge von Seidenresten, Blusen, Wäsche, seidene Strümpfe, Schmuck, Bänder, Spitzen. Ihre zwei wohlerzogenen, bescheidenen Kinder waren ganz verstört, daß ihre Mutter als Diebin entlarvt war.

Der Mann war gebrochen von dem jahrelangen Kampf gegen eine Leidenschaft, gefoltert von der

täglichen Angſt, daß einmal alles ans Licht kommen würde.

„Ach, Herr Rechtsanwalt, Sie wiſſen nicht, was es heißt, ſeine Frau, die man geliebt hat, die einem Kinder geboren hat, als Diebin zu ſehen.“ Der gebrochene Mann begann ſeine Ehe zu ſchildern. „Wir waren ſo glücklich, meine Frau iſt ſo gutherzig, und eine treue, ſorgende Mutter, ach, meine armen Kinder.“ Und der Mann bedeckte ſein graues Haar voll Kummer.

Er weinte.

Herwegh ſuchte ſich vergebens gegen das Mitgefühl zu panzern. Er wollte dieſen Fall nicht nehmen. Etwas in ihm regte ſich und hob warnend ſeine Hand. Aber der Mann und ſeine Kinder jammerten ihn.

Sein eigenes Unglück erwachte wieder, das die Muſik eine Zeitlang betäubt zu haben ſchien. Grete ... war ſie denn beſſer wie dieſe Unglückliche?

Er nahm den Fall, trotz des ironiſchen Lächelns der Kollegen. Vielleicht konnte er dieſe Frau retten.

Es war eine geiſtige Infantile von ſchwankender Gemütsſtimmung, beeinflußbar und indolent, die unter ſtändigen Depreſſionen litt. Als Mädchen mußte dieſe Frau ſchön geweſen ſein, ein Madonnentypus. Jetzt hatte ſie etwas Gedrücktes, Scheues, Unſicheres. Wie ſie dazugekommen war, zu ſtehlen, wußte ſie nicht anzugeben. Es zog ſie faſt körperlich in die Läden. Sie wachte nachts auf und konnte den Tag nicht erwarten, um ſich in die Läden zu ſtehlen. Und nach einem ſolchen Diebſtahl empfand ſie ſtets eine große

Erleichterung und Befriedigung. Es war, als sei sie von einem Fieber besessen. Einige Male hatten ihr die Ladenbesitzer die Waren im Hinterzimmer wieder abgenommen, hatten sie gewarnt. Sie hatte geweint, bereut, versprochen, es nicht wieder zu tun. Und kaum betrat sie wieder ein Geschäft, so kam die unwiderstehliche Sucht von neuem über sie.

Der Fall begann ihn zu interessieren.

In dieser Frau sah er den Typ der moralisch Entarteten vor sich, über den er so viel gelesen und gehört.

Die Sünde war bei ihr beschlossen, ohne Erwägen und ohne Absicht. Es war eine Gewohnheitsverbrecherin.

So oft er die Unlückliche vor sich sah, dachte er an seine eigene Frau.

Herwegh verglich diese „erblich Geschädigten" mit „verbauten Schiffen, die mit einer gewissen fatalistischen Notwendigkeit im Lebenskampfe untersinken" mußten. Denn die Charakterverschlechterung war häufig nur das erste Wetterleuchten der geistigen Störung.

Durfte man diese Menschen noch bestrafen!? Nein, man mußte die Welt von ihnen befreien, indem man sie absonderte und sie den Ärzten übergab.

Die Frau wurde freigesprochen.

Sie kam in die Landesheilanstalt Rheinbaben, wo sie später starb. Allmählich fanden auch andere „dunkle Fälle" ihren Weg zum Herweghschen Bureau.

Hinter verschlossenen Türen spielten sich die ergreifendsten Szenen ab. Man hätte ein Kato sein müssen, um hart zu bleiben.

„Ich bin zu Ihnen gekommen, Herr Rechtsanwalt, weil Sie der einzige sind, der mir helfen kann."

Gegen solche Worte war Ernst machtlos, wie gegen Frauentränen.

Wenn man jeder Tat auf den Grund nachging, so fand sich eine Entschuldigung oder eine Erklärung für ihre Notwendigkeit. Wenn man in die Seelen dieser müden Verirrten, Abgehetzten und Erschreckten schaute, so sah man, daß meist andere, Eltern, Freunde, Kameraden, Lehrer, Kollegen, oft auch die eigene Frau, die eigentlich Schuldigen waren oder wenigstens einen Teil der Schuld trugen.

„Er arbeitet viel mit Gefühlen," sagte Ehrlich spöttisch. Jeder hatte seine Methode.

Der Gefühlskompaß ergab oft eine bessere Richtung als der überlegene Verstand. Es ist eine große Gefahr für einen wortgewandten Redner, wenn er Opposition merkt und sich wanken fühlt auf dem Boden, auf dem er bis dahin festen Fußes gegangen.

Herwegh überzeugte immer, er siegte oder erlangte doch wenigstens Erleichterungen hoher Strafen.

„Unser großer Psychiater Herwegh," nannte ihn der Staatsanwalt.

„Sie hätten im Mittelalter leben müssen und von der Kanzel reden," sagten die Kollegen zu ihm. „Alle Weiber hätten Sie bekehrt, sie wären alle zu Ihrem Glauben übergegangen."

Die jungen Referendare hörten ihm zu, wie man einem Bußprediger lauscht, der nach seinen Worten lebt.

Denn Herwegh war überzeugt von dem, was er sagte. Das fühlten sie. Etwas Großes lag in seinen Worten, etwas Hinreißendes, Warmes, das an ihr Gefühl appellierte, an ihre Sinne, ihr Herz. Wozu alle Philosophie? Il faut sentir! Sentez donc! Und wenn sie sich noch so fest umpanzert fühlten von rein juristischem Denken, Herweghs Worte pochten an ihr Herz und erweckten menschliches Gefühl, Mitleid, Begreifen, „Einfühlen" nannte er das.

Er nahm sich aller Unglücklichen und Ratlosen an aus Mitleid, aus Gerechtigkeitsgefühl, und gerade solcher, die von den Kollegen mit Pharisäermienen abgewiesen wurden. Je tiefer er sich in diese psychologischen Fragen vergrub, desto fester wurde die Überzeugung in ihm, daß die Psychologen recht hatten und nicht die Juristen.

Wäre ich noch frei, dachte er, ich würde Psychologie studieren. Aber er war nicht frei. An seinen Rockschößen hing eine ganze Familie, sogar dieses psychologische Nachstudium war ein Luxus für ihn, denn er mußte die Nachtstunden dazu nehmen.

Grete beklagte sich, daß sie nicht schlafen könne, wenn er Licht brenne.

So mußte er warten, bis sie eingeschlafen war. Dann zündete er die Lampe an und las bis gegen Morgen.

Die Psychiatrie hat für denjenigen, dem sie „liegt", etwas Bestechendes und Verführerisches. Die Lösung dieser menschlichen Rätsel beherrschte seine Gedanken.

„Schlepp mir um Himmels willen nicht dieſe Leute ins Haus," ſagte Grete. Die brachten mit ihren dunklen Fällen auch ſo einen merkwürdigen Geruch mit.

„Wo ſollen ſie denn aber hingehen, wenn auch ich ihnen die Tür weiſe?"

„Zu den anderen Kollegen," ſagte ſeine Frau. „Laß die doch mit ihnen hereinfallen."

Fräulein Schmidt ſchnitt dieſe Plädoyers aus den Zeitungen aus und klebte ſie in ein blaues dickes Heft, denn ſie waren witzig und intereſſant, beſonders wie er mit ſeinem Gegner, dem Rechtsanwalt Ehrlich umſprang, dem Sohn des Juſtizrats, der ausſah wie ein gepelltes Ei, tadellos und korrekt, und der auch ſchneidig plädierte. Aber nur „einwandfreie Sachen".

„Herwegh nahm alles..."

„Ich würde mich nicht ſoviel mit dieſen Leuten abgeben," ſagte ſeine Mutter. „Was haſt du denn davon? Die Kollegen ſprechen darüber, beim Gericht wird man dich über die Achſel anſehen, und wem nützt du damit, Diebe und Mörder freizuſprechen, die ins Zuchthaus gehören?"

Auch der demokratiſche Schwiegervater erklärte ſich dagegen, ſolchen Schurken auch noch das Leben erleichtern zu helfen. „Ich würde mit all den Kerlen kurzen Prozeß machen." Herwegh ſah ſich wie von einer dichten Dornenhecke des Unverſtandes und feindlicher Abwehr umgeben.

Er ging aber noch weiter. Er nahm ſich dieſer freigeſprochenen Verbrecher ſogar nachher an, verſchaffte

ihnen Stellen oder unterſtützte ſie, bis ſie ein Unterkommen fanden. Er ſtellte ſie auf ſeinem Bureau an, unter der Aufſicht René Gimpels, der ſelbſt einmal — ſo munkelten die Schreiber — im Gefängnis geweſen, wenn ihm auch ſpäter nichts mehr nachzuſagen war. Solche Hilfstätigkeit warf ein zweifelhaftes Licht auf ſeine Tätigkeit als Anwalt.

Und man zeigte ihm das.

*

An einem warmen Sommerabend kam Grete, einen leichten Mantel über dem Arm, die Treppe herunter, als ſie das neue Harmonium erklingen hörte, das ſich Ernſt angeſchafft hatte. Er konnte ungehindert hier unten ſpielen, ſobald die Schreiber fort waren.

„Ich will bei meinem Jeſu wachen."

„So ſchlafen unſere Sünden ein."

„Oh, wie fromm das klingt," ſagte Grete und ſtreifte ſich die langen hellen Handſchuhe an. Dieſes friſche, leichte Gewand und der kleine Hut aus lauter Roſenknoſpen ſtanden ihr reizend. Er ſpielte weiter, nach den Regiſtern ſuchend, die er aufzog und einſchob, jetzt kamen die Flötenſtimmen. „Wohin geht's denn wieder?"

„Papa hat uns zum Abendeſſen ins Kurhaus eingeladen," ſagte Grete, denn ſie wußte, daß er dieſe geräuſchvollen Terraſſenfeſte unter fremden Leuten gern vermied. „Da machſt du dir ja doch nichts draus, und ich habe für dich abgeſagt, aber," ſetzte ſie raſch hinzu, „ich bin bald wieder daheim."

„Ja, geh nur," nickte Ernst.

„Aus Liebe wi—ll mein Heiland sterben, von einer Sünde wei—ß er nichts."

Herrlich diese Stimmen, die man einem solchen Instrument entlockte. Sogar die Posaunen, die auf dem Klavier niemals herauskamen, konnte man hier deutlich heraushören. Die Töne eines Chorals klangen hinter Grete her, als sie durch den teppichbelegten Flur eilte.

Vor dem Kurhaus neben dem Bowlinggreen hielten die Landauer in zwei langen Reihen. Einer dieser Wagen stand verschlossen abseits an den Kolonnaden, und auf diesen ging Grete zu. Der Schlag wurde von innen geöffnet und eine schlanke Männerhand zog sie hinein.

„Wohin?" fragte der Kutscher zurückgewendet.

„Auf die Platte," rief Lutz.

Der Kutscher murmelte etwas von „verrückt". — „Dort fährt man doch nicht in der Nacht hin —"

„Wir haben am Tage zu Spazierfahrten keine Zeit," sagte Lutz und schlug die Türe zu. Der Wagen rollte davon. Er umfuhr die Anlagen, kreuzte den Brunnenplatz und bog in die menschenbelebte Taunusstraße ein.

„Ach Lutz, wie ich mich geängstigt habe." Grete atmete auf, als sie endlich aus der engen Stadt heraus auf dem breiten gepflegten Waldweg fuhren. „Immer dachte ich, es käme etwas dazwischen. Liebst du mich auch wirklich noch, wie am ersten Tage?"

„Selbſtverſtändlich, Kleines," ſagte Lutz. Daß ſie alle immer dasſelbe fragen mußten. Sie ſchauten hinaus. Die ſchimmernde Straße leuchtete faſt weiß im Mondlicht, die warme Nachtluft umſtrich ihre Stirnen. In den hohen Eichen und Buchen rauſchte der Nachtwind, der kam vom Taunus herunter, friſch und kühl.

„Daß ich dich gefunden habe, Lutz! Nie hätte ich gedacht, daß man jemand ſo liebhaben kann..."

Wie ſchön die Welt war, wie zauberhaft der Glanz des Mondes, der ihnen leuchtete. Sie hatten den Wagen öffnen laſſen. Hier oben war man ſicher, keinem Menſchen mehr zu begegnen, und ſie lehnten in den blauen Tuchkiſſen eng aneinander geſchmiegt. Grete war verſtummt vor Glück, und auch Lutz fand es ganz erfriſchend hier oben.

Auf der Höhe kam ihnen ein einſamer Wanderer entgegen, der ſeinen Hut in der Hand trug und laut mit ſich zu reden ſchien. Als der Wagen an ihm vorüberkam, blieb er ſtehen und ſah ihm verdutzt nach. Es war Doktor Rickert. Die beiden Glücklichen hatten ihn gar nicht bemerkt. Dann ging er langſam und kopfſchüttelnd weiter. An der Wegbiegung drehte er ſich noch einmal um.

Auf der Höhe angekommen, ließen ſie den Wagen halten und ſtiegen aus. Die Waldwieſe lag übergoſſen von Mondlicht vor ihnen, zu ihren Füßen die ſchlafende Stadt. Nur ein paar Lichter blinkten verloren hier und dort herauf. Grete wies auf eine Anſammlung bunter Lichtchen, die man zwiſchen vielen

Bogenlampen schimmern sah. „Dort ist die Mainzer Straße," sagte sie, „dort habe ich dich zum erstenmal gesehen... Hätte ich doch nur ein paar Jahre gewartet, dann hätten wir uns gefunden, auch ohne Gefahr."

Die bronzenen Hirsche schienen zu schlafen, vom Mondlicht beglänzt lagen sie auf der Sandsteintreppe des fürstlichen Jagdhauses, in dessen Fenstern das bleiche Licht silbern funkelte. Selbst die Vögel im Wald schwiegen, die Welt schlummerte zu ihren Füßen. Alles war still. Nur in den Eichen war ein sanftes Rieseln und Rauschen, als ob es regne. Es fiel aber kein Tropfen, und der Nachthimmel blieb blau und klar.

„Was Ernst wohl jetzt anfangen mag?" meinte Grete plötzlich.

„Der spielt die Mondscheinsonate," sagte Lutz.

*

In diesem Sommer schienen die Rosen nocheinmal so stark zu duften und die Gärten am Rhein in doppelter Blüte zu stehen. Die Abende sanken so mild auf die lichterflimmernde müde Stadt, um sie einzuhüllen mit weichen Schleiern, und hinter zugezogenen Vorhängen brannten die Ampeln als Wächter verstohlenen Glückes.

Auf allen Parkwegen begegnete man Paaren, die Menschen trugen ein glückliches Lächeln auf dem Gesicht oder ein Bukett in der Hand, jeder schien zu einem Stelldichein zu eilen.

Alle dunklen Pavillons des Kurgartens, die verſteckten Lauben am Rhein, die Schiffsdecke und die einſamen Wege der Wälder droben waren von ſolchen ſtummen, aneinandergeſchmiegten Paaren belebt, die alles um ſich vergeſſen zu haben ſchienen und außer ihrer Liebe an nichts dachten, nichts ſahen und empfanden.

Grete hatte ſich ein Märchenland aufgetan. Sie ging darin umher wie verzaubert und berauſcht. Sie ſchmückte ſich nur „für ihn“. Alle anderen Männer waren ihr gleichgültig geworden, ſie ſah nur Lutz.

Schon in der Frühe ritt er an ihrem Haus vorbei, er hatte oft mit dem alten Goldenberg zu reden, und während er den zierlichen Fuchs an deſſen Fenſter drängte, ſchweiften ſeine ſchönen, müden Augen ſuchend die Fenſterreihen des zweiten Stockes ab...

Wie er zu Pferd ſaß! Wie eine antike Statue, verwachſen mit dem edlen Tier, er brauchte niemals die Reitpeitſche, er lenkte es durch einen ſanften Druck der Schenkel, in dem Frühjahrsrennen hatte er zweimal einen Preis davongetragen. Und unvergleichlich war er, wenn er ſein Pferd beſtieg; die Zigarette im Mundwinkel, ſchwang er ſich auf, ohne faſt den Bügel zu berühren. Auch über Lutz war etwas von jener anſteckenden Liebestrunkenheit gekommen, die hier in der Luft zu liegen ſchien, er hatte lange genug mannhaft gegen die Verſuchung gekämpft, aber ſchließlich hatte er auch den Kopf verloren...

In der Liebe war er Meiſter.

Diese heimlichen Wagenfahrten in die einsamen Wälder hinter geschlossenen Gardinen, das Sichsuchen und Finden in dem dunklen Kurgarten, während die rauschende Fontäne die Augen aller Welt auf sich zog und sie das dunkel glitzernde Sternenmännchen beobachteten, das ungeschickt über das gespannte Seil des Weihers zu wandern begann, um dann ins Wasser zu purzeln, dieses Warten auf die ersehnte Post mit der erlösenden Nachricht, kam sie oder kam sie nicht, die vielen kleinen Lügen, die man erfinden mußte, um sich von einem Kommißessen oder aus dem Kasino wegzustehlen, zum Tollwerden schön war es...

Er hatte sie wirklich lieb, sie war so amüsant, so verliebt, so entzückend, zum Genuß wie geschaffen. Aber sie war auch gut, sie gestand ihm, daß sie für ihn stehlen, morden, ja sterben könnte.

Das hatten ihm zwar schon andere gesagt, aber ihr glaubte er es. Grete hatte alles abgestreift, jede Rücksicht und jede Vernunft. Sie kannte keine Hindernisse, um zu ihm zu kommen, keine Gefahr.

„Ich liebe dich, wie ich keinen Menschen liebe," sagte sie. „Ich liebe alles an dir, jede Bewegung, deine schmalen Hände, deine weißen Zähne und dein grausames Lächeln, wenn ich dich küsse... Ja, du bist grausam, Lutz," sagte Grete, „du bereitest mir Schmerzen, aber ich liebe diese Schmerzen, ich liebe die Entsagung, ich liebe meine Träume von dir, ich freue mich auf den Morgen, weil mir der Tag ein Wiedersehen bringt oder einen Brief von dir. Und selbst

ſolche Briefe, in denen du mir weh tuſt, hab' ich lieb."

Sie war nie ruhig. Dieſe Liebe, das fühlte ſie, konnte nicht lange dauern, dafür war ſie zu überwältigend, zu wunderbar.

Es war ein Sommerrauſch, nicht mehr.

Sie konnte weinen ohne irgendeinen Grund. Wenn ſie daran dachte, daß es einmal ein Ende nehmen könnte, zitterte ſie.

Dann wieder war ſie keck, herriſch, begehrenswert, reizend, verführeriſcher wie je, und ſteigerte nur ſeine Ungeduld, ſie allein zu ſehen. Ihr Zuſammenſein war immer gefährdet durch andere. Einmal begegneten ſie an der Faſanerie an einem ſtillen Sonntagabend plötzlich Fräulein Schmidt, ſie hatten kaum noch rechtzeitig in das Waldesdunkel fliehen können, ein andermal fuhr Graf Netzband in ſeinem Wagen dicht an ihnen vorbei, zum Glück ſah er ſie nicht, und einmal waren ſie im orientaliſchen Café unter den Eichen, vor einem Gewitter flüchtend, mitten in das Whiſtkränzchen geraten.

Und immer war es Lutz, der die Geiſtesgegenwart beſaß, ſie beide durch ein geſchicktes Wort zu retten. Nicht ſie.

Aber ſie mußte ihn ſehen. Sie geizte mit jeder Sekunde, zögerte den Abſchied hinaus, genoß ihn wie ein Gift, das man zum Leben nötig hat, wenn man auch weiß, daß es Verderben, ja den Tod bringen muß.

„Wenn ich dich nicht kennen gelernt hätte so wie jetzt, Lutz," sagte sie nach einer heißen Stunde, beim Abschied an der Türe, „dann hätte ich umsonst gelebt..."

*

„Was ist eigentlich mit dir, Grete?" fragte eines Abends Liane.

Grete tat überrascht. „Mit mir?"

„Nun, es kann doch auch mal bei euch der Fall eintreten, der in anderen glücklichen Familien eintrifft."

Grete erblaßte, sie faßte sich aber rasch. „Ach, Liane, das meinst du? Nein, das ist es nicht —" Und sie spielte mit ihren Armbändern. „Nun, was ist es denn?" forschte Liane, die sich nicht beirren ließ. Da hob Grete den Kopf und sagte leise, aber fest: „Ich habe — jemand lieb." Liane schwieg.

„Wer ist es denn?" meinte sie dann.

„Irgend jemand," sagte Grete, „du nennst ja auch keinen Namen, Liane."

„Nein, und daran tut man gut," Liane sah die kleine Schwägerin an, „denn man kann dabei nur verlieren, entweder den Freund oder die Achtung der anderen, oder noch mehr," setzte sie hinzu. Nun war es Grete aber doch zuviel der Tugend. Sie richtete sich auf: „Das sagst du, Liane?"

„Gewiß, das ist meine Meinung."

„Nun und du?"

„Wenn ich etwas erlebe, geht das niemand etwas an. Ich habe niemand Treue gelobt," sagte Liane

ernſt und begann ſich von neuem in ihren Gobineau zu vertiefen.

Grete wurde dieſe Unterredung während des ganzen Sonntags nicht mehr los. Auf dem Spaziergang mit Lutz erzählte ſie ihm davon. „Meinſt du, daß ſie Verdacht geſchöpft hat?“

„Keine Spur,“ ſagte der ſorgloſe Lutz. „Mach dir doch keine ſolche überflüſſigen Gedanken. Und wenn auch, was geht Liane es an, wenn wir uns lieben?“

*

Anfang Auguſt mußte Lutz wieder in ſeine Garniſon zurück. Sie hatten verabredet, ſich noch einmal oben im Wald an der Kapelle zu ſehen, aber an dem Morgen regnete es in Strömen, und Grete ſchickte ihm einen Boten, daß er beſſer zum Tee zu ihr ins Haus käme. Lutz tat das zwar ungern, er begegnete jetzt nicht gern gerade Ernſt, aber dieſer war im Begriff, nach Eppenhauſen zu fahren, und das Wetter war ſcheußlich.

Aber über dieſem letzten Zuſammenſein ſtand kein guter Stern.

„Ich habe abtelegraphiert,“ erklärte ihr Gatte beim Eſſen, „da wir ja doch heut abend bei Juſtizrat Ehrlichs ſind, es wird mir ſonſt zu ſpät...“

„Du fährſt nicht fort?“

„Nein, ich bleibe hier.“

Grete erblaßte. „Gott, Ernſt, bis acht Uhr kannſt du doch zurück ſein, und wenn nicht, ſo kommſt du eben nach...“

„Es paßt mir aber nicht bei dem Wetter," erwiderte er, und nahm von dem Filet.

Grete überlegte in fieberhafter Angst, was tun. Kaum war er mit seinen Zeitungen auf sein Bureau gegangen, als das Telephon spielte. Sie rief Lutz ihre Enttäuschung zu...

Aber der wußte immer einen Rat. „Komm doch zu mir auf mein Zimmer... wir trinken zusammen Tee, das wird sehr gemütlich..."

Sie zögerte, während ihr das Herz schlug... Auf sein Zimmer, ins Hotel? Das hatte sie noch nie gewagt, es war das letzte... Aber seine Stimme klang so verführerisch durchs Telephon. „Ja, Kleines, du kommst?"

Die Jungfer mußte den Teetisch wieder abräumen, denn Grete kleidete sich gegen fünf Uhr an.

„Wollen Sie denn bei dem Wetter wirklich ausgehen?" fragte das Mädchen mit einem ironischen Seitenblick nach der erregten kleinen Frau, die immer Schubladen aufzog, um Handschuhe zu suchen, die sie doch in der Hand hielt.

Grete glaubte auf dem dreisten Gesicht ein Lächeln zu bemerken. Aber an dergleichen war sie längst gewöhnt. Sie kam atemlos und halbtot in dem vornehm kühlen, blattpflanzengeschmückten Vestibül des Palasthotels an und wollte gerade die breite Treppe hinauf, als ihr der betreßte Portier in den Weg trat. Zu wem sie wolle, fragte er.

Grete blickte den Mann durch ihren dichten weißen Schleier empört an.

„Zu meinem Schwager," ſagte ſie von oben herab.

Das könne jeder ſagen, erwiderte der Machthaber des Palaſthotels, und er wies auf die Halle, in der einige Gäſte hinter ihren Zeitungen verſchanzt ſaßen. „Dafür iſt die Halle da. Auf den Zimmern ſind keine Beſuche geſtattet."

Grete verließ das ungaſtliche Haus und eilte ins Kurhaus, um im Leſezimmer auf einem Löſchblatt — anderes Papier war nicht zu finden — Lutz mitzuteilen, daß ſie ihn ſofort unter den Eichen im Reſtaurant erwarte.

Eine halbe Stunde ſpäter trafen ſie ſich endlich oben in einem leeren kühlen Gartenſaal, der, von dem dichten Grün triefender Eichen beſchattet, in einer melancholiſchen Dämmerung lag, und deſſen offene Fenſter auf einen Kirchhof hinausſchauten. Hinter dem Büfett thronte eine dicke Kellnerin, welche ſtrickte.

Sie nahmen an dem mit karierter Kaffeedecke geſchmückten Tiſch in der entfernteſten Ecke Platz, und Grete erzählte ihr Erlebnis mit dem groben Portier. Durch die offenen Fenſter hörte man den Regen auf den Kies rauſchen und die halbzerriſſenen Klänge eines Chorals, den verſtimmte Trompeten bliesen, ein Begräbnis zog den Berg herauf. „Dieſes weiß ich, ſoll ich nicht, darum mich zufrieden ge—ben."

Der Himmel hing dunkel und ſchwer über der Landſchaft, und aus dem Talkeſſel quoll der Nebel herauf. Es war alles ganz anders, wie ſie es ſich ausgedacht. Lutz hatte alles ſo reizend hergerichtet in ſeinem Zimmer,

Liegestühle auf dem Balkon und Gretes Lieblingslikör Chartreuse.

An der Straßenbahnhaltestelle drückten sie sich noch einmal die Hand, dann stieg Grete zu der Trauergesellschaft, welche die Wagen füllte, während sich Lutz auf einem Fußpfad nach der Stadt herunterstahl.

Am selben Abend packte er seine Koffer.

*

Ein paar Tage später sagte sich Liane zum Tee bei Grete an, und diese schob in höchster Eile den Brief an Lutz fort. Sie erwartete Liane mit Herzklopfen. Liane war verändert ihr gegenüber, sie vertraute ihr nichts mehr an. Sie stellte gerade die Tassen auf, als Ernst eintrat. Er fand den rosigen Salon erleuchtet und warm, der Kamin brannte, ein kleiner Teetisch stand vor dem Feuer, und es sah einmal wieder behaglich aus.

„Bleibst du heute zu Hause?" fragte er. „Ich dachte, du wolltest spazierengehen?"

„Nein, ich erwarte Liane," sagte Grete. Und da sie ein gutes Gewissen hatte, fügte sie hinzu: „Willst du eine Tasse Tee?"

Ernst nahm Platz am Feuer und rieb sich behaglich die Hände, es war kalt und häßlich draußen und er war erst eben aus Eppenhausen heimgekommen. — Er freute sich, auch mal Liane wiederzusehen, und er blieb.

Da Liane sichtlich nicht gekommen war, um Ernst, sondern um Grete zu sprechen, und zwar allein, und

Grete nur auf dieſen Augenblick wartete, machten ſie Konverſation und ließen Ernſt von dem neuen Unglück berichten, das in Eppenhauſen angerichtet worden war durch den letzten Sturm.

Die neue Halle war niedergebrochen, und es drohte ein Streik. Er wartete nur auf das Telephon, um wieder hinzufahren.

„Du tätest doch geſcheiter," meinte Grete, „lieber gleich ganz draußen hinzuziehen, denn du liegſt auf dieſe Weiſe mehr auf der Bahn wie hier."

„Baut euch doch eine Villa dort, die Backſteine habt ihr ja," riet Liane, zurückgelehnt in ihrem Seſſel, die grüne Teeſchale in der Hand, an der ein paar wundervolle neue Ringe funkelten.

„Ich danke," fuhr Grete zuſammen, „einen Backſteinfabrikanten habe ich nicht geheiratet, dann laſſe ich mich ſcheiden..."

Liane beobachtete die beiden ſcharf und ſie ſah, daß ſie recht gehabt. Ihr Bruder wußte von nichts. Er ging ſogar auf das Angebot Gretes lachend ein. „Gut, laß dich ſcheiden, aber ſo einfach iſt das nicht. Ich mache Schwierigkeiten."

„Oh, ich ſitze ja an der Quelle," meinte Grete, den Tee aufgießend. „Und wenn du nicht willſt, ſo geh ich zu deinem Todfeind Ehrlich. Der ſcheidet mich ſofort."

„Außerdem muß man triftige Gründe haben," warf Liane ein.

„Die kann man ſich auch ſchaffen. Ich werde mir

schon Material zu besorgen wissen." Grete machte es sichtbar Spaß, mit dem Feuer zu spielen, und während sie über diese Frage scherzten, suchte jeder des anderen geheime Gedanken hinter der Stirn zu enträtseln. Endlich ging Ernst. „Also lebt wohl, ich höre schon wieder das Telephon. — Ja, ich komme schon. Ach, Liane, ich bin ein Arbeitstier geworden." Er verabschiedete sich und sagte im Hinausgehen zu Grete: „Und vergessen Sie das Beweismaterial nicht, gnädige Frau, das ist erforderlich, es genügt ein Brief... vielleicht schreibt dir ihn Lutz."

Die beiden Frauen blieben bestürzt zurück. Hatte Ernst diese Worte nur so hingeworfen, oder... wußte er bereits? Grete war erblaßt. Hatte sie jemand verdächtigt? Waren sie entdeckt? Hatte Lutz eine Unvorsichtigkeit begangen, was war geschehen?

Endlich sagte Liane: „Grete, ich will keine langen Umschweife machen, ich habe wie auf Kohlen gesessen, denn ich habe etwas gefunden, das ich dir geben möchte," und sie entnahm ihrem seidenen Täschchen einen kleinen rosa Brief. Grete nahm wortlos den Brief entgegen und entfaltete ihn, er strömte ein leises Parfüm aus, und sie starrte ihre eigenen Worte an.

„Und sei um drei Uhr wieder mit dem Wagen an den Kolonnaden..." las sie, das übrige wußte sie, allein die Unterschrift hatte genügt, alles zu verraten.

„Ja, das sind solche Geschichten," sagte endlich Liane, während sie in das summende Gas schaute.

„Wer hat ihn dir gegeben?" fragte Grete tonlos.

„Ich hab' ihn in unſerem Wohnzimmer unter dem Tiſch gefunden."

„Wann?"

„Vor einigen Tagen."

„Ah, und warum haſt du ihn mir nicht gleich gegeben?"

„Weil ich warten wollte, bis ſich mein Verdacht beſtätigt hatte. Du mußt dein Parfüm wechſeln. Es braucht ja nicht immer Veilchen zu ſein. Es ſtand zwar kein Name darunter, aber deine Schrift iſt ſehr charakteriſtiſch. Er iſt Lutz wahrſcheinlich aus der Taſche geglitten. Seid vorſichtig in Zukunft ...," ſetzte ſie hinzu und erhob ſich.

„Nein, ſo darfſt du nicht gehen!" rief Grete, während ſie den Brief in Stücke riß, „du darfſt mir nicht böſe ſein, Liane. Was ſoll ich denn tun, um alles wieder gutzumachen?"

Liane zuckte die ſchmalen Schultern. „Es gibt nur einen Rat, aber den wirſt du nicht hören wollen."

„Ich will alles tun, Liane, wenn du mir nur wieder gut biſt," ſchluchzte Grete. Sie warf ſich auf das weiße Fell vor Lianes Füße nieder.

„Mach keine Szene, Grete, ich liebe das nicht, wenn man vor mir kniet, ich bin dir gar nicht böſe. Ich verſtehe nur nicht, wie man, wenn man die Wahl hat zwiſchen einem —" ſie ſah nach der Türe, durch die Ernſt eben verſchwunden war — „und einem Lutz ... daß man ſich dann für einen Lutz entſcheidet ..."

„Oh, du kennſt Lutz nicht, ihr kennt ihn alle nicht! Ich liebe ihn ſo, daß ich für ihn in den Tod gehen

würde, wie er für mich. Ja, denn das hat er selbst gesagt."

Liane hörte schweigend den Beteuerungen zu. Du lieber Gott, wie vielen Frauen mochte Lutz schon von dieser Kugel erzählt haben, die er sich für sie durch den schmalen Schädel jagen wollte, und wie viele Briefe mochte er schon mit seiner ewigen Liebe beschrieben haben. Liebe und Treue waren Begriffe für einen Lutz. Und sie dachte an ihre ersten stürmischen Jahre. Da hatten auch sie solche Männer betört und geliebt, die aussahen wie Lutz, schön und verführerisch wie er. Sie hatte seitdem viel erlebt und viel gelernt. Und sie war wieder auf die Verläßlichen zurückgekommen, auf die Charaktere.

Ernst tat ihr leid, mit seinen blauen Kinderaugen und dem Herzen eines Träumers.

„Bleib ihm treu, Grete," sagte Liane, „denn er ist gut."

„Ja, er ist gut," schluchzte Grete, „aber den anderen habe ich lieb."

Liane ging. In diese Gedankenwelt konnte sie sich nicht mehr zurückversetzen. Wenn man ihr vor Jahren gesagt hätte, daß sie jenen ersten, der sie fast an den Rand des Verbrechens gebracht, um sie in dem Augenblick, als sie verloren schien, feige zu verlassen, lassen solle, ehe das Ereignis eintrat, das sie so kühl und klarblickend gemacht, sie hätte dem Warner ins Gesicht geschlagen. Man war dazu da, Liebe zu schenken und zu leiden. Das war Gesetz. Sie schritt wie im Traum

durch die belebten Straßen nach Hause, mit ihren Gedanken bei Ernst.

Wer hat den Smaragd damals gestohlen und wie ist er wiedergekommen? dachte sie auf einmal. Und das Unerklärliche umspann sie mit seinem Zauber.

Sie verstand Grete und verstand ihren Bruder Ernst.

Jede Ehe war ein Experiment. Sollte sie Grete deshalb verurteilen, weil sie sich etwas stahl, das ihr der andere nicht gegeben hatte? Das „Warum" lag tiefer. Es lag vielleicht bei Ernst.

Soyez sage, si vous voulez être heureuse, schrieb Maria Theresia ihrer königlichen Tochter nach Versailles... Ach ja, es war entschieden leichter, Moral zu predigen, als danach zu leben.

*

Am Schreibtisch seiner Mutter saß Lutz, in Gedanken versunken über einem Brief, den er zu schreiben begonnen hatte, auf dem aber vorläufig nichts weiter stand als „Liebe Grete". Und das war wieder ausgestrichen.

Er schaute auf die kahle, entlaubte Kastanienreihe vor dem Hause, der Herbstwind trieb die roten Blätter wirbelnd vor sich her dem Bahnhof zu. Es war Bußtag, ein grauer, melancholischer Himmel hing über der Welt, und die einzigen Farbenflecke in diesem eintönigen Grau bildeten die grünen Blusen der Dienstmänner, die mit ihren Karren hinter dem Taunusbahnhof warteten.

Nicht der Einfluß seiner Schwester und nicht die Erkenntnis, daß er leichtsinnig eine Verantwortung auf sich geladen, hatten seinen Entschluß gereift. Es waren vielmehr diese hastigen Verabredungen, die ewigen Verfehlungen und alles, was mit den umständlichen, geheimnisvollen Vorbereitungen ihrer Zusammenkünfte verbunden war, das Warten bei Regen und Kälte an zugigen Ecken, vor allem aber waren es die vielen Briefe, die seit diesem Sommer täglich auf seinen Schreibtisch regneten, die Szenen, wenn er nicht bereit war, Einladungen bei Vorgesetzten abzusagen oder seinen Dienst zu versäumen, um herüberzufahren; das Motto: Du liebst mich nicht mehr, war ihm in letzter Zeit allzuoft erklungen. Mit einem Wort, es war aus.

Es war eigentlich damals schon zu Ende, als sie in dem kühlen Gartenzimmer das Begräbnis den Berg heraufziehen sahen, und er hatte der Stadt den Rücken gekehrt in der Erkenntnis, daß der Höhepunkt ihres Glückes überschritten war, denn jedes Glück hatte seinen Gipfel, von dem es dann bergab ging. Manchmal langsam, oft aber auch rasch.

Wenn er nur gewußt hätte, wie er sie anreden sollte! Liebe kleine Kröte, das war nicht dem Ernst der Situation angemessen, und teure Grete sah sehr nach abgekühlter Leidenschaft aus. Das hätte Tränenströme verursacht, und er wollte ihr nicht wehtun... Auch nicht in diesem letzten Brief. Er zündete sich eine Zigarette an und begann endlich entschlossen... „Liebe Grete. Was ich Dir heute zu sagen habe, wird mir unendlich

ſchwer...“ Ach nein, ſo konnte man doch nicht gleich mit der Tür ins Haus fallen.

Er warf den Bogen wieder fort. Es kam jetzt nur darauf an, ſie zu überzeugen, daß ſie ſich trennen mußten, denn ſie durfte um Himmels willen nicht den Gedanken faſſen, ſich etwa ſcheiden zu laſſen, in der Hoffnung auf ihn. Nein, danke! Die Auseinanderſetzungen mit Ernſt und ſeiner Familie, und was eine ſolche erzwungene Ehe dann alles im Gefolge hatte? Er konnte den Abſchied einreichen... und ſo weiter... Alſo lieber andere Saiten aufgezogen. Und er nahm einen neuen Briefbogen.

„Geliebte... ſei tapfer, nimm alle Kraft zuſammen, aber wir dürfen nicht länger an einem Abgrund hinwandeln, deſſen Tiefe Du nicht ahnſt...“ Gott, wie trivial, dachte er, fällt mir denn nichts Beſſeres ein? Er ſtand auf und begann im Zimmer auf und ab zu wandern, als er plötzlich auf der Chaiſelongue eines jener Bücher liegen ſah, die von Liane überall herumfuhren. Er ſchlug es auf. Seine düſtere Miene hellte ſich auf. Ah, Mirabeau. Seine Briefe an Sophie Monnier aus dem Gefängnis in Vincennes... die kamen ihm gerade recht.

Er hatte von Mirabeau eigentlich bisher nicht viel mehr gewußt als ſeine Worte, mit denen er die Revolution begann, und den königlichen Lakaien anherrſchte: „Va dire a ton maître, que nous sommes ici par la volonté du peuple et que nous n'en sortirons que par la force des baionnettes“ und einige ſeiner eroti-

schen Bücher, die er während seines Exils in Holland geschrieben hatte, wo er ohne Geld mit seiner Geliebten saß. Da schrieb er, um zu leben, und nachher im Gefängnis zu Vincennes schrieb er, um nicht „zu verrecken". In solche beneidenswerte Lagen kam man, wenn man anderen die Frauen entführte, und Grete kam in letzter Zeit immer wieder damit. Entflieh mit mir und sei mein Weib. Ach nein, dazu mußte man noch viel mehr Illusionen haben, wie sie Lutz geblieben waren. Der entzückende Sommer hatte ihn nur in neue Schulden gestürzt, und Goldenberg kam immer wieder mit der reichen Frau, auf die er und die ganze Mainzer Straße wartete. Einmal mußte er aus diesen elenden Geldgeschichten heraus.

Während er die Briefe Mirabeaus an seine heißgeliebte Sophie durchblätterte, überzeugte er sich, daß selbst diese große Liebe kaum zwei Jahre gedauert hatte. Dafür waren aber auch die Briefe um so heißer...

Donnerwetter, einmal wurde selbst Lutz ganz rot.

Und einmal rief er laut Bravo! „Was ist Tugend? Eine glückliche Gemütsanlage, die uns treibt, unsere Pflichten gegen die Gesellschaft zu unserem eigenen Vorteil zu erfüllen." Großartig, dachte Lutz.

Mirabeau war gerade zur rechten Zeit gestorben, nach einem opulenten Souper mit drei Damen, oder vielleicht deshalb. Er hatte sich auch zu viel vorgenommen, wie sein Bruder Ernst. Nur auf anderem Gebiet. Er frühstückte mit den Republikanern, dinierte

mit den Jakobinern und soupierte mit dem Prinzen Orléans, und eines Tages fragte La Mark den Prinzen spöttisch: „Und wann dient Mirabeau dem Hofe?"

Das wäre etwas für Herrn Kollin, diese sprühende Abhandlung über die Könige, die mit verbundenen Augen hinter Mauern lebten, statt aus der Weltgeschichte zu lernen.

Mais où sont les rois qui lisent?

Das müßte man den Generälen vorlesen, die neulich noch über Mirabeau vernichtende Urteile gefällt. Nein, es gab Charaktere, die selbst der Gemeinheit noch einen Schein von Größe gaben. Und einen solchen hatte er unter den Händen.

Alles war vergessen, selbst die Zigarette, während er die glühenden Liebesgeständnisse las, die aus dem feuchten, moderigen Kerker Vincennes' aufstiegen und sich ihren Weg, unter Lebensgefahr für die Überbringer, zu der Geliebten hinter deren dicke Klostermauern suchten. War Mirabeau an seinem Schicksal selber schuld?

Daß er niemals aus diesen elenden Geldverlegenheiten herauskam, aus einer Bedrängnis in die andere, aus einem Gefängnis ins andere geriet, von einer verfehlten Spekulation zum Verbrechen? Nein, denn hineingestürzt hatte ihn doch nur diese verflixte Sophie mit ihren Feueraugen... Von dem konnte man lernen! „Tugendhaft ist, wer seiner Anlage und Überzeugung entsprechend handelt."

Ah, endlich hatte er, was er suchte:

„Il est arrivé le moment d'une séparation éternelle ...“, der letzte Brief an Sophie. Er nahm die Feder und überſetzte: „Der Augenblick iſt gekommen, der uns für ewig trennt ...“

„Les illusions de l'amour nous ont longtemps abusés.“

Er mußte erſt im Lexikon nachſehen, was abusés hieß. „Die Illuſionen der Liebe haben uns lange genug getäuſcht.“ Es war zwar etwas hart, „mais la nature ne perd pas ses droits.“

In dieſem Augenblick erſchien Trina und fragte, ob Herr Lutz vergeſſen habe, nach der Rheinterraſſe zu fahren, die Damen erwarteten ihn doch. Sie wollte nämlich dieſes Zimmer putzen.

„Putzen Sie das ein anderes Mal, teure Trina,“ ſagte Lutz. „Sie ſehen doch, daß ich ſehr beſchäftigt bin.“

„Ja, aber das können Sie doch geradeſogut in einem anderen Zimmer machen,“ meinte Trina, „im Badezimmer iſt es auch warm.“ Sie hatte ſchon Eimer und Putzlappen in der Hand.

Lutz nahm die Sophie Monnier unter den Arm und zog um.

Als er das kleine, weißgetäfelte Badezimmer betrat, in dem noch der Kaffeetiſch gedeckt ſtand, fiel ihm der Geburtstag Ernſts ein, jener Sonntag, an dem ſich ſein Bruder verlobt hatte, und ſeine Gedanken wurden abgelenkt.

Ach, ich werde dieſe Phraſen alle nicht benutzen, dachte er und ſtrich alles, was er geſchrieben, wieder aus.

Es war doch entſchieden leichter, jemand den erſten Brief zu ſchreiben wie den letzten.

Wenn man ihr nur begreiflich machen konnte, daß ſie vernünftig blieb! Grete war in der letzten Zeit immer in Exploſivſtimmung, und ſo oft er etwas von dieſer Trennung, die doch einmal vorbereitet werden mußte, andeutete, machte ſie ſo blitzende große Augen, daß er ohne weiteres an den Revolver glaubte, mit dem ſie ſo oft gedroht. Er fand ſie ſo nett und er liebte ſie wirklich, und wenn Herr Kollin ſie ihm damals in die Arme gelegt hätte, er wäre ihr, wenn auch vielleicht nicht ewig, ſo doch ſicher ſehr lange treu geblieben.

Aber das Schickſal hatte es anders gewollt. Richtig, er wollte von dem Schickſal reden.

„Erſchrick nicht, liebe Grete, aber wir müſſen uns trennen. Es mag Dir hart klingen und ich habe dieſen Entſchluß nach vielen ſchlafloſen Nächten gefaßt," darin ſprach Lutz die Wahrheit, denn ſeit die Saiſon in Mainz begonnen hatte, war er keine Nacht vor vier Uhr ins Bett gekommen. Seine ſchlanke Hand mit dem Wappenring glitt raſch über das gerippte Papier. Nun war er im Fluß.

„Ich kann die Verantwortung nicht länger ertragen." Das würde ſie zwar nicht glauben, denn wie konnte man einem Frauenzimmer jemals begreiflich machen, daß es eine Schuld auf ſich lud, indem es einen Mann liebte?

„Wir haben unrecht getan und müſſen nun büßen."

Das wird in die Bußtagsstimmung sehr gut passen, dachte er und zündete sich eine neue Zigarette an. „Wir müssen einen Strich unter unser bisheriges Leben machen. Ist es meine Schuld, daß alles so gekommen ist? Klage die Vorsehung an, Grete, nicht mich.“ Diese Wendung macht immer Effekt, dachte er, weiterschreibend. „Ein weiterer zwingender Grund ist meine pekuniäre Lage.“ Es war zwar kein edles Wort, „pekuniär“, und wirkte in diesem Brief wie eine Ohrfeige, aber er fand kein besseres und ließ es stehen, Grete war nicht so empfindlich. „Meine Gläubiger bedrängen mich in letzter Zeit sehr. Seit ich nicht mehr in der Pension Metropole verkehre, nehmen sie — und nicht mit Unrecht — an, daß mich eine andere Frau beschäftigt. Du, meine süße Grete, bist das Rätsel, um das sich alle den Kopf zerbrechen.“ Das würde ihr gefallen, denn sie war sehr eitel. „Sie sind wie eine Meute hinter mir her, besonders Goldenberg, und ich werde eines Tages gezwungen sein, eine reiche Heirat einzugehen. Mit wem? Frag mich nicht, geliebtes Kleines! Mit irgendeiner, die reich genug ist, meine Schulden zu bezahlen. Ich werde darin meine Buße erblicken.“

Dann fügte er noch einige Worte hinzu von steter Verehrung und bat sie, die Stunden der Trauer, die nun folgen würden, ihn nicht entgelten zu lassen, sondern ihn zu vergessen suchen. „Es gibt soviele Lutz...“, und wenn sie sich begegnen sollten, ihn als einen gleichgültigen Verwandten zu betrachten.

Er empfahl ihr, den Brief mit den anderen sorgfältig zu vernichten. „Mit Briefen ist schon viel Unheil angerichtet worden, liebe Grete, denk an Dich und Deine Mutter“ — die alte Kollin mußte man doch auch anstandshalber erwähnen, die vergaß man immer.

„Ich sage das zwar nur Deinetwegen,“ schloß Lutz, „denn was mein Leben betrifft, so ist mir dieses vollkommen gleichgültig. Wenn es aber sein sollte, daß das Schicksal es will —“ hoffentlich will es das nicht, dachte er, „je serais en vedette.“ Er las den Brief noch einmal durch und fand ihn gut.

Und nun will ich nicht mehr daran herumbeichseln, dachte er, denn sonst wird mir's wieder leid. Er nahm Siegellack und schloß den Brief, indem er das Wappen seiner Mutter, ein zierliches Schild mit vier Lilien und einer Schlange, draufdrückte.

Dann steckte er den Brief in den Ärmelaufschlag, schenkte der erstaunten Trina einen Taler, und eine Viertelstunde später saß er im D-Zug nach Mainz.

*

Die arme Grete ging wie eine Nachtwandlerin umher, seit ihr dieser Abschiedsgruß ins Haus geflogen war.

Das also war das Ende einer großen Liebe!

Er nahm seinen Mantel und verabschiedete sich, er war vernünftig geworden und klug.

Es war sicher nicht vernünftig, diesen elenden Brief erst in Stücke zu zerreißen und ihn dann auf dem Teppich kniend des Nachts bei einer Kerze wieder

zuſammenzuſetzen, die meiſten Worte hatten ihre Tränen verwiſcht, aber den Eindruck dieſes Briefes würde kein Menſch vernichten, kein Erlebnis und kein Gefühl. Sie fand ſich mit einem Male ganz alt, wie verſteint, unfähig, etwas zu denken, zu empfinden, ja nicht einmal weinen konnte ſie mehr.

Sie magerte ab und verlor ihre friſchen Farben, alles ward ihr gleichgültig, ihr Leben, ihre Ehe, ihre Zukunft, die ganze Welt war leer geworden für ſie.

Sie haßte Ernſt, der ihr ſo ruhig bei Tiſch gegenüberſaß, als ob er niemals vor ihr gekniet und ihre Hände geküßt hätte. Weil der Arzt einmal ihrem Vater abgeraten hatte, wegen ſeines Herzleidens im heftigen Wind ſpazieren zu gehen, durchwanderte ſie im Sturm die entlaubten Wälder und ſtieg auf die Höhen hinanf, „dem Regen, dem Wind, dem Schnee entgegen", wie Ernſt ſang. Ja, er konnte ſingen und Choräle ſpielen, während ſie litt. Sie wollte krank werden, ſterben.

Ihr Herzklopfen nahm zu. Sie ließ ſich unterſuchen. „Haben Sie vielleicht in letzter Zeit etwas Aufregendes erlebt?" fragte der Arzt.

Grete ſenkte den Kopf. „Ja, etwas Furchtbares, aber ich kann nicht ſagen, was."

„Das verlangt auch niemand von Ihnen, gnädige Frau, aber es beruhigt Sie vielleicht, daß Ihr Herzklopfen nur von ſeeliſchen Erregungen gekommen iſt und daß es ſich legen wird, wenn die Erinnerung an das Erlebte ſchwindet."

Wenn sie die Kurhausstraße herunterkam, glaubte sie an allen Männern, die ihr entgegenkamen, eine Ähnlichkeit mit Lutz zu finden, und jedesmal, wenn sie eine hohe schlanke Männergestalt erblickte, zuckte sie zusammen. Ihm jetzt zu begegnen, erschien ihr als das Furchtbarste. An den Sonntagen stellte sie sich krank, um seine Mutter nicht zu sehen, dieses Haus, in dem er gewohnt.

Sie konnte weder essen noch schlafen, und lange nachdem Ernst sein Licht gelöscht hatte, las sie beim Schein der blau beschirmten Lampe und versuchte ihre Gedanken abzulenken. Sie hatte jetzt einen Freund in einer Leihbibliothek, der ihr die interessanten Bücher schon eingewickelt zurechtlegte, mit denen sie ihren Seelenzustand zu beruhigen versuchte.

Sie brauchte Liane nicht mehr dazu. Sie durchblätterte die psychologischen Studien in den Nächten mit heißen Augen und hämmerndem Herzen.

Aber es waren doch nur gedruckte Zeilen, und in allen Helden fand sie Lutz wieder. Ja, selbst das indische Lehrbuch der Erotik schien von ihm zu sprechen. Von den von den Frauen bevorzugten Männern, „welche Kenner des Lehrbuches der Liebe sind, Leute, die sich gern in öffentlichen Gärten und im Theater zeigen, sich kostbar kleiden und leben ..."

Sie warf das Buch in die Ecke. Es gab so viele Lutz? Ach, für sie gab es nur einen!

Sie begann zu rauchen. Die Männer rauchten immer, wenn sie schwere Gedanken loswerden wollten. Ernst

paffte den ganzen Tag Zigaretten, warum ſollte ſie nicht rauchen? Es ſtand ihr außerdem. Sie probierte vor dem Spiegel, wie es ausſah mit dem zierlichen Zigarettenhalter, die Ringe glitzerten dann ſo hübſch. Sie bat den galanten Proviſor in der Apotheke nebenan, ihr Gift zu verſchaffen. Er beſorgte ihr ſonſt alles, was ſie verlangte, aber jetzt zog er ſich plötzlich in ſeine Schale zurück. „Wozu braucht eine ſo hübſche junge Frau denn Gift?“ meinte er mißtrauiſch und ſah ſie forſchend mit ſeinen ſchwarzen Brombeeraugen an.

„Für die Ratten,“ ſagte Grete.

„Sind in dem Goldenbergſchen Hauſe Ratten? Das muß ich doch mal dem alten Herrn mitteilen, der immer ſo überlegen tut, als ſei ſein Haus unübertrefflich gebaut,“ und er rückte nichts heraus.

Während ſolcher Giftmordgedanken klingelte das Telephon und Mama fragte, ob Grete denn die „Aïda“ vergeſſen hätte, ſie hatten ſie heute im Abonnement. Ach, jetzt mußte man ſich wieder umkleiden, und dieſe alten Prieſter mit ihren langen Flachsbärten und den Poſaunen waren ihr heute geradezu widerwärtig. Wenn es wenigſtens „Fedora“ geweſen wäre, wo es ſich um Verrat, Duell und Mord handelte ...

*

Der Arzt, den Grete im Winter häufig aufſuchte, hatte ihr geraten, es mit Luftveränderung zu verſuchen. So überredete ſie Ernſt, im Sommer eine Nordlandreiſe zu machen.

Er hätte Italien vorgezogen, aber Grete liebte das Unbekannte. „Italien kenne ich ja.“ Die kühlen nordischen Länder zogen sie an. Sie reisten über Kopenhagen, wo sie die erste Station machten, nach Christiania, Bergen und Drontheim, von dort traten sie die Nordlandfahrt an. Es war Ende Juli und das letzte lichtschimmernde Luxusschiff, das eben vom Nordkap zurückkam, begegnete ihnen an den Lofoten.

Nur einige schweigsame hagere Engländer mit langen Angelruten befanden sich auf dem Postschnellschiff, ein in Lodenmäntel gehülltes älteres Professorenehepaar und ein junger Maler aus Düsseldorf. Ernst unterhielt sich mit dem Professor, einem überzeugten Demokraten, über Politik und mit dem dicken Kapitän über die Loslösung Norwegens von Schweden. Die Professorenfrau war von männlichem Geist erfüllt und sozialistisch angehaucht, weshalb Grete sich von ihr fernhielt. Es regnete viel, und man fror. Ernst hatte ein Klavier entdeckt und spielte Grieg oder phantasierte an Regenabenden, während die anderen beim heißen Glühpunsch saßen. Der Maler blieb Grete überlassen. Er erzählte ihr, daß er meist Akte male, seine „badende Nymphe“ war in Christiania im Museum ausgestellt.

Durch ihn lernte sie auch andere Maler kennen, in einem Grandhotel in der norwegischen Hochlandwüste. Als sie den schweigsamen Ältesten, der ewig mit seiner Shagpfeife am Kamin saß und sich nie aus seinem grauen Sweater herauswickelte, fragte, was er eigent-

lich male, antwortete er barsch: „Ich male nur Schnee.“

Ernsts Nerven tat die Reise wohl. Er ließ die ernsten, stummen Felsengebirge an den blauen stillen Fjorden und der endlosen zerrissenen Küste, die schweigende, erhabene Schönheit des Nordens auf sich einwirken und verbrachte die hellen Nächte oben in seinem Liegestuhl, zu den Sternen aufschauend, die wandelnde Beleuchtung am Nachthimmel beobachtend. Als sie nach sechs Wochen wieder zurückkamen, konnte Grete nicht genug von den reizenden weißen Füchsen, die sie in Bergen gesehen hatte, erzählen, sie hatte sich einen herrlichen Polarfuchs gekauft, wie ihn die schlanken Kopenhagerinnen über die Schulter trugen.

In einem Frühstückskeller hatte sie jeden Tag „Erdbeer met Flöde“ gegessen. Das Nordkap fand sie sehr einsam, wie das ganze Norwegen ihr unfruchtbar und unkultiviert vorkam. Niemals hatte man ihr die Schuhe im Hotel geputzt und die Kleider abgestaubt. „Das Land ist noch nicht fertig,“ entschied Grete. Dagegen schwärmte sie von der Frühstückstafel des Kapitäns auf dem Postschiff der „Dampscipsellscab“, auf der siebenunddreißig Gerichte standen, des Morgens um neun, während vorher oben auf dem Deck schon Tee und Kuchen angeboten wurde. Der Kapitän saß neben Grete und legte ihr vor. Er war reizend zu ihr und erklärte ihr alles. Er fuhr dieselbe Strecke Jahr für Jahr bis Hammerfest, dort blieb er einen Tag und kehrte dann wieder um.

„Und was tun Sie an dieſem Tag?“ fragte Grete.

„Nun, einen Tag muß man auch mal für ſich haben,“ lachte der Kapitän.

Die Familie fand die junge Frau friſcher ausſehend.

„In letzter Zeit hatteſt du ſo was von junger Nonne, weißt du,“ der General klopfte Gretes Wangen. „Im ſtillen Kloſtergarten eine bleiche Jungfrau ging', das iſt nun verſchwunden, der Kapitän iſt dir doch gut bekommen.“

Gretes Kummer hatte Ablenkung gefunden. Sie wurde von dem Düſſeldorfer Maler in Öl gemalt. Dieſes Porträt ſollte zu der nicht vorhandenen Herweghſchen Ahnengalerie den Grundſtein bilden. Sie hätte lieber in voller Rüſtung, Ballkleid, Fächer und Schmuck, gemalt ſein wollen, aber der junge Maler warf ihr einen weißſeidenen Schal um und gab ihr ein paar Geranien in die Hand. Das Haar durfte nicht vom Friſeur gebrannt werden, ſondern wurde einfach im Nacken aufgeſteckt. Das einzige, was er erlaubte, waren ein Paar große goldene antike Ohrringe „von der guten Großmama“, die Gretes ſüdländiſchen Typus unterſtrichen.

Er kam zu dieſen Sitzungen ins Haus und aß dann bei Herweghs zur Nacht.

Als ſie eines Abends, von dem Maler begleitet, die Kurhauspromenade herunterging, ſah ſie plötzlich auf der anderen Seite Lutz mit zwei Offizieren die lange Kurhausallee herunterkommen. Sie ſteuerten gerade auf ſie zu. Grete befiel ein heftiges Zittern. Sie er-

kannte ihre Kavaliere von der Redoute. Der junge Erler und der blonde Prinz. Grete nahm alle Kraft zusammen und bat ihren Begleiter: „Bitte, geben Sie mir Ihren Arm."

Lutz hatte sie erkannt, denn er legte die Hand an die Mütze, aber hocherhobenen Hauptes schritt Grete, am Arm des anderen, dicht an ihm vorbei, als sei er Luft.

„Wer war denn das?" fragten seine Begleiter und drehten sich nach ihr um.

Aber Lutz sagte lässig: „Ich weiß es nicht, ich hatte mich geirrt."

Und während in Grete alle Gefühle in Aufruhr waren und die Empfindung gelungener Rache vorherrschte, hatte diese unerwartete Begegnung auf Lutz erleichternd gewirkt. Sie hat sich getröstet, dachte er, Gott sei Dank. Und er beschloß, fortan wieder des Sonntags ruhig zu seiner Mutter herüberzukommen, auf die Gefahr hin, Grete zu begegnen, denn einmal mußte es doch sein. Lutz war durchaus nicht für Ewiges geschaffen. Am wenigsten für ewige Feindschaften.

*

Das kühle Verhältnis der beiden Ehegatten hatte auch die Nordlandfahrt nicht gebessert. Seit sie zurück waren, gab sich Grete keine Mühe mehr, den Bruch vor den Dienstboten zu verschleiern. Sie hatte aber auch keine Lust, eine Aussprache oder etwas Entscheidendes heraufzubeschwören, denn der Maler hatte gesagt, ihre Gemütsstimmung würde sich dem Bild aufprägen.

Von diesem Künstler war sie sehr enttäuscht, denn er hatte, wie die meisten seines Metiers, nur für dieses Interesse. Das Porträt wollte nicht recht vorwärts kommen, da seine Spezialität badende Nymphen in lilafarbenen Wäldern waren. Seine Begeisterung für die hübsche Frau war bei näherer Bekanntschaft verrauscht, und beide fühlten, daß nichts sie band und daß er nach dem letzten Pinselstrich aus der Stadt verschwinden würde, die er höhnisch „Byzanz" nannte. Wie fing es nur Liane an, daß sie immer von bewundernden Anbetern umringt war? Wohin sie kam, machte sie wertvolle Bekanntschaften, sie korrespondierte mit Attachés, disputierte mit Koryphäen der Wissenschaft und trank Tee mit Ästheten, die ihr Bücher widmeten. Und ihr, Grete, gelang es nicht einmal, einen einfachen Maler länger wie vier Wochen zu fesseln.

Ihr Zorn warf sich auf den kühlen Ernst. Wenn er etwas gehört oder gemerkt hatte, so konnte er ja offen sprechen! Aber daß er so stumm und anscheinend gleichgültig dieses Mißtrauen trug, schürte ihre Erregung nur noch.

Sie erklärte ihrem Gatten, daß sie seine ruhigen Atemzüge nicht anhören könnte, sie litte an Schlaflosigkeit. Und er zog um, ohne Murren und ohne sich zu wundern. Ja, er fragte nicht einmal. Gerade in ihrer jetzigen zerrissenen Stimmung hätte er sie wiedererobern müssen, mit Liebe, mit Überredung oder auch mit Gewalt, denn brutaler Gewalt widersteht selten eine Frau.

Aber Ernst schien mit ganz anderen Gedanken beschäftigt. Er sah schlecht aus und seine Schläfen waren grau geworden. Er kam meist erst zum Essen, wenn alles kalt geworden war, oder auch gar nicht. Eines Abends klopfte sie an seine Tür, um zu fragen, ob er anderen Tages zu Mittag zu Hause sei, da er jetzt oft tagelang in Eppenhausen war. Sie fand die Tür verschlossen, und er antwortete, ohne zu öffnen, daß er nicht zu Hause sein würde, es war Streik angesagt.

Sie stand betroffen vor dieser verschlossenen Türe. Wozu in aller Welt schloß er sich ein?

Er wurde ja wahrhaftig immer wunderlicher. Nicht nur, daß er es an jeder Aufmerksamkeit fehlen ließ, er vergaß ihren Hochzeitstag, sogar seinen eigenen Geburtstag hatte er neulich vergessen. Er dachte nur noch an seine Akten und seine Musik.

Wenn sie etwas wissen wollte, antwortete er ihr kurz und ironisch, und wenn sie die Redewendung gebrauchte: „Ich sag' es, wie es ist," die bei ihr öfters vorkam, antwortete er: „Ich weiß es, denn du hast es mir bereits heute morgen versichert." Er begann ihr musikalisches Talent zu kritisieren. Sie spielte seelenlos, ihre Beethovensche Adagios „machten ihm Zahnschmerzen", bei den Bachschen Inventionen à trois voix konnte man keine einzige Stimme aus dem „Gemüse" heraushören, und das Allegro der Mozartschen Phantasiesonate war kein Parademarsch.

Es war einfach nicht mehr auszuhalten. Und als eines Mittags Ernst wieder auf sich warten ließ und

die Uhr bereits halb Drei zeigte, erhob sich Grete, die bis dahin an einem Eisdeckchen gestickt hatte, warf die Handarbeit fort und verließ das Haus.

Als sie die Tür hinter sich zudrückte, war sie entschlossen, nicht mehr hierher zurückzukehren. Sie ging zu ihren Eltern. Aber Frau Kollin pflegte die Nachmittage außerhalb ihres Hauses zu verbringen, und ihr Vater war auf eine Weinversteigerung gefahren. So ging sie zu Fräulein Schmidt, um sich auszuweinen.

Das alte Fräulein, das eben aus den „Drei Hasen" gekommen war, band sich mit zitternden Händen den Kapotthut ab und setzte sich neben die arme junge Frau aufs Sofa, während Grete über ihrem verlorenen Leben schluchzte, das keinen Inhalt mehr hatte. Sie war aus allen Himmeln gestürzt von diesem Bekenntnis. Hatte sie doch gedacht, daß das junge Paar immer noch in Glück und Wonne schwelgte wie im ersten Jahr. Obwohl sie wußte, daß man auch die Gegenpartei hören mußte, so bestanden doch hier Tatsachen.

Also Ernst verschloß sich vor seiner Frau! Das fand Fräulein Schmidt abscheulich. Er war launisch und krittelig, das war zu entschuldigen bei einem vielbeschäftigten Mann, aber daß er seine Kritiken immer auf die arme Grete herabprasseln ließ, war unritterlich und deutete auf Untiefen. Nein, Grete konnte zu solch einem Manne nicht eher zurückzukehren, bis er versprach, sich zu bessern.

In Fräulein Schmidts Schlafstube bei der grünbeschirmten Lampe, die anderen Zimmer waren in der

Woche ungeheizt, wurde ein Brief aufgesetzt. Fräulein Schmidt schrieb und Grete diktierte von der Ofenecke her, wo sie ihr Taschentuch mit den Zähnen zerbiß.

Über die Anrede waren sie sich nicht klar. „Lieber Ernst" konnte man nach dem Vorgefallenen nicht mehr gut schreiben, „Sehr geehrter Herr" klang zu sehr nach Scheidungsklage und Grete fürchtete, daß ihr Vater darin anderer Ansicht war. Also ohne Anrede. Man teilte Ernst mit, daß sich seine Gattin entschlossen habe, sein Haus bis auf weiteres zu meiden, da man sie in diesem als einen überflüssigen Menschen behandelte.

„Schreiben Sie ruhig — überflüssig —," sagte Grete, „denn er ist selbst ausgezogen." Sie würde nur unter unter vier Bedingungen wiederkommen. Erstens mußte er versprechen, wieder zu ihr zu sein wie früher, und nicht alles, was sie sage, dumm, albern und lächerlich zu finden, sondern richtig. Fräulein Schmidt unterstrich das letzte Wort auf Gretes Befehl. Zweitens durfte er sich nicht mehr einschließen, denn das war lächerlich, dann sollte er endlich pünktlich zu Tisch kommen, und viertens, wenn er ewig nach Eppenhausen fuhr, wollte Grete den Konsens haben, ebensogut ihrem Vergnügen nachzugehen, ohne daß man ihr Bemerkungen darüber machte.

Fräulein Schmidt wollte hier eine Einwendung machen, aber Grete fügte hinzu: „Nein, schreiben Sie so, ich weiß, was ich zu sagen habe, und muß es auch verantworten."

Sie lasen die Bedingungen noch einmal durch, und

Grete ſchrieb den Brief mit ihrer ſteilen Schrift ſorgfältig ab, wobei ſie ſich zweimal verſchrieb und auf Eppenhauſen einen großen Tintenklecks fallen ließ, ſo daß man einen neuen Bogen nehmen mußte. Es wurde Mitternacht, bis der Brief fertig war. Grete ſteckte ihn ſelbſt am Bahnhof in den Kaſten. Dann ging ſie zu ihren Eltern.

Die poſtwendend erbetene Antwort an die Adreſſe des Fräulein Schmidt traf erſt nach zwei Tagen ein und lautete:

„Sehr geehrte gnädige Frau!

Ihr liebenswürdiges Schreiben hat mich als Willkommengruß empfangen, als ich aus Eppenhauſen zurückkam. Ich bitte daher um Verzeihung, wenn ich nicht, wie gewünſcht, poſtwendend geantwortet habe.

Ich gehe, da die Sache Eile zu haben ſcheint, gleich zu meinen Vergehungen über.

Zunächſt die Frage meiner Kritiken. ‚Was du ſagſt, iſt richtig.“ Sehr richtig.

Wie konnte ich das auch nur einen Augenblick vergeſſen: Selbſt der Papſt iſt ein Waiſenknabe gegen Sie, denn er muß, wenn er etwas ſagt, erſt ſein Konzilium befragen. Ich will aber mir Mühe geben, alles richtig zu finden, was Sie künftig ſagen werden.

Punkt zwei: Ich habe mich des öfteren eingeſchloſſen. Das ſtimmt ebenfalls und es war nicht ſchön von mir. Aber Sie üben ja ſelbſt dieſe Tugend, ich erinnere nur an gewiſſe verſchloſſene Salontüren. — Daß ich dieſe Vorſicht auch des Nachts übe, iſt eine Angewohn-

heit, die sich nur durch persönlichen Mangel an Mut entschuldigen läßt. Ich habe meinen besten Freund dadurch verloren, daß dieser seine Schlafstubentüre offen ließ und von einem Einbrecher erschossen wurde, und er war genötigt, die Reise ins Jenseits im Negligé anzutreten, und an solchen Reisen habe ich nun mal ‚keinen Spaß'. Die verschlossene Salontüre ist übrigens verjährt, in letzter Zeit sind solche taktische Ungeschicklichkeiten nicht mehr vorgekommen und die Feigheit werde ich durch das Tragen eines elektrischen Gürtels zu besiegen versuchen, den ich mir soeben gekauft habe.

Drittens. Ich soll pünktlich zum Essen zu Hause sein. Auch darin hast Du recht, wie in allem, was Du bekanntlich sagst. Sonst wird das Essen kalt und die Hausfrau ist verstimmt. Also, ich werde pünktlich sein, vorausgesetzt, daß unsere Uhren wieder schlagen und uns die Stunden verkünden, denn das haben sie im letzten Jahre nicht mehr getan.

Den letzten Punkt kann ich jedoch nicht ganz verstehen. Du scheinst meine Reisen nach dem Orte Eppenhausen als Vergnügen aufzufassen. Ich schlage Dir deshalb vor, mich jedesmal dorthin zu begleiten. Ich fahre zweiter Klasse, welche im Winter nicht geheizt ist, aber dafür im Sommer gut warm, und muß einmal umsteigen und auf freiem Felde eine halbe Stunde warten, wobei ich den Gesang ‚Wohlauf, die Luft geht frisch und rein' anstimme, denn der Bahnhof ist immer noch nicht fertig, und das Bahnwärterhaus

darf man nur benutzen, wenn's regnet. Was sich sonst noch dort begibt, ist mir bisher nicht als eitel Lust erschienen, mit Ausnahme einer Aufführung der Matthäuspassion, die an jenem Abend stattfand, als hier eine sehr gelungene Maskenredoute vor sich ging und Du so brav zu Hause bliebst, Du wuscheſt Dir Dein Haar. Es ist möglich, daß ich mich seit dieser Matthäuspassion verändert habe. Aber vielleicht hatteſt Du Dich selbst verändert, es kam mir wenigstens so vor.

Ich hoffe, mit diesen Widerlegungen glücklich gewesen zu sein und stelle Dir frei, jederzeit in unser gastlich geöffnetes Haus zurückzukehren, in dem alle Türen offen stehen, so daß ich gestern eine unbekannte Gesellschaft in Deinem Salon vorfand, die sich dort häuslich niedergelassen hatte, in der Meinung, sie seien in einem Café. Ich habe sie hinausbefördert, worüber sie sehr entrüstet waren.

Ich gebe mich der angenehmen Hoffnung hin, daß dieser Brief Dir meine aufrichtige Reue beweist, was sollte ich Dir sonst beweisen, und schließe, denn soeben erscheint die Köchin, deren Name ich vergessen habe, um mir an Stelle der Hausfrau zu kündigen."

Am selben Abend befand sich Grete wieder zu Hause.

Der letzte Satz des Briefes hatte ihr Blut in Wallung gebracht und sie eilte heim, um zu erfahren, wer die Dreistigkeit gehabt hatte, in ihre Häuslichkeit einzudringen und eine neue Köchin zu suchen. Ernst saß ihr wieder an dem runden Tisch im Eßzimmer gegen-

über, der aus einem benachbarten Delikateßgeschäft reichlich bestellt war, und tat, als sei nichts vorgefallen.

Dann wünschte er ihr gute Nacht und zog sich in das Fremdenzimmer zurück, in dem er sich nun eingerichtet hatte.

Seitdem wußte Grete, daß es zwischen ihnen aus war.

Wenige Tage später lernte sie im Kurhaus einen Marineoffizier kennen, der Lutz ähnlich sah.

*

Im Lauf der Jahre hatte sich Herweghs Praxis immer mehr ausgebaut. Er war Mode geworden, alles lief zu ihm, und seine Vorzimmer glichen den Wartesälen wichtiger Eisenbahnknotenpunkte, sie waren immer überfüllt. Seit man des unsteten Anwalts nur noch selten habhaft werden konnte, suchte man den Bureauvorsteher, Herrn Gimpel, wenigstens festzuhalten, aber in diesem Bureau schien niemand mehr Zeit zu haben.

In Eppenhausen wurde eben die neue Bahn gebaut, und die Arbeiterkolonie, deren hübsche, stattliche Häuschen man ganz nach den Mustern der Stuttgarter Bauausstellung eingerichtet hatte, war eben fertig geworden, jeder Arbeiter sollte seine Wohnstube, sein Bad, sein Gärtchen haben, das er bepflanzte, statt abends ins Kino zu laufen.

Die Eppenhausener zogen in ihre neuen Häuser ein und verlangten Lohnerhöhung.

Die Direktoren, der ewigen Streiks müde, schlugen vor, Polen oder Italiener kommen zu lassen, aber Herwegh widersetzte sich.

„Sie arbeiten zuviel mit dem Gefühl, Herr Doktor," sagte ihm der erste Meister, „wenn die Fabrik zugrunde geht, können Sie keinem mehr helfen."

Herwegh schlug vor, die Arbeiter mit einem Gewinnanteil zu interessieren, dann sahen sie vielleicht eher ein, wie hoch sie mit ihren Forderungen gehen konnten, aber da stieß er wieder auf heftigen Widerstand des Aufsichtsrats.

Seine Stellung war durch diese Kämpfe erschüttert. Er fühlte es. Die Arbeiter waren enttäuscht, daß er sich nicht durchzusetzen wußte, die Aktionäre mißtrauten ihm. Er war ein Jurist, die verstanden alles besser, und vom Geschäft hatten sie keinen blauen Dunst.

„Mußt du denn ausgerechnet den Eppenhausenern den Kram machen?" sagte sein Schwiegervater; er fand es an der Zeit, daß Ernst das Kapital dort herauszog.

Aber das hätte sich der als Fahnenflucht angerechnet. Gerade jetzt mußte man am Ruder bleiben. Täglich flogen ihm Briefe ins Haus von empörten und beunruhigten Aktionären, sie wollten sich nicht mehr von Frühjahr zu Frühjahr vertrösten lassen, da steckte man ja besser sein Geld in den Strumpf.

Nun brauchte man wieder Geld zu den Arbeiterhäuschen, und Herwegh sollte es schaffen. So war er schließlich darauf gekommen, das Geld der ewig ver-

reiſten Witwen ohne Adreſſen, das auf ſeinem Bureau lagerte, in Eppenhauſener Aktien — es wurden jetzt junge herausgegeben — anzulegen. Die mußten ja ſteigen, ſobald die Papiere einmal an der Börſe eingeführt waren. Es wurde den Damen mitgeteilt, und es traf nie eine Antwort darüber ein, ſie hatten ſcheint's nichts dagegen.

Aber das wußte er jetzt, obwohl er nicht mehr rechnete und nicht mehr über ſeine Zukunft nachdachte, wenn die Ziegelei Bankrott machte, dann ſank er nicht alleine, ſondern viele, viele andere mit ihm. Und deshalb arbeitete er, um ſie hochzuhalten, mit allen Kräften.

Selbſt in ſeine Muſik ſchlichen ſich dieſe Gedanken ein. Während er ſchottiſche Rhapſodien ſpielte, ſuchte er bornierten Witwen den Unterſchied zwiſchen einer Aktie und einer Obligation begreiflich zu machen, bei den Bachſchen Allemandes ſprach er zu den Eppenhauſenern, um ihre Dickſchädel mit der Überzeugung zu durchdringen, daß ihre Forderungen die Preiſe der Ziegel ſinnlos in die Höhe ſchraubten, und mitten in einem Rondo von Dvorak, zu dem ihn Herr Stolzenberg auf dem Cello begleitete, konnte er aufſpringen und ans Telephon eilen. „Entſchuldigen Sie, lieber Stolzenberg, einen Augenblick, ich muß Herrn Gimpel erinnern, daß er mit Goldenberg zur Verſteigerung fährt."

Sein guter Freund Stolzenberg ſenkte dann den Bogen wie einen Degen und wartete geduldig. Der arme Kerl, dachte er, und ſah ſich in ſeinem koſtbar eingerichteten Muſikzimmer um, was hat er nun von ſeinem Leben!

Es war kürzlich vorgekommen, daß eine Witwe ſich am Zinstag pünktlich einfand, aber niemand da war, um ihr dieſes Geld auszuhändigen, Herwegh plädierte gerade auswärts und Herr Gimpel war verreiſt, ſie wurde gebeten wiederzukommen. Als ſie wiederkam, fehlte das betreffende Aktenſtück, in dem ſie Eintragungen gemacht haben wollte, und man begann in fieberhafter Haſt alle Schränke zu durchſtöbern, ohne es zu finden. Am nächſten Morgen fand eine Scheuerfrau beim Aufräumen hinter dem Klavier den Akt der Witwe Schnabel in den Schumannſchen Myrtenliederkreis eingeklemmt.

Bald darauf verſchwand wieder ein Hypothekenakt. Diesmal ſuchte man gleich die Notenſtöße durch, aber ohne Erfolg. Herwegh ſetzte fünf Mark Belohnung aus, das ganze Bureau wurde ausgeräumt und, ſiehe da, der Akt fand ſich unter den Kleinbauberechnungen der Eppenhauſener Ziegelei. Als bald darauf wieder ein Aktenſtück verſchwand, hieß es: einen Taler, wer den Akt Meyer gegen Goldenberg wiederfindet, und eine allgemeine Razzia begann. Es war eine Art Geſellſchaftsſpiel geworden in dem Bureau, an dem ſich beſonders die jüngeren Schreiber mit Eifer beteiligten.

*

Wäre Herwegh ein Menſchenkenner geweſen, ſo hätte er gemerkt, daß man ihm auf dem Gericht nicht mehr mit derſelben Achtung begegnete wie früher. Die Kollegen waren ſich darüber einig, mit Herwegh bereitete ſich etwas vor.

Ehrlich grüßte ihn kaum noch, die anderen vermieden sichtlich ein Zusammensein am dritten Ort mit ihm. Eine besonders kühle Atmosphäre wehte ihm aus den Richterkreisen entgegen, die Staatsanwaltschaft begann Herwegh „zu schneiden".

Aber dieser schien viel zu beschäftigt, um das zu empfinden. Alles, was mit seiner Zukunft zusammenhing, war für ihn wie mit einem Nebel bedeckt.

Durch die sich türmende Arbeit, Plädoyers, Aufsichtsratssitzungen und Sorgen um fremde Angelegenheiten hatte er den Überblick über seine eigenen Verhältnisse verloren.

Zuweilen überkam es ihn wie ein Hunger nach Musik, nach einem Orchester, dem Klang einer Orgel, Gesang. Dann warf er alles fort und ging ins Theater, in ein Konzert im Kursaal oder auch in eine Kirche, um seine Seele einmal wieder reinzubaden von dem Staub der Geschäfte.

Wenn seine Bureaus leer waren und die Putzfrauen Besitz von den überfüllten Papierkörben genommen hatten, schloß er sich in sein Zimmer ein und spielte Harmonium bis in die Nacht hinein.

Er störte niemand mehr damit, denn seine Wohnung oben war meist leer. Seine Frau erschien nur noch zu den Mahlzeiten und auch oft zu diesen nicht mehr. Man sah sie täglich im Kurgarten, elegant gekleidet, mit auffallenden Hüten und großen Brillanten im Ohr, im Kreise neuer Freundinnen. Sie lernte jetzt reiten und ging des Morgens, die Schleppe ihres

Reitkleides überm Arm, eine zierliche Reitgerte in der Hand, einen Strauß Blumen an der Bruſt, in den Tatterſall.

Sie hatte mit einigen jungen Frauen einen „Klub der Vernachläſſigten" gegründet, der bald im Kurſaal tagte, bald auf einem Rheinſchiff oder in einem Café.

Ernſt ließ ſie gehen. Er gedachte ſeiner verunglückten Erziehungsverſuche zu Hauſe. Zuweilen erzählte ihm Gimpel im Vertrauen davon, denn deſſen junge Frau konnte ebenfalls keinen Nachmittag zu Hauſe bleiben.

Aber es war zwiſchen Grete und ihm eine ſolche Entfremdung eingetreten, daß ihn ihr Leben kaum noch intereſſierte.

Die Dienſtboten ſahen nicht ein, warum ſie an einem fremden Haushalt mehr Intereſſe haben ſollten wie die Beſitzer, und legten ihrerſeits nun auch keinen übermäßigen Wert mehr auf die Wirtſchaftsführung. Es wurde alles gerade ſo zuſammengehalten, daß es nicht auseinanderfiel.

Das ganze Haus glich allmählich einem öffentlichen Café, in dem jeder aus- und einflog, wie es ihm beliebte, im Erdgeſchoß die Pärchen, im erſten Stock die Klienten und oben das Ehepaar und die Dienſtboten.

Grete regte ſich nicht mehr über offenſtehende Türen auf. Jeder konnte zu jeder Tageszeit ungehindert eintreten, der Briefträger, der Milchmann, die Althändlerin, die nach ſeidenen Kleidern ſuchte für ihr öffentliches Haus. Grete wechſelte ihre Toiletten dreimal in der Saiſon und dieſer Handel ergab wenigſtens

wieder ein paar Goldstücke für einen neuen Hut. Sie verschwendete das Geld, ohne nachzudenken, sie streute es mit ihren kleinen Händen aus wie Papierschnitzel auf der Schnitzeljagd. Sie ging täglich zu einer Dame, welche in ihrem Atelier hinter roten Paravents die Haut ihrer Kundinnen massierte und glättete.

Sie brauchte warme Dampfbäder und kostspielige Kuren, Parfüms und feine Seifen, ihr Schlafzimmer, das ganze Haus hatte den Duft angenommen, der an Gretes Kleidern hing. Wenn sie die Treppen herunterrauschte, kokett in Pelzen, Spitzen und Chiffon, hoben die Schreiber die Nasen, und die weißgekleideten Konditorjungens waren entzückt, einmal etwas anderes zu riechen wie warme Cremeschnittchen.

Grete richtete sich ihr Schlafzimmer nach den Theaterdekorationen des letzten Aktes der Kameliendame ein, die Vessel gab sie jetzt während der Maifestspiele. Sie trug im Hause kubistische Nachtgewänder, in denen sie während der warmen Tage bei geschlossenen Jalousien oft bis zum Abend blieb, in weiten weißen Pierrotanzügen aus Seide empfing sie ihre Bekannten zum Tee. Man fand sie originell. In diesen phantastischen Kostümen und funkelnd bestickten Schlafschuhen auf dem Diwan hingestreckt, konnte sie ihre Tage verbringen, um eine Zigarette nach der anderen zu rauchen und die Bücher zu verschlingen, die ihr der Jüngling in der Leihbibliothek unter den Kolonnaden beiseite legte.

Sie schien nur noch Interesse dafür zu haben, sich

zu schmücken, die Blicke der Männer auf sich zu ziehen, zu wirken . . .

Und sie betrat nie ihre Loge des Abends, den Kronenreiher im Haar, tief dekolletiert mit einem Diamantschmuck, der allerdings nicht echt war, ohne von dem heimlichen Wunsch verzehrt zu werden, Lutz möchte ihr einmal so begegnen.

Aber sie sah ihn nicht mehr. Er war wie vom Erdboden verschwunden. Ihr leergewordenes Leben brachte sie zur Verzweiflung. Sie warf diese hellen Gewänder fort, um sich in Trauer zu kleiden. Eine entfernte Cousine, die sie nie gesehen hatte, war in Unkel gestorben, das benutzte sie, um in schwarzem Krepp, verschleiert, mit weißer Witwenschnebbe, und Lackstiefeletten in den Kurgarten zu gehen.

Ihr Vater, dem sie so begegnete, fragte sie erstaunt ob dieser Maskerade, ob sie verrückt geworden sei. Und er empfahl seiner Gattin, etwas besser auf ihre Tochter aufzupassen.

Aber diese wies entrüstet seinen Verdacht zurück. Die arme Grete hatte doch, „sonst nichts vom Leben", sie putzte sich nun mal gern. Und wenn es Ernsts Praxis vertrug —

„Das scheint mir eben nicht der Fall zu sein," knurrte Kollin. Ernst sah so sorgenvoll aus in letzter Zeit. Aber bis Madame Kollin etwas spürte, mußte ihr schon das Haus überm Kopf zusammenprasseln.

Obwohl zwischen Grete und Lutz jede Verbindung abgeschnitten war, nahmen ihre Gedanken doch immer wieder den Weg zu ihm zurück.

„Sag, Herbert, wie geht es eigentlich Lutz?“ fragte sie ihren Schwager, den sie allein am Kaffeetisch traf. Er hatte einen Serviettenring ins linke Auge geklemmt und „probte Lutz“.

„Merci, Madame, es geht nach Wunsch. Man liebt, wird wiedergeliebt und vergessen. C'est la vie.“

Und sie erfuhr endlich von ihrem Schwager, daß Lutz in neuen Banden lag. Aber diesmal war es „was Richtiges“. Es war nämlich seine eigene Oberstentochter. Herbert beobachtete durch den Serviettenring — er saß jetzt — Gretes Erblassen.

„Oberstentochter?“ lächelte Grete gezwungen. „Und wer bezahlte seine Schulden?“

„Keine Sorge, verehrte Schwägerin, die Alte ist eine geborene Oppenheim.“

Und die erschrockene Grete sagte laut: „Wie scheußlich!“ Wenn sie bis dahin noch im stillen gehofft hatte, daß Lutz eines Tages reuig zu ihr zurückkehren würde, so war es jetzt klar, daß es ihm ernst war mit der Heirat. Die geborene Oppenheim bewies es.

Diese Gewißheit verursachte Grete heiße Tränen, denn sie hatte Lutz wirklich geliebt.

Für ihn hätte sie alles geopfert, für ihn wäre sie zur Verbrecherin geworden, ja gestorben.

Aber er hatte sie leider nie auf diese Probe gestellt.

*

Frau von Herwegh war die Veränderung mit ihrem Sohn nicht entgangen. Eines Tages fragte sie ihn, was er mit Grete habe?

„Aber Mama, was ſollen wir miteinander haben? Wir ſind ſieben Jahre verheiratet und ich hab' viel zu tun."

„Ja, aber es iſt keine rechte Freudigkeit mehr dabei," fand ſie.

Da geſtand er ihr, daß er unter einem Kopfdruck litte, der ſich unter ſeiner Hirnſchale eingeniſtet zu haben ſchien.

„Das ſind deine alten Kopfſchmerzen," ſagte ſie, „früher hatteſt du ſie auch ſchon, weißt du, vor den Examen. Mein armer Junge, du überarbeiteſt dich, ich werde mal Doktor Rickert fragen, er hatte dir doch ſo ein gutes Pulver dagegen gegeben."

Aber er wollte nicht, daß man dieſen Mann, den Liane ſchlecht behandelt hatte, nun ausnützte.

Herbert hatte von einem Pſychiater in Graz geleſen, der als Spezialität Gehirnoperationen machte, den Kranken den Schädel aufſchnitt wie eine Apfelſine, innen den Gehirnbalken herausnahm, dieſem das ſchädliche Sekret entlaufen ließ, das den Druck verurſacht hatte, und ihn dann wieder einſetzte. Wenn Ernſt das mal verſuchte ... Aber mit Herberts mediziniſchen Kenntniſſen konnte man ſich höchſtens vor einem Arzt blamieren.

Er hatte manchmal das Gefühl, ſeinen ganzen Kopf abzunehmen und ihn wegzuwerfen, denn der Druck blieb, ob er auf die bewaldeten Höhen ging, ob er rauchte oder es unterließ.

So oft er jetzt nach der Mainzer Straße kam, müd und abgearbeitet, bekam er Ratſchläge. Trina wußte

von einem Naturarzt, der in vierundzwanzig Stunden alles mit einer grünen Salbe heilte, Fräulein Schmidt brachte selbstbereiteten Blutreinigungstee und die Generalin riet ihm, nach Italien zu gehen. „Lassen Sie doch mal Ihre ganze Wirtschaft zum Kuckuck gehen und reisen Sie nach Rom."

Liane befand sich eben dort und ritt mit ihren Freunden auf Mauleseln in die Campagna.

Es war wie schon immer. Jeder sagte, arbeite doch nicht soviel. Aber wehe, wenn er nicht pünktlich durch alle Klassen gekommen wäre. Seine Freunde gingen spazieren, während er sich zu den Examen vorbereitete, und es war immer ein Examen, das auf ihn wartete, das Einjährige, das Abitur, der Referendar, der Doktor oder der Assessor.

Von dem Abiturientenexamen konnte er heute noch träumen. Damals hatte er zum erstenmal diesen Druck gespürt.

Er konnte nicht reisen, solange diese Eppenhausener Angelegenheiten nicht geordnet waren, und das waren sie erst, wenn die neue Bahn lief. Seine Frau hatte sich zur Frühjahrskur nach Bad Homburg begeben. „Wenn du niemals Zeit hast, so will ich wenigstens etwas vom Leben haben," sagte sie. Er hatte sie ziehen lassen. Der Arzt hatte eigentlich zu Pyrmont geraten aus gewissen Gründen, aber das Bad lag ja in Norddeutschland und war vornehm und triste. Und Grete fühlte sich nur da wohl, wo sie die Champagneratmosphäre des Rheins umgab. In die sibirische Ver-

bannung zu gehen, dazu hatte sie keine Luſt. Ihr furchtbarſter Traum war ein Umzug nach Poſen.

Ernſt hatte ſich in den erſten Jahren bemüht, dieſe kindiſchen Vorurteile zu beſeitigen, aber ſie hatten nichts gezeitigt wie heftige Auftritte und Tränenſtröme. „Du liebſt mich nicht mehr. Früher haſt du alles, was ich tat, ſchön und gut gefunden. Warum ſoll ich mich denn ändern? Änderſt du dich vielleicht?“ Grete war der Anſicht, daß ſich der Menſch überhaupt nur zu ſeinem Nachteil ändern könne.

Auch damit hatte er ſich abgefunden.

Er hätte oft einen großen Schwamm nehmen mögen und alles auslöſchen, die ganze Umgebung, das Haus, ſein Leben, dieſe Klagen und Verleumdungen, das pſychiſche und moraliſche Elend, das ihn umgab, und ſich aufſchwingen in reinere Regionen, wo man Flötenmuſik hörte und Zimbeln und Poſaunen, die Erde weit unter ſich laſſend mit ihren großen finſteren Sümpfen und den ſeltenen Sonnenflecken.

Er hatte das Gefühl, als ob er ſich einer Kataſtrophe nähere. Die finſteren Gedanken umkreiſten ihn wie große graue Raubvögel. Er ſuchte ſie ſich fortzuſpielen. Aber ſie kamen wieder, ſetzten ſich auf ſeine Schultern, auf ſeine Hände und auf ſein Haupt, und ihre ſcharfen Schnäbel zerfleiſchten langſam Stück für Stück ſein Herz.

*

Es war über Nacht Frühling geworden.

Sonnenſchein erfüllte die Straßen, die Alleen blühten weiß und grün und die Büſche waren ausgeſchlagen

und trugen feste rosa Knospen. Es duftete nach Veilchen und Hyazinthen, und in den Vorgärten der Villen blühten weißrote Tulpnbeete.

Die Stadt machte sich zum Empfang der Fremden bereit, die Majestäten wurden erwartet, in dem großen grauen Schloß standen alle Fenster offen, vor den Bahnhof waren Ehrenpforten gebaut, bunte Fahnen wehten von den Fenstern und das Königliche Theater hatte den „Ring" in neuer Ausstattung angezeigt.

Die goldene Kuppel der Kapelle funkelte aus dem jungen Waldesgrün auf die schimmernden Dächer herab, und die saubergefegten Straßen schienen plötzlich breiter und heller geworden zu sein. Die Geschäfte beeilten sich, ihre Frühjahrsausstellungen herauszubringen, die Maitage brachten Fremdenströme herein, alle Hotels waren schon belegt, die Terrassen füllten sich und vor den Cafés hatten die Wirte die Glasscheiben entfernt, so daß die Gäste im Freien saßen. In den Alleen wimmelte es von Uniformen und duftigen Sommertoiletten, denn die Sonne brannte wie im Sommer.

Die Mainzerstraße hatte sich zu einer Maibowle auf der Rheinterrasse verabredet. Sie waren alle gekommen, Generals, Kollins, die Herweghs und Fräulein Schmidt, Lutz war aus Mainz herübergekommen und die gute Großmutter saß obenan und blickte stillvergnügt unter ihrem Kapotthut auf das bekannte rheinische Treiben. Sie war die einzige, die nach Ernst gefragt hatte. „Wie geht's dann deinem Mann, Gretel, hat er bald alles hinter sich?"

Sie fürchtete immer, daß auf Ernſt noch etwas Beſonderes laure, ein Examen oder etwas mit der Fabrik.

Grete beruhigte ſie, Ernſt war heut auswärts und plädierte zugunſten eines Raubmörders.

„Ach Gott, ach Gott!“ ſagte die alte Frau. „Bei dem Wetter!“

Man hatte von der Terraſſe aus gerade die Halteſtelle der Dampfſchiffe vor ſich, die grüne, im Rhein ſchwimmende Inſel, und einen weiten Blick auf verſchwimmende Höhenzüge und die über den Rhein ſich ſpannende ſtolze Brücke, unter der die Schiffe zierlich wie Spielzeuge durchglitten.

Lutz ſaß Grete gegenüber. Sie verkehrten korrekt miteinander, nur zuweilen ſchauten ſie ſich verſtohlen über ihren Bowlengläſern an. Über Lutz' Weſen lag etwas wie eine leiſe Melancholie.

So wenigſtens fand Grete. Und es war das einzige, was ſie mit ihrem Schickſal ausſöhnte. Sie war augenblicklich ſehr unglücklich, denn der Marineoffizier ſchrieb nicht mehr.

Die Stimmung an allen Tiſchen war fröhlich, man hörte zwiſchen dem Lachen und Gläſerklirren die ſchwebende Muſik. Die Schrammeln ſpielten entzückend, man ſummte die Melodien mit. Ach, wenn das der Petrus wüßte ...

Und der General ſtimmte mit einem Augenzwinkern nach Grete an:

„Ach, wenn das Herr Herwegh wüßte ...“

Liane erzählte von Rom. Sie war zurückgekehrt, zwar wieder ohne Verlobungsring, wie Fräulein Schmidt feststellte, aber „in Rom heiratet man nicht", sagte Liane.

„Was tut man nicht in Rom?" fragte die neugierige alte Kollin. Und Herbert schrie ihr ins Ohr: „Heiraten!"

Der dicke Weinhändler hatte Streit mit einer aufgeregten Dame am Nachbartisch, die fortwährend aufstand, um sich einen anderen Stuhl heranzurücken, auf diesen erst ihren Schal legte, dann ihn wieder fortnahm und ein Kissen heranbrachte, das aber zu hart war. Er bedeutete ihr, daß er nicht Lust habe, sich fortwährend den Hut vom Kopf stoßen zu lassen. „Und ein Plüschsofa wird ja doch wahrscheinlich nicht —", als plötzlich an diesen Tisch zwei Herren traten, die eben mit der Staßenbahn gekommen waren. „Haben Sie schon gehört, der Rechtsanwalt von Herwegh ist eben verhaftet worden!"

*

Es hatte sich alles so überraschend abgespielt, daß Herwegh sich erst auf die Einzelheiten besinnen konnte, als er im geschlossenen Wagen neben dem Polizeibeamten saß, um ins Untersuchungsgefängnis überführt zu werden.

Er war am Nachmittag vom Bahnhof in sein Haus gekommen und dort von Polizeibeamten empfangen und verhaftet worden. Der Haftbefehl ging vom Gericht aus, auf Antrag der Staatsanwaltschaft, die Fluchtverdacht annahm. Der Bureauvorsteher war

nicht mehr aufzufinden, weder im Bureau noch in ſeiner Wohnung, René Gimpel war verſchwunden, ohne eine Spur zu hinterlaſſen.

Kollege Ehrlich hatte ihn zu Fall gebracht. Auf eine Anzeige der Witwe Adelheid Rumpf und einer Kapitänleutnantswitwe, deren derangierte Verhältniſſe der Gegenſtand verwickelter Verhandlungen zwiſchen Gimpel und dieſer im Ausland umherreiſenden Dame war. Sie konnte ſich nie entſchließen, ihre Adreſſe anzugeben und die Briefe folgten ihr halbe Jahre lang nach, ohne ſie zu finden. Sie befand ſich in ſteter Geldverlegenheit, wollte hohe Zinſen haben, aber kaum war das Geld feſtgelegt, als Telegramme von ihr einliefen, ihr umgehend Geld zu ſchicken, und man mußte die Papiere wieder mit Verluſt abſtoßen. Sie brauchte immer zu den ungeeignetſten Zeiten Geld und überließ es ihrem Anwalt, es zu beſchaffen. Gimpel hatte dieſe aufregende Korreſpondenz geführt und Herwegh war froh, nichts mehr davon zu hören.

Von Adelheid Rumpf war ihm nur eine ungewiſſe Vorſtellung geblieben an einen federgeſchmückten Turban und einen feiſten Mops, mit dem ſie zu ihm auf das Bureau kam, an verworrene Prozeßgeſchichten mit nichtzahlenden Mietsleuten, ſie überfordernden Handwerkern und ungetreuen Bankiers, die ſie eine Räuberbande nannte. Sie warf mit dieſen Titeln ſehr freigiebig um ſich und war ſich mit Herrn Gimpel ſchon oft deshalb in die Haare geraten, denn dieſer war auch nicht auf den Mund gefallen. Die beiden Wit-

wen hatten sich zufällig im Vorzimmer getroffen und ihr Geld zurückverlangt. Herwegh plädierte auswärts und so hatten sie Gimpel mit einer Klage gedroht. Es hatte einen erregten Disput gegeben, und die Schreiber erbleichten, denn sie wurden alle samt und sonders von Frau Rumpf „Schubjacke" getauft. Dann gingen die zwei Witwen kurzentschlossen zu Rechtsanwalt Ehrlich, um ihre Klagen vorzubringen, daß man sie betrogen hatte.

Es waren in der letzten Zeit von mehreren Seiten ähnliche Klagen über die entsetzliche Unordnung, die in dem Herweghschen Bureau herrschte, eingelaufen, und Ehrlich fackelte nicht lange, er zeigte die Sache der Staatsanwaltschaft an, und diese schritt zur Verhaftung. Man fand schon den Bureauvorsteher nicht mehr, aber Herwegh war ihnen gerade in die Arme gelaufen.

Der Stein war nun im Rollen.

Er konnte nichts mehr daran ändern.

Der Wagen bog in die enge Badhausgasse ein, plötzlich sah man viele Menschen vorüberlaufen und hörte aus der Ferne ein Stimmengebraus und Hurra... Der Wagen mußte Schritt fahren.

„Was ist denn los?" fragte Herwegh den Polizisten. Dieser bog sich zum Wagenfenster hinaus: „Der Kaiser ist eben angekommen."

In demselben Augenblick hielt der Wagen und Herwegh erblickte ein Schaufenster mit blinkenden Instrumenten. Wie ein Lichtstrahl glänzte es in seiner

Seele auf. Musikalien ... Er öffnete den Schlag, sprang heraus, stürmte die Treppe hinauf an dem verdutzten Stolzenberg vorüber, riß eine Geige von der Wand, rief Stolzenberg ein paar Worte zu und sprang in den Wagen zurück. Das war so schnell geschehen, daß der Beamte es erst merkte, als der Anwalt ihm mit seiner Geige im Arm wieder gegenübersaß.

*

Der Herweghsche Zusammenbruch hatte die ganze Stadt in Bewegung versetzt. Die Kellner erzählten es den Stammgästen, die Bademeister ihren Patienten, und es war nicht ein Briefbote, ein Schreiber, ein Gerichtsdiener oder ein Schutzmann, der nicht kopfschüttelnd sein Urteil abgab. „Und es war unser bester Verteidiger, den hätten Sie mal hören sollen. Alle Kollegen waren neidisch auf ihn."

Die Klienten und Gläubiger stürmten das Bureau. Sie verlangten ihre Gelder zurück. Die Wohnung im ersten Stockwerk war wochenlang der Schauplatz erregter Auftritte zwischen Gläubigern und Gerichtsbeamten.

In seinem mit Säcken vollgepfropften Hinterzimmer machte Goldenberg dem schönen Lutz eine Szene.

„Von Ihnen hab' ich ja nie etwas anderes erwartet, aber auf Ihren Bruder hätte ich Häuser gebaut. Jetzt kann ich sehen, wie ich mein Geld wiederkrieg'. Ich kann's mir aus den Fingern saugen. Sorgen

Sie nur, daß es erscheint, Sie wissen ja, wie man das macht. In der Metropole sind neue Amerikanerinnen eingetroffen. Bis zum Herbst muß das in Ordnung sein."

Mit seiner Verlobung war es nichts. Aber Lutz wartete nicht erst, bis ihm die geborene Oppenheim den blauen Brief schickte, sondern er setzte seiner Verlobten in einem elegant geschriebenen Brief auseinander, daß er „um meines Bruders willen" auf sein Glück verzichten müsse.

Die blonde Oberstentochter war darüber so unglücklich, daß sie nach Ägypten reiste.

Er wollte seinen Bruder aufsuchen. Aber der General hielt ihn zurück. „Nee, mein Junge, das lassen Sie mal lieber. Sie tragen Uniform und man weiß noch nicht, was bei der Geschichte herauskommen wird."

Frau von Herwegh war gebrochen. Sie wollte niemand sehen und nichts hören. Sie weinte, sobald jemand Ernsts Namen aussprach.

Und jeder sprach jetzt von ihm.

Trina ging mit roten Augen im Hause umher, sie hatte immer so große Stücke auf Herrn Ernst gehalten, er hatte kürzlich erst „ihrer Tant" aus einer großen Bedrängnis geholfen, in die eine Hebamme dank ihres heiklen Metiers zuweilen geriet.

Frau Kollin mußte Tag und Nacht die Vorwürfe ihres Mannes über sich ergehen lassen, weil sie ihn überredet hatte, Grete einen Juristen heiraten zu lassen, statt diesen Vetter in Rüdesheim, der ein Schloß am Rhein besaß und ein Geschäft, das Millionen ein-

brachte. Hatte man dafür sein Lebtag geschuftet, um das Geld einem Manne in den Rachen zu stecken, der es zu nichts besserem brachte wie zu einem, der Strohmatten flocht?

„Ja, hättest du den Rüdesheimer Karl geheiratet," sagte die gute Großmama, „da wußte man, was man hatte, oder in Gottesnamen den altkatholischen Forstreferendar, er konnte ja übertreten, die Zarin hat es auch gemacht."

Die arme Grete, von allen Seiten bedrängt, wagte sich kaum noch unter die Menschen.

Sie war zu ihren Eltern übergesiedelt. Solange die Verhandlungen über die Betrügereien ihres Mannes schwebten, wollte sie nichts mit ihm zu tun haben. Die Schmach lastete schwer auf ihr, sie wurde ganz mager. Die Hausknechte machten einen weiten Bogen um Herrn Kollin, wenn er im Hof erschien mit seinem zerzausten Knebelbart, und die Generalin sagte des Abends, wenn sie ihre Haube aufsetzte: „Siehst du, Anton, ich hab's dir immer gesagt, die Schreibtischgeschichte damals war mir schon nie geheuer."

Von diesem Schreibtischdiebstahl sprach auf einmal alles in der Mainzer Straße. Er war lange wie in einer Versenkung verschwunden gewesen, jetzt steckten die Dienstboten die Köpfe zusammen auf den Treppen, man mußte sie immer suchen und auseinanderscheuchen. Im Whistkränzchen fanden hitzige Debatten statt.

Nur Fräulein Schmidt blieb wie ein Fels in diesem brandenden Meer von Nachreden hart und trotzig und

ſagte barſch: „Ich glaub' nit an ſeine Schuld, und wenn ſie ihn hängen.“ Sie hatte ſich im Kränzchen mit ſämtlichen Damen deshalb verfeindet, beſonders aber mit der Eichacker, deren Schwiegerſohn ſie einen Tugendbolzen genannt, und am nächſten Donnerstag im „Troubadour“ waren die Parkettplätze in der dritten Reihe des Königlichen Opernhauſes zum erſten Male ſeit zehn Jahren leer.

Jeden Abend, wenn Fräulein Schmidt ihre Lampe löſchte, lag ſie noch lange wach und ſah im Dunkeln Ernſts überfüllte Wandſchränke, aus denen die Staatsanwaltſchaft jetzt die Beweiſe hervorholte, und ſah ihren armen Jungen droben in ſeiner kalten, engen Zelle ſitzen, von allen verlaſſen.

Eine wahre Wut hatte ſie auf den verruchten Gimpel, der ſich aus dem Staub gemacht hatte, ſamt ſeiner zweifelhaften Frau.

Mit dem Schreibtiſchdiebſtahl war auch wieder der Smaragd lebendig geworden, er funkelte an allen Kaffeetiſchen.

„Glaubt ihr mir's jetzt, daß ich es nicht war?“ triumphierte Grete.

Der Verdacht war doch auf ihr hängen geblieben.

In Eppenhauſen legten die Arbeiter die Arbeit nieder. Man hatte ihnen die Löhne nur zur Hälfte auszahlen können, und der Anwalt kam nicht, ſie zu beſänftigen.

Die Neubauten hatten ſo viel Geld verſchlungen, daß nur Schulden vorhanden waren, die Aktien waren von hundertzwanzig auf ſiebenundſiebzig geſunken.

Die Überzeugungskünste der Direktoren verhallten ungehört.

Nach ihrem Geld schrien die Betrogenen. Sie wollten sich nicht hinhalten lassen und vertrösten auf das Frühjahr und die neue Bahn.

Die Bauleute brachten ihre Rechnungen und verlangten Geld, die Bahnverwaltung stellte ihre Forderungen, die Beamten verlangten Auszahlung ihrer Gehälter, um sich nach neuen Stellungen umzusehen, und die Banken weigerten sich, neue Kredite zu geben. Die großen Ringöfen standen leblos auf freiem Feld, sie rauchten nicht mehr, und die frischgestrichenen neuen Güterwagen, die zwischen den beiden Fabriken die Verbindung aufnehmen sollten, hielten leer auf den blanken Schienen. Die Direktoren waren machtlos diesem Ansturm gegenüber.

Es war eine Katastrophe, ein Wolkenbruch, der sich auf ein blühendes Land entlädt und alles zusammenschlägt, was gestern noch in der Sonne geglänzt.

Auch Herbert war von dem Schlag schwer betroffen.

Es war jetzt peinlich, Herwegh zu heißen, die Lehrer machten so erhabene Gesichter, und der Direktor ließ ihn ins Konferenzzimmer rufen. „Hören Sie, Herwegh, wenn Sie im Herbst wieder sitzenbleiben, wie mir scheint, dann werden Sie geschwenkt. Verlassen Sie sich darauf.“ Die Tonart kannte er, denn es war nicht das erste Gymnasium, das er drückte. Zweitens blieb jetzt das money aus, das ein Gentleman so

dringend braucht, und schließlich tat ihm „unser Ernst sehr leid, denn es war so ein guter Kerl.

*

Während jeder aus dem Zusammenbruch in der Kochbrunnenstraße das Seinige zu retten suchte, fanden oben im Gefängnis täglich Verhöre statt. Man legte Ernst Aktenstöße und Kontobücher vor, von deren Eintragungen er nichts wußte, denn Gimpel hatte sie geführt. Er sollte angeben, wo die ihm von den Witwen anvertrauten Summen hinverschwunden wären. Aber sie waren fort, wahrscheinlich hatte sie Gimpel mitgenommen auf seine Reise. Warum hatte er diese wichtigen Sachen einem Manne überlassen, von dem er nichts wußte, als daß er René Gimpel hieß?

Oder hatte er gewußt, daß dieser Mann einmal wegen Wechselfälschung gesessen hatte? Es war schon achtzehn Jahre her, und in Straßburg hatte Gimpel seine Strafe verbüßt. Es stand zwar zwischen dem rechten Rheinufer und dem Elsaß eine fast unübersehbare Mauer, aber Gimpel hatte doch Papiere besessen... Und Herwegh gestand, daß er dies allerdings gewußt, er hatte den Mann trotzdem genommen, weil er an die Besserungsfähigkeit der Menschen glaubte.

Gimpel war in seiner Art ein Genie. Herwegh war noch heute davon überzeugt, daß diesen begabten Kaufmann nur ein verschwenderisches Weib zu seinen Vergehungen verleitet hatte. Selbst Gimpel hatte sicher nicht geahnt, in welch beispiellosem Durcheinander er

sein Bureau zurückgelassen... Aber jedes Wort der Verteidigung war hier umsonst. Wenn es ihm auch gelang, aus diesem Prozesse seine Ehre zu retten, so würde man ihn als Anwalt beim Gericht nicht mehr zulassen, seine Stellung war hin. Er war nun unmöglich geworden, die Gesellschaft hatte ihn ausgestoßen. Wie würde Grete das tragen? Ein bitteres Lächeln überschlich sein müdes Gesicht. Er sah sie vor sich. Mit blitzenden Augen, entsetzt, als habe sie eine schmutzige Hand berührt, würde sie sich von ihm abwenden. Und seine arme Mutter!

Wie würde sie es tragen? Wer Lutz' Schulden bezahlen und den Lümmel beaufsichtigen? Wer seiner Mutter helfen aus allen Verlegenheiten?

Diese entsetzliche Einsamkeit, die Abgeschlossenheit und die Untätigkeit, zu der er verdammt war, war unerträglich. Er durchwanderte die Zelle von Morgens bis Abends, sein Gedächtnis durchwühlend nach Ereignissen, Gesichtern und Namen, die er vergessen hatte.

In den letzten Jahren hatte er an der Börse Aktien gekauft. Mit zehn Aktien Kunstseide der Witwe Rumpf hatte er angefangen, die er billig gekauft und zum Höchstkurse abgestoßen hatte. Frau Rumpf war entzückt und bot ihm ihre sämtlichen Aktien an, um nach Belieben damit zu arbeiten.

Er hatte an diesem leichten und mühelosen Geschäft allmählich Geschmack gewonnen und auch sein verfügbares Kapital in Industriepapieren angelegt, die er bei einer Baisse kaufte und eine Hausse abwartete,

um ſie abzuſtoßen. Er hatte dabei Glück gehabt und Pech — wie alle Spieler. In den letzten Tagen hatte er keine Zeit mehr gehabt, den Stand der Papiere zu verfolgen. Es fiel ihm jetzt ein, daß er einen Tag vor ſeiner Verhaftung ſeinem Bankier einen großen Auftrag zum Ankauf eines Papieres einer emporſtrebenden Kammgarnſpinnerei gegeben, von der er nicht einmal wußte, wo ſie lag. Er wußte nur, daß das Papier an der Börſe empfohlen war und bald ſehr hoch ſteigen ſollte.

Und er hatte da zum erſtenmal etwas getan, das er ſonſt vermieden hatte. Er hatte die Gelder ſeiner Klientinnen, die ſchon lange ungenützt bei ihm lagerten, zu dieſem Ankauf mitverwendet.

Er hatte dieſe ewig verreiſten Damen nicht um ihre Meinung fragen können, ſie antworteten ja nie und ſie hatten bis jetzt auch nichts dagegen gehabt, wenn er ihnen mit Aktien Geld verdiente. Wenn dieſe Fabrik nun Bankrott machte? Wie die Eppenhauſener, die vor dem Zuſammenkrachen ſtand? Dann hatte er nicht allein ſein ganzes Kapital eingebüßt, ſondern auch noch andere hineingezogen. „Warum haben Sie das getan?“ fragte der kühle Richter, „mit fremdem Geld geht man vorſichtig um.“

Oh, ſie hatten jetzt gut reden! Sie verſtanden ja nicht, daß er nur anderen helfen wollte. Er brauchte das Geld ja gar nicht, ſondern ſeine Frau, ſeine Mutter, die Schweſter und die Brüder. Für was hatte er denn jemals Geld ausgegeben? Für ſeine

Musik. Sie war seine einzige Freude, sein einziger Luxus: Noten, Bücher, Konzerte... Theater.

Der rheinische Frühling war, fast ohne Übergang, zum Sommer geworden. Die Luft strich warm zu dem Fenster hinein und ließ die Zelle nur noch lichtloser, dumpfer und enger erscheinen.

Gefangen!

Hinter vergitterten Fenstern schaute er zu dem blauen Himmel auf, der sich strahlend und wolkenlos über dem Lande spannte. Die Sonne drang tagsüber kaum über die hohen Mauern des feuchten Hofes, nur des Abends kam sie mitleidig noch einmal ein bißchen zu ihm herein. Ein schräger Strahl stand dann vom Fenster bis zu seinem Bettrand, in welchem die Stäubchen tanzten. Dann dachte er an den sonnigen Rhein, auf dem die weißen Schiffe hinglitten, an die Insel, die mit ihren alten Bäumen im Rhein schwamm, an die stolzen Brücken, die sich von einer Stadt zur anderen spannten, an die Berge mit ihren zerfallenen Burgen. Eine wilde Sehnsucht überkam ihn, hinauszulaufen ins Freie, die Luft zu atmen, sich unter den Menschen zu bewegen, die jetzt im Kurgarten auf dem hellen Kiesplatz promenierten, während das Orchester eine Serenade spielte und sich die blitzende Fontäne rauschend im Weiher erhob.

Es wurde heiß. Die Mücken tanzten um seinen Kopf.

Die Verhandlungen zogen sich hin. Jeden Tag kam etwas Neues dazu, kein Richter konnte sich mehr durchfinden. „Sie hätten Ihre Angelegenheiten geordnet

zurücklassen sollen," sagte ihm der Untersuchungsrichter, „dann wären wir in drei Wochen fertig gewesen."

Das Beweismaterial häufte sich täglich, statt sich zu lichten. Der Eppenhausener Bankrott schob sich dazwischen. Auch dort herrschte Unklarheit.

Herwegh hatte die Verwaltung bis zuletzt allein in seinen Händen gehabt, aber man hatte nie eine Abrechnung von ihm bekommen können in der letzten Zeit. „Das kann noch Herbst werden, bis wir fertig sind," sagte ihm der Untersuchungsrichter.

Wenn ihm das Hirn zu springen drohte, nahm er seine Geige und spielte. Und bei den ersten Bogenstrichen begannen sich seine Gedanken zu beruhigen. Es packte ihn ein wahrer Heißhunger nach Musik, Vergessenheit wollte er sich spielen. Die Wärter blieben an der Türe stehen, um zu lauschen.

Barkarolen und Rondos ertönten aus der Zelle, Melodien aus Schumanns „Manfred" und Schuberts „Rosamunde". Dazwischen zitterte feierlich und fromm das Air von Bach. Zwischen dem Untersuchungsgefangenen und den Wärtern hatte sich allmählich ein kordialer Ton eingebürgert. Der erste Wärter hatte schon in einen anderen Flügel versetzt werden müssen, weil er über seinen Unterhaltungen mit Herwegh die anderen Gefangenen vergaß.

Sein Nachfolger begrüßte Herwegh gleich als alten Bekannten. Er hatte ihm einmal eine Beleidigungsklage gegen einen Kollegen geführt. Wer kannte Herwegh nicht!

Gegen dieſe Verbrüderung konnten ſelbſt die ſchneidigſten Aſſeſſoren nichts ausrichten. Der dritte Wärter hörte „zu gern Muſik“. Sein Sohn war „auch Geiger“. Man hatte Herwegh die Geige entzogen. Es war nicht üblich, daß Unterſuchungsgefangene ſich mit Muſik vergnügten, berichtete ihm der gemeſſene kleine Aſſeſſor, der den Unterſuchungsrichter vertrat, es ſtörte die Ruhe des Ortes und dann war man ja nicht zu ſeinem Vergnügen hier, ſondern um ſich zu ſammeln. Und Herr von Herwegh bedurfte ſehr der Sammlung. Die Klagen häuften ſich auf den Tiſchen der Unterſuchungsrichter. Wichtige Zeugen mußten erſt geſucht werden, Fräulein Müller-Güth war noch in Amerika und kam erſt im Oktober zurück.

„Sie müſſen ſich in Geduld faſſen.“

Da Herwegh dieſe bleierne Stille der Zelle einfach nicht mehr ertrug, durchmaß er den Raum ſtundenlang mit langen Schritten und ſang laut vor ſich hin. Operettenmelodien, Oratorien, was ihm gerade einfiel, Lieder von Brahms und Balladen. „Dein Schwert, wie iſt's von Blut ſo rot, Eduard.“ „Wie uff em Theater,“ ſagten die Wärter; einer nach dem anderen kam an ſeine Tür geſchlichen, um zu lauſchen. Die Referendare mit ihren Mappen hielten erſtaunt inne, „war das nicht Herweghs Stimme? Wahrhaftig, nun, der veränderte ſich auch nicht“.

Während er ſang, dachte er an ein großes dunkles Schlafzimmer, das er einmal als Junge allein bewohnt und in dem er ſich des Abends die Angſt dadurch

zu vertreiben ſuchte, daß er laut Kirchenlieder ſang. Zuweilen ſtand er am Fenſter unbeweglich wie eine Statue, die Hände auf der Fenſterbank, und ſah zu den Taunushöhen herüber. Dort lag ein grüner Schimmer über der Welt. Dort ging vielleicht jetzt Grete ſpazieren in einem hellen Sommerkleid und dem großen weißen Federhut. Heute war Dienstag, „ihr Tag“ im Königlichen mit Mama, Mittwochs hatte ſie „Kurgarten“, Donnerstags „Rheinſchiff“ und Freitags war Whiſtkränzchen, und er ſah die Damen an Fräulein Schmidts weißgedecktem Tiſch mit ihren Häkelarbeiten, und die Generalin erzählte von dem Erlerſchen „Jour“. Er ſah die vergnügte Tafelrunde bei ſeiner Mama, hörte das behagliche Lachen des Generals, draußen braute der Nebel, und auf dem Bahnhof pfiff die Lokomotive, die jeden Abend nach dem blauen Taunus fuhr.

*

Es wurde Herbſt. Im Hof entblätterten die mageren Akazien, und es regnete. Eintönig graue Tage folgten, an denen er nichts hörte wie den Regen rauſchen und zuweilen das Raſſeln des Schlüſſelbundes eines Wärters, der das Eſſen brachte. Es war ihm, als ob alle dieſe Tropfen nicht vor dem Fenſter auf das Blech, ſondern auf ſeinen Kopf fielen. Tropf, tropf. Er ſummte das zweite Chopinſche Prélude vor ſich hin. Tropfen auf einen Sarg. So was mußte man doch auch ſchreiben können, es war wahrhaftig kein

Kunststück. Eine Geschichte aus dem Mittelalter tauchte ihm auf, von einem politischen Verbrecher, den man in einem leeren Brunnen gefangen hielt, von dessen steinernem Rand unablässig ein Tropfen auf den Kopf des Unglücklichen fiel. Immer auf dieselbe Stelle, bis er wahnsinnig wurde.

Man beschuldigte ihn plötzlich, er habe als Primaner aus dem Schreibtisch seiner Mutter Geld entwendet. Die Diebstahlsgeschichte beschäftigte die Richter. Er sollte einen Schmuck, der zur Aufbewahrung in seinem Safe gelagert hatte, für andere Zwecke verwandt und den Bureauvorsteher, der darum wußte, entlassen haben. Herwegh sagte kein Wort zu seiner Verteidigung, er lächelte nur, wenn sie neues Beweismaterial anbrachten. Der Prozeß war schon zu einem solchen Aktenbündel angeschwollen, daß es in keine Ledermappe mehr hineinging.

Herwegh hatte sich Schreibzeug bringen lassen, um seine Erlebnisse niederzuschreiben. Jetzt hatte er ja Zeit. Aber es fand sich, daß er gar keine Erlebnisse hatte, denn daß er in Ostrowo als Sohn eines Infanteriemajors geboren war, in München Jura studiert, sich mit Grete Kollin verheiratet und eine Reise nach Italien gemacht hatte, war nichts Außergewöhnliches, und er konnte auch die Untersuchungshaft nicht übergehen. Aber diese Zeit wollte er ganz aus seinem Leben streichen.

Er bat um Notenpapier. Eine Fuge spukte ihm im Kopf über das Thema „Wachet auf, ruft uns die

Stimme," in Es-Dur. „Jetzt ſchrieft er ſogar Note," ſagte der Wärter zu dem geſchniegelten Referendar.

Er ſaß über dem „Tanz der Erinnyen", aber bei der Ballettſzene kam er nicht weiter, da er wieder den Druck auf dem Kopfe fühlte. Es war, als würden dort Nägel eingeklopft. Er ſetzte ſich auf ſeinen Bettrand, zählte den Puls, und bei jedem Blutſtoß dachte er, jetzt kommt wieder ein Nagel in meinen Schädel.

Er fühlte nichts mehr wie dieſen Schmerz. Er ſchloß die Augen, ſann über ſein begonnenes Ballett nach und wartete auf die Sonne, die jeden Abend zu ihm kam. Es war das einzige Licht an dieſen trüben herbſtlichen Tagen. Und dann kam auch ſie nicht mehr, es war November. Dafür kamen um ſo mehr Briefe an ihn, meiſt geſchäftliche Nachzügler, die ſich hierher verirrten und die er uneröffnet wieder zurückgehen ließ. Die mit der verſtellten Schrift öffnete er mit Vorſicht. Man ſchrieb ihm, er würde zu Zuchthaus verurteilt und möge ſeine Verteidigungsrede danach einrichten, er müßte das Mißtrauen beſiegen. In „den Augen der Welt" ſtände er rein da. Das waren diejenigen, die kein Geld bei ihm verloren hatten. Andere überhäuften ihn mit Vorwürfen. Von ſolchen Briefen las er nur die erſte Zeile und zerriß ſie.

Ein verabſchiedeter Buchhalter, der mit Gott und der Welt und den in ihr vorhandenen Geſetzen verfallen war, ſetzte ihm auseinander, wie er in ſeiner Verteidigungsrede die blöde Menge von ſeiner Schuld-

losigkeit überzeugen sollte und versprach ihm, sich bei ihm einzufinden, sobald er den Schergen des Klassenstaates entronnen sei.

Das Publikum, das mit Ungeduld auf die Verhandlung wartete, begann die lange Haft Herweghs ungerecht zu finden. Der Tag der Verhandlung war auf den zwanzigsten Dezember festgesetzt, aber er mußte der Influenza wegen verschoben werden, welche in der Stadt herrschte, die meisten Richter waren erkrankt. In diesen Tagen wurde seine Scheidung ausgesprochen.

Herwegh nahm die Nachricht gefaßt entgegen, ohne ein Zeichen der Teilnahme. Er hatte es kaum anders erwartet. Ein rein äußerliches Band hatte ihn mit Grete noch zusammengehalten. Es zerfiel mit soviel anderem. Weihnachten! Die Sträflinge erschienen in langen Kitteln mit rasierten Köpfen und nahmen auf den Bänken in dem großen weißen, kühlen Saale Platz, der mit Tannengrün geschmückt war. Auf den hohen Bäumen brannten ein paar dünne Kerzen, der Geistliche sprach eindringlich zu den hartgesottenen Sündern, und Herwegh spielte Harmonium. Feierlich und erhaben schwebte das alte Weihnachtslied durch den Saal. „Es ist ein' Ros' entsprungen." Die Sträflinge sangen es mit ihren rauhen, ungleichen Stimmen, geführt von Herweghs weichem, klarem Tenor. Für ein paar Stunden hatte er alles andere vergessen.

Er erhielt mehrere Blumensträuße und einen gemalten Wandspruch, auf welchem Lilien und Seerosen gold-

gedruckte Worte umrahmten: „Vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.“ Eine kleine ältere Dame hatte ihn in der Dämmerung einem Torwärter übergeben. Eine Unbekannte bot ihm Geldmittel an, „zur Flucht“, man schickte ihm einen Napfkuchen, in dem eine kleine Drahtsäge eingebacken war. Dieser Kuchen fiel dem Untersuchungsrichter in die Hände.

Von nun an wurde Herweghs Korrespondenz strenger bewacht. Kleine Zettel flatterten in seine Zelle, die man den Wärtern auf dem Hof in die Hand drückte; seine Mitgenossen hatten ihm die Weihnachtsfeier nicht vergessen, die sonst immer trocken und kühl ausgefallen war, aber durch Herweghs Anwesenheit etwas Wärme und festlichen Glanz bekommen hatte. Ein gewerbsmäßiger Hehler, der schon über Jahr und Tag hinter seinem Gitter Matten flocht und keine andere Lektüre hatte wie die Bibel, schrieb ihm einen mit Sprüchen durchsetzten Brief, der tröstend schloß: „Nun wird es auch bald Ostern. Halleluja!“

*

„Am Sonntag Morgen, zierlich angetan,
Wohl weiß ich, wo du da bist hingegangen —“

In der Dämmerstunde schritt Herwegh singend in seiner Zelle auf und ab. Seine Stimme klang wundervoll. Eine prachtvolle Akustik, dachte er, diese kahlen Wände gaben die Töne wieder wie das Wasser.

„Als sie mir's sagten, hab' ich laut gelacht —“

War das Ernſts Stimme? Lutz, der den langen Gang herunterkam, vom Wärter geführt, hielt unwillkürlich inne.

„Und in der Kammer dann geweint zur Nacht.
Als ſie mir's ſagten, fing ich an zu ſingen" —

Wahrhaftig. Er war es. Lutz war es, als packte ihn jemand an der Kehle, und er hatte ein eigentümliches Gefühl im Halſe, als der Wärter dieſe Tür aufſchloß. Der Geſang brach ab, die Brüder ſtanden ſich in der ungewiſſen Dämmerung gegenüber.

„Tag, Ernſt." Lutz ſchüttelte dem Bruder die Hand.

„Ah — — — Lutz?"

„Ja, ich; weißt du, ich wäre ſchon längſt mal gekommen, aber..."

„Du warſt verhindert, verſteht ſich," ſagte Ernſt. „Aber ich hätte auch keinen Beſuch angenommen."

„Ich freue mich wenigſtens, daß du den Humor behalten haſt," fuhr Lutz fort, der in elegantem Zivil war, und wies auf den mit Büchern, Schreibzeug und Noten überſchwemmten Tiſch. „Du komponierſt?"

„Ja," ſagte Ernſt. „Jeder hat manchmal das Bedürfnis, ſich auszuleben. Ich tue es in Noten. Und was führt dich her?" Ernſt ſchob dem Bruder den einzigen Stuhl hin und nahm auf dem Fenſterbrett Platz. Er hatte die Arme verſchränkt und betrachtete Lutz' unentſchloſſenes, blaſſes Geſicht. Er hat mir etwas zu ſagen, dachte er. „Bringſt du mir Grüße von Mama?"

„Das auch.“ Aber Lutz war aus einem anderen Grunde gekommen. „Ich habe dir etwas zu beichten, Ernst.“

Ernst wurde um einen Schein bleicher, er fuhr sich rasch durch das Haar und sagte tonlos: „Also.“

„Ich wollte dir sagen — daß ich es war, der damals die zweitausend Mark aus dem Schreibtisch genommen hat.“

Kein Laut.

Ernst lehnte unbeweglich gegen das vergitterte Fenster, man sah von seinem Kopf nur die Umrisse. Seine Hand tastete auf dem Fensterbrett, als wollte er etwas suchen — fortscheuchen.

„Du hast es dir wohl schon gedacht,“ fuhr Lutz fort. „Wir hatten eine Verbindung und brauchten Geld, und jemand sollte es beschaffen. Erler, der mit in der Klasse war, kniff, und weiß der Kuckuck, weshalb sie mich überall für wohlhabend halten, aber sie kamen zu mir, und ich — nun ja — es ehrte mich — ich fühlte mich dazu verpflichtet. Als ich an dem Abend heimkam, fand ich das Haus schon geschlossen und stieg über das Vorgartengitter ein, da sah ich die Schlüssel an Mamas Schreibtisch hängen. Ein Griff, und ich hatte Geld. Wieviel es war, sah ich erst nachher, als ich in der Mansarde das Geld beim Kerzenschein betrachtete. Ich schlief damals noch in der Eisregion oben. Ich erschrak sehr, daß es soviel war, und wollte es am anderen Morgen zurückbringen, aber als ich hinunterkam, hattet ihr es schon der Polizei

angezeigt, und ich fürchtete, wenn ich es gestände, würde ich geschwenkt. Ich nahm mir fest vor, es später Mama zurückzugeben, aber der Augenblick kam leider nie. Ich habe sehr darunter gelitten, das kannst du mir glauben."

Ernst sah flüchtig auf und begegnete dem Blick des Bruders. Aber das, was er auf dem Gesicht Lutz' suchte, fand er dort nicht.

„Ich hätte mich sofort gemeldet, wenn je der Verdacht auf einen anderen gefallen wäre," fuhr Lutz fort. „Aber die Sache blieb unaufgeklärt. Nun habe ich gehört, daß man sie dir zuschieben will —"

„Ach, deshalb bist du gekommen?" sagte Ernst langsam. „Nun, was ist daran so sonderbar? Wenn einer Smaragden stiehlt, nimmt er auch Geld. Was hast du denn eigentlich mit dem Geld gemacht?"

„Ich hatte es unter die Dielen versteckt, und so oft wir Geld brauchten in der Verbindung, spielte ich den Noblen. Es verschwand sehr schnell in diesem Sportklub, wir hielten Zeitungen, die Miete des Sportplatzes, manche waren recht knauserig. Ich war stolz darauf, daß man mich anpumpte, ich hab' mir davon, weiß Gott, nicht ein Zirkusbillett gekauft."

„Und woher glaubten denn deine Kameraden, daß du es hättest?"

„Von Onkel Anton," sagte Lutz.

Ernst lachte auf.

„Mama tat mir leid. Ich fürchtete die Folgen. Dieses Geld hat mich nie gefreut, aber wenn die

Schuld jetzt auf dir ſitzen bliebe," Lutz ſprang auf und ergriff Ernſts Hände, „lieber reich' ich meinen Abſchied ein! Meine Verlobung iſt ſchon zurückgegangen, mag meine Karriere auch zum Teufel gehen, ich geh' dann nach Amerika oder ſonſtwohin — ich werde arbeiten wie ein Knecht." Ernſt ließ ihn ausreden. Dann legte er dem Bruder beide Hände auf die Schultern und ſah ihn an. „Ich danke dir, Lutz, daß du gekommen biſt und dafür, daß du mich reinwaſchen willſt. Aber es wird nicht nötig ſein. Denn entweder ſtellen ſich meine Taten als die eines Verbrechers heraus, dann werde ich verurteilt, auch ohne daß ich dich hineinziehe. Oder ich werde freigeſprochen, weil ich ein Narr bin und ins Irrenhaus gehöre. Und für ſolchen braucht man keine Reinwaſchungen vorzunehmen. Auf zweitauſend Mark kommt es bei dieſer ganzen Geſchichte überhaupt nicht mehr an. Das iſt eine Bagatelle, und von dir war es ein Jungenſtreich."

„Nein, Ernſt, ich will es auf mich nehmen. Deshalb bin ich gekommen," ſagte Lutz mit einer Feſtigkeit, die ehrlich war. Ernſt antwortete nicht. Er trat an den Tiſch zurück, auf dem ein dickes, abgegriffenes Buch lag mit einem goldenen Kreuz auf dem Einband, er blätterte darin. „Alles iſt ſchon einmal dageweſen, Lutz, und die Prediger haben meiſt umſonſt gepredigt," und er ſchlug die Bibel auf. „Bande und Trübſal warten meiner, aber ich achte der keines, ich halte mein Leben nicht ſelbſt teuer, auf daß ich vollende meinen Lauf mit Freuden."

Lutz schwieg.

„Kapitel 20, Apostel Paulus," las Ernst mit leiser, andächtiger Stimme: „Ich habe Euer keines Silber noch Gold oder Kleid begehret, denn Ihr wisset selber, daß mir diese Hände zu meiner Notdurft und derer, die mit mir gewesen sind, gedienet haben."

Der ist aber sehr klar bei Verstand, dachte Lutz, und er hörte dem Bruder mit wachsendem Mißtrauen zu.

„Und dieser Schluß! Wie einfach, wie dramatisch und groß," fuhr Ernst fort. „Und als er solches gesaget, knieete er nieder und betete mit ihnen. Es war aber viel Weinen unter ihnen, und sie fielen Paulus um den Hals und küsseten ihn. Am allermeisten betrübet über das Wort, das er sagete, sie würden sein Angesicht nicht mehr sehen. Und geleiteten ihn auf das Schiff." Ernst schlug die Bibel zu, daß der Staub aus den vergilbten Blättern aufwirbelte.

Es war still im Zimmer.

Die Brüder saßen einander gegenüber, ohne daß der eine des anderen Gesicht sehen konnte, denn es war inzwischen ganz finster geworden.

Lutz suchte nach Worten. Ernsts Vorlesung hatte ihn ihm eine tiefe Wirkung verursacht. In Ernsts Stimme war etwas, das den Hörer bannte und überzeugte. Er hätte sich vor ihn hinwerfen mögen und seine Hände küssen und ihn um Vergebung bitten und ihm alles gestehen... Aber, dachte er dann, wem würde ich damit etwas nützen? Am wenigsten ihm. Und er schüttelte den Gedanken rasch ab.

„Sonst hast du mir nichts zu sagen?“ wiederholte Ernst und schaute Lutz an.

Dieser erwiderte den Blick fest und ruhig. „Nein,“ sagte er.

Ernst blickte auf die Noten und schwieg.

Lutz hatte sein verändertes Gesicht bemerkt, er reckte sich zusammen. „Wenn du vielleicht an ein Gerede geglaubt hast, so kann ich dir schwören —“

Ernst hob die Hand. „Keine Schwüre zwischen Brüdern! Das hat ja jetzt alles keinen Zweck mehr. Du brauchst mir auch das Ehrenwort nicht zu geben —“

„Dann gestatte wenigstens, daß ich sie verteidige,“ sagte Lutz. „Du hast deine Frau viel allein gelassen, sie war hübsch und jung, und es machte ihr Spaß, etwas zu kokettieren. Wir haben miteinander korrespondiert, und ich habe sie ins Theater und Kurhaus begleitet, und das alles hast du gewußt. Warum aber hast du keinen Versuch gemacht, sie zurückzuerobern?“

„Es machte mir keinen Spaß,“ sagte Ernst, der den Blick nicht von der Bibel ließ. „Ich habe wenig Talent zu gewaltsamen Eroberungen. Mir fehlt alles, was dazu nötig ist. Elastizität, Schwungkraft und Eleganz! Vor allem die Begeisterung dafür. Und als du merktest, daß die Sache von der anderen Seite ernst genommen wurde, fandest du es besser, dich zurückzuziehen, nicht wahr?“

Lutz schwieg. Dann sagte er: „Du solltest nicht den Richter spielen, Ernst, weil ich ein paar Wagenfahrten

mit Grete unternommen habe und einmal auf eine Redoute mit ihr ging."

Ernſt begann zu lachen. Ein Lachen, das an den kahlen Wänden hohl widerhallte. Er hielt die Hände um den Tiſch gekrallt, ſeine Augen funkelten den Bruder an: „Das war an jenem Abend, als ich die Matthäuspaſſion hörte? O ja, ich erinnere mich, und ich muß dir glauben, obwohl Herr Gimpel anderer Anſicht war. Aber der iſt fort und hoffentlich wird er nie wiederkommen. Schon aus dieſem Grunde iſt es gut, daß er über die Grenze iſt. Es gibt kein Unglück, das nicht auch ſeine gute Seite hätte... und du haſt recht, niemand hat das Recht, ſich zum Sittenrichter aufzuſpielen, denn keiner von uns iſt ohne Schuld. Laſſen wir das alles begraben ſein."

Er erhob ſich und reichte dem Bruder die Hand. „Nun geh... und grüße Mama."

Lutz verabſchiedete ſich herzlich von dem Bruder.

Es iſt wirklich ein idealer Menſch, dachte er, als er die lange Taunusſtraße nach der lichterflimmernden Stadt, die aus dem leichten Nebel auftauchte, herunterſchritt.

Als Ernſt allein war, ſtand er eine Weile ſinnend da. Dann nahm er einen maigrünen Brief aus ſeiner Taſche und überlas die ſteilen kindlichen Schriftzüge, die das gerippte Papier bedeckten, „an der alten Stelle, unter den Eichen, erwarte mich pünktlich um Drei. Ich nehme einen Wagen am Bowlinggreen, vielleicht fahren wir zuſammen, das wäre noch netter. E. iſt

wieder in Eppenhausen und kommt erst gegen Abend zurück. Grete."

Mehr braucht man eigentlich nicht, dachte er. Ein Veilchenduft, der aus dem Papier aufstieg, rief ihm die Erscheinung Gretes noch einmal lebendig in Erinnerung. Dann schüttelte er diese Gedanken mit Gewalt ab, zündete eine Kerze an und verbrannte den Brief. Die Asche fiel auf den Tisch, nur ein Stückchen Papier blieb übrig, das nicht brennen wollte. „Grete" stand darauf. Er schnippte es zum Fenster hinaus, und es flatterte in die dunkle Tiefe...

*

Es regnete in Strömen. Trotzdem stand am Morgen der Strafkammersitzung die Straße vor dem Landgericht schwarz voll Menschen. Sobald die Gerichtsdiener die Türen öffneten, wurde der Sitzungssaal gestürmt. Herbert wurde der Hut vom Kopf und zwei Knöpfe vom Überzieher gerissen. Aber er war wenigstens hineingekommen und stand hinten an die Wand gedrückt unter den Zuhörern.

Der Saal war so voll, daß die Türen gewaltsam geschlossen werden mußten, und die Schranke, welche den Zuhörerraum von den Zeugenbänken trennte, bog sich vor dem Anprall der Leiber. Neben Herbert schnaufte der dicke kleine Bademeister aus dem „Engel", der sich unaufhörlich das rote Gesicht wischte, links befand sich die wohldurchwärmte Heizung, und vor ihm drückten sich ein paar Frauen in Federhüten,

welche sich über die Enge beklagten, die aber um keinen Preis ihren Platz aufgegeben hätten, wie Herbert ihnen vorschlug. Unter den Zuhörern erkannte Herbert einen Glasermeister aus der Mainzer Straße, den Löwenapotheker mit seinen Brombeeraugen, Gretes Freund, und einige Kaufleute aus der Kurhausstraße, Herrn Meiß, den vornehmen Friseur, und behäbige Rheinauer Bürger. Die Richter erschienen in ihren langen schwarzen Talaren und den Samtbaretten. Den Vorsitz führte ein Landgerichtsdirektor, der bleich und angegriffen aussah, wie nach einer überstandenen Krankheit, zwei jüngere Richter nahmen rechts und links von ihm Platz. Der schneidige Staatsanwalt, ein stattlicher Herr mit Schmissen und Monokel, ließ sich an seinem kleinen Seitentisch rechts vom Richtertisch nieder; der Verteidiger, ein noch unbekannter neuer Anwalt mit blanker Glatze und goldener Brille, sprach eben mit seinem Bruder, der auf der Anklagebank saß.

In dem trüben Halbdunkel des winterlichen Morgens kam er ihm verändert vor, abgemagert und bleich, aber er schien ruhig und gefaßt. Herbert entdeckte mit seinen grauen Luchsaugen im Hintergrund unter den Zuhörern den Major Linke in Zivil und den weißen Kopf Onkel Antons. Sie warteten auf Ernsts Verteidigungsrede, um darüber in der Mainzer Straße zu berichten. Tante Betty schlief schon nächtelang nicht vor Begierde, etwas über diese Verhandlung zu erfahren. Die Kollegen Ernsts, die an den Wänden

hinter dem Richtertisch lehnten, kannte er alle, und die drei Referendare, die mit überlegenen Mienen und lässig übereinandergeschlagenen Beinen herumsaßen, waren mit Lutz in eine Klasse gegangen, ehemalige Verbindungsbrüder. Herbert war orientiert. Seinetwegen konnte der Vorhang nun aufgezogen werden.

Als erste Zeugin wurde Witwe Rumpf vernommen. In einem fuchsigen Nerzmantel, in den sie ihre Leibesfülle eingepreßt hatte, einem Kapotthut mit wogenden lila Federn auf dem Haupt, betrat sie den Saal. Nachdem sie unter Schwierigkeiten ihren Eid abgelegt, bei dessen Formel sich alles erhob und die Richter die Barette abnahmen, begann das Verhör.

Frau Rumpf setzte den Richtern auseinander, daß sie vor Jahren ihr Geld zu Herwegh gebracht habe, weil ihr Herr Kollin gesagt hatte, es wäre dort am besten aufgehoben. „Ich hatte mal ein Haus verkauft und wußte nicht wohin mit meinem Geld," begann sie. Aber sie wurde von dem Vorsitzenden unterbrochen: „Das steht ja alles bereits fest. Sie hatten dem Angeklagten die vierzigtausend Mark mit der Bedingung übergeben, daß sie in einer Hypothek angelegt würden. Statt dessen wurden sie in Industrieaktien angelegt ohne Ihre Einwilligung, während Ihrer Abwesenheit. Und als Sie verlangten, daß man sie verkaufte, waren sie in Eppenhausener Aktien festgelegt, die man nicht ohne großen Verlust verkaufen konnte. So wenigstens haben Sie damals ausgesagt."

Der Verteidiger erbat sich das Wort: „Über die Verwendung dieser vierzigtausend Mark war nichts weiter ausgemacht, als daß sie mehr als sechs Prozent bringen müßten, sie wurden in einer dritten Hypothek auf ein Haus angelegt, doch Frau Rumpf war nicht damit zufrieden, weil sie dort nur sechs Prozent brachten."

„Nein, weil das Haus Schwamm hatte," sagte die Witwe, die eine hohe, kräftige Stimme besaß. „Deshalb hab' ich mein Geld herausgezogen und ließ es in Aktien verwandeln. Aber ich hab' ausdrücklich gesagt, keine Bergwerkaktien sollen es sein, und als ich von Nauheim zurückkam, war alles in Gruben angelegt. Und an Gruben hab' ich nun mal keinen Spaß, denn die können ersaufen, oder schlagende Wetter richten Zerstörungen darin an, und oft streiken sie auch und dann sitzt man da mit seinen Papieren. Wenn es noch Bochumer oder Gelsenkirchener gewesen wären," fuhr sie aufgebracht fort, „die Gegend kennt man, aber Finsterwalder oder Edderitzer, für die er eine Vorliebe hatte — ich weiß gar nicht wo das ist! Womöglich hinter Berlin, dort will ich nichts liegen haben. Ich hab' immer gesagt, im Rheinland muß es sein, da weiß man, was man hat."

„Bestanden denn über die Verwendung Ihrer Gelder sonst keine schriftlichen Abmachungen?"

Nun sprachen Verteidiger und die Witwe zu gleicher Zeit.

„Frau Rumpf kam immer persönlich auf das Bureau und war von allem wohlunterrichtet, die Quittungen

über das angelegte Kapital wurden ihr stets zugeschickt."

„Ja, die hab' ich freilich bekommen, diese Quittungen," rief die Witwe, deren kupferrotes Gesicht wie eine verschrumpfte Orange aus der fliederfarbenen zerzausten Federboa herausglühte, „aber was haben sie mir denn genützt? An allem ist der Bureauvorsteher schuld, denn Herwegh hat mich immer gut beraten. Meine Kunstseide hat mir fünfzehn Prozent gebracht, und die süddeutschen Kabelwerke hat er mir mit Gewinn verkauft. Hätt' ich sie nur heut noch." Sie zupfte die Federn am Halse. „Aber seit der verfluchte Gimpel..."

„Ich bitte, sich nicht solcher Ausdrücke zu bedienen," wurde sie ermahnt. „Sie sind vor Gericht. Außerdem ist hier niemand taub."

„Nun ja, ich sag' es, wie es ist. Der Gimpel hat mich übers Ohr gehauen, nach allen Richtungen. Als ich Eisenbahnaktien haben wollte, ich dachte natürlich an Niederwaldbahn oder Krefelder, da hat er mir Northern Pazific und Nagykikinda—Arader genommen, und als es aufkam, aus Kokosnüssen Butter zu machen..."

„Aber das gehört doch wohl nicht hierher."

„Doch es gehört hierher, denn diese Aktien hat er mir doch aufgehangen. Was weiß ich von den Südseeinseln! Denn dort wurde das doch gemacht. Aus Palmbäumen, glaube ich, eine Art Speisefett, es sollte eine große Zukunft haben. O bitte, das ist mir

ſehr wichtig, Herr Präſident, denn ich hatte dreißigtauſend Mark drin ſtecken, und nachher brachten ſie kaum vier Prozent, und ich konnte keine Nacht mehr ſchlafen, weil ſie ſagten, die Japaner wollten die Inſeln haben, und als ich in Schlangenbad Kur gebrauchte, hat er alles fix in eine Pinſelfabrik geſteckt! In Südamerika! Immer, wenn ich verreiſt war, machte er das, dann hatte es ſolche Eile, und ſonſt hat er es wahrhaftig nicht eilig gehabt, zum Beiſpiel, wenn man ſeine Zinſen haben wollte —"

„Sprechen Sie eigentlich von Herrn von Herwegh?" ſagte der Vorſitzende.

„Nein, ich ſpreche doch natürlich von dem Gimpel." Die Witwe knöpfte ihren Mantel auf. „Ein Herzleiden hab' ich gekriegt vor Ärger über dieſen Kerl. Da war mir der andere ja noch lieber, der grobe Bantelmann, der wegen dem Diebſtahl mit dem Smaragden entlaſſen wurde."

Der Verteidiger miſchte ſich wieder ein. Die Witwe ereiferte ſich dazwiſchen. „Auf dieſen angeblichen Smaragdendiebſtahl werden wir noch zurückkommen," ſagte der Richter.

„Der Bantelmann hat einem wenigſtens reinen Wein eingeſchenkt," fuhr die Witwe fort. „‚Frau Rumpf, nur keine Ausländer,' ſagte er immer, ‚wenn's Krieg gibt, ſind Sie lackiert.' Nun, dafür gibt man ſein Geld auch nicht her. Ich hab' vierzig Jahre mein Papeteriegeſchäft geführt, eh' ich mir eine Villa kaufen konnte. Und nun, wenn man in Ruhe leben möchte,

hat man nichts wie Aufregungen. Ei, da bezieht man ja beſſer eine Penſion.“

„Warum haben Sie ſich denn über die Verwendung Ihres Geldes nicht mit Herrn von Herwegh ſelbſt verſtändigt?“ fragte die ruhige Stimme des Vorſitzenden.

Die Augen der Witwe begannen zu funkeln. „Weil er nie da war!“ rief ſie. „Wenn man ihn mal zu faſſen kriegte, hatte er ſchon den Reiſemantel an und den Fuß auf dem Trittbrett vom Wagen. Einmal hatte ich ihn im Hausflur erwiſcht, aber er hatte kaum zugehört. ‚Das beſprechen Sie ebenſogut mit Herrn Gimpel.‘ Ja, Proſt. Der ließ einen antichambrieren, der Hund durfte nicht mal mit herein. Einmal hatte ihm jemand auf den Fuß getreten, daß er lange lahm ging — ich meine den Hund, weil ich ihn draußen anbinden mußte. Der hatte ja gar keine Manieren, aber Herr Herwegh war immer höflich, er war freundlich gegen Menſch und Tier, und der Hund durfte aufs Sofa. Er war auch gegen die Viviſektion.“

Der Staatsanwalt warf einen Blick gegen die Decke.

Der Vorſitzende durchblätterte ein Aktenſtück, das ihm der zweite Vorſitzende hinreichte.

„Sie haben alſo Herrn Gimpel Vorwürfe gemacht, daß er Ihr Geld nicht ſicher genug anlegte, und ihn beauftragt, rheiniſche Induſtriepapiere zu nehmen. Warum ſollten es denn keine Eppenhauſener ſein?“

„Aber die hat er doch nur mir zum Tort genommen,“ ſagte die Witwe, der es unbegreiflich ſchien,

daß ein Richter das nicht verſtehen konnte. „Dieſe ganzen Machinationen waren nur ein Gaunerſtück von Gimpel. Er hat mich damit hereinlegen wollen, das iſt doch klar, denn die Fabrik ſtand damals ſchon wacklig, und als ich es hörte, fuhr ich gleich aus Schlangenbad hierher.“

„Das war an dem Tag, als Sie zu Herrn Ehrlich gingen und die Sache zur Anzeige brachten?“ fragte der Vorſitzende über den Aktenberg gebeugt. Endlich war man an dieſem Punkt angelangt.

„Jawohl.“ Erſt verſteckte er ſich, und Herwegh war auch nicht da, aber ſie hatte ſich ins Café Tannhäuſer geſetzt und gewartet, bis Gimpel zum Eſſen ging. Dann hatte ſie ihm ins Geſicht geſagt, daß er ein Betrüger ſei. Und da wurde er auch noch frech. „Ich könnte Gott danken, wenn ſich ein Menſch meiner verworrenen Geſchichten annähme. Jede Woche käme ich wegen meiner paar Kröten angewalzt, ja, den Ausdruck hat er gebraucht. Nun, das brauch' ich mir nicht ſagen zu laſſen. Ich hab' mein Geld nicht auf der Straße gefunden wie Herr Gimpel. Nein, erlauben Sie, daß ich auch mal etwas ſage, denn ich muß das ſagen,“ ſetzte ſie, krebsrot vor Zorn, hinzu, da ihr der Vorſitzende abwinkte. „Dieſer Menſch hat einfach über mein Geld verfügen wollen, wie es ihm paßte, um ſeine dunklen Geſchäfte damit zu machen. Und er hat nicht allein mich betrogen, ſondern auch den armen Herrn von Herwegh. Er tat ja, als wenn er ein Königreich zu verwalten hätte. ‚Nun, dann

ſtoß ich ſie ab,' ſagte er und dabei verſetzte er dem Hund einen Tritt, und das Tier konnte doch nichts dafür." Ihre Stimme brach.

„Sie beſtanden alſo auf ſofortiger Auszahlung, weil Sie kein Vertrauen mehr zu der Herweghſchen Verwaltung hatten."

„Aber Herr von Herwegh hat doch mit der ganzen Sache nichts zu tun!" rief Frau Rumpf. „Der hatte den Kopf voll und konnte auch nicht alles alleine machen. Es iſt nur der Gimpel, von dem hier die Rede iſt."

„Weshalb wollten Sie denn Ihr Geld ſo plötzlich wiederhaben, nachdem Sie es jahrelang bei Herwegh liegen ließen?"

Die Witwe warf den turbangeſchmückten Kopf zurück, daß die Federn zitterten. Sie ſah aus wie eine Mohrenkönigin, ihre Augen blitzten. „Ich wollt' dem Gimpel einen Tort antun," ſagte ſie. „Er hatte mich hereingelegt, und da wollt' ich ihm auch einmal ein Bein ſtellen, über das er ſtolpern ſollte. Gegen Herrn von Herwegh hab' ich nichts," fuhr ſie fort, „und wenn ich geahnt hätte, daß meine Anzeige dieſe ganze Geſchichte nach ſich ziehen würde, ich hätt' mir lieber die Zunge abgebiſſen, denn ich bin ihm viel Dank ſchuldig." Und ſie begann laut zu weinen.

Das fängt ja gut an, dachte der Lümmel. Da ihn das Weib vor ihm ſehr beengte, half er ſich dadurch, daß er ihr die Spitze ſeines Regenſchirms auf die Hacken ſetzte. Dann ſagte ſie jedesmal: „Au, drücken

Sie doch nicht so." — „Da kann ich nichts für, ich bin so gebaut," knurrte Herbert.

Frau Rumpf wurde von dem Gerichtsdiener auf ihren Platz zurückgeführt, ihr Schluchzen füllte den Saal, während die nächste Zeugin vereidigt wurde.

Es war eine hagere, brünette Witwe in Trauer. Sie trug über ihrem nußbraunen Scheitel ein hochgetürmtes Gebäude von Krepp, das ihr vor Aufregung nach hinten gerutscht war und ihr das Aussehen einer Löwenbändigerin verlieh.

Die Bierbrauereibesitzerswitwe Schnabel klärte zunächst den Irrtum auf, den ihre erste Vernehmung erweckt hatte. Herwegh hatte ihr zwar versprochen, ihr Geld in Hypotheken anzulegen, und zwar solche zu sechs Prozent und dabei sicheren. „Auf meinem Ackerland krieg' ich kaum vier und man hat ewig den Ärger, daß die Leute den Zins nicht zahlen, und auf der Sparkasse geben sie nur drei und sind außerdem noch grob. Aber Herwegh war immer nett und konnte einem alles so gut erklären mit den Aktien. Ich verstehe nämlich nichts von Papieren," sagte die Witwe Schnabel, „und habe oft meine eigenen Coupons vergessen abzutrennen, und einmal hab' ich auch die Ecken mit abgeschnitten, so daß sie nachher ungültig waren."

„Warum gaben Sie das Geld nicht lieber einem Bankier?" fragte der Vorsitzende.

„Das wollte ich nicht, ein offenes Konto war mir nicht geheuer, und mit einem Safe ist man verraten und verkauft." Da war ihr das ja passiert mit den ab-

geschnittenen Ecken. So war sie beruhigt nach Italien gereist, nachdem sie Herwegh ihr Geld übergeben hatte. Und sie hatte die Zinsen immer bekommen, bis die Unregelmäßigkeiten einsetzten.

„Wann war das?"

„Die beiden letzten Jahre hauptsächlich."

„Wieviel haben Sie denn im ganzen eingebüßt?"

„Ich habe eigentlich gar nichts eingebüßt," sagte die Witwe Schnabel. „Ich hab' das Geld nur unregelmäßig bekommen, und in Neapel ist es ganz ausgeblieben, aber das lag nur an der Pension, die war noch neu, und die Zimmer hatten noch keine Nummern, und der Mann verstand kein Deutsch."

Der Richter blickte in die Akten. „Sie haben aber das erstemal hier ganz anders ausgesagt, damals sprachen Sie von dem Angeklagten als einem Gauner."

Die Witwe warf einen entsetzten Blick auf den Angeklagten, der starr und gleichgültig vor sich hinblickte, als sei er taub. „Herr Präsident, ich war aufgeregt, weil ich dachte, es sei alles verloren. Natürlich wäre es mir lieber gewesen, man hätte mir das Geld auf eine sichere Hypothek gelegt, als es in diese Ziegelei zu stecken, ohne daß ich es wußte."

Der Verteidiger bat, etwas sagen zu dürfen.

„Das ist nicht richtig, was Sie da behaupten," fuhr er, gegen die Dame in Trauer gewandt, fort, „daß man Ihnen von der Verwandlung Ihres flüssigen Geldes in Eppenhausener Aktien nichts geschrieben haben soll. Es liegt eine Kopie eines solchen Briefes bei den

Akten. Das Geld sollte in der Fabrik untergebracht werden, wenn Sie nichts dagegen hätten. Auf diesen Brief traf keine Antwort ein, und es wurde also gemacht."

„Dann muß der Brief verloren gegangen sein," sagte Frau Schnabel, „ich habe ihn nie bekommen."

„Schickte man denn solche wichtigen Briefe nicht eingeschrieben?" Der Staatsanwalt tickte mit dem Federhalter auf den Tisch. „Oder war das nicht üblich in Herrn von Herweghs Bureau?"

„Solche Mitteilungen wurden stets eingeschrieben geschickt, aber es kam auch vor, daß es die Schreiber vergaßen," antwortete der Verteidiger.

„Aha."

„Und die Dame war bald in Neapel, bald in Rom, und das Geld kam einige Male zurück, weil die Adressen immer zu spät angegeben wurden. Schließlich war es Herrn von Herwegh nicht sicher genug, das Geld in Italien herumreisen zu lassen, und er ordnete an, daß nichts mehr geschickt werden sollte ohne genaue Adresse. Dann hatte man ein ganzes Jahr nichts mehr von der Dame gehört, und da sie auf hohe Zinsen Wert legte und im Prinzip nichts gegen Industriepapiere hatte, so legte man das Geld in Eppenhausener Ziegeleiaktien an, die damals für ein aussichtsreiches Papier galten."

„Haben Sie," wandte sich der Vorsitzende an die Witwe, „sich denn gar nichts dabei gedacht, als das Geld nicht kam?" Die Witwe geriet in Verlegenheit.

„Ich habe damals soviel durchgemacht," sagte sie, „erst starb mein Mann, dann wurde ich krank und sollte mich in Italien erholen, ich hatte es, offengestanden, auch vergessen. Ich dachte, es sei ja gut aufgehoben bei Herwegh, denn er hatte mir gesagt, ich könnte auch bei ihm bares Geld oder Schmuck liegen lassen. Das Geld brächte sechs Prozent Zinsen, und der Schmuck kostete nichts. Er hatte ja Safes, und meinen Schmuck habe ich vollständig zurückbekommen bis auf das kleinste Bröschchen."

„Aber das Geld wohl nicht?" warf der Staatsanwalt ein.

„Nein, das habe ich heute noch nicht und," setzte die Witwe ergeben hinzu, „es wird wohl verloren sein."

„Warum haben Sie aber dann," erhob sich Ernsts Verteidiger, „Herrn Herwegh gleich einen Betrüger gescholten, als man Sie vernahm? Das sagt man doch nicht, wenn man nichts Sichereres weiß als das, was Sie hier vorbringen." Die Richter fanden den Ton des fremden Verteidigers nicht angebracht, und die Witwe sagte eingeschüchtert: „Das hab' ich im ersten Zorn gesagt und nehme es hiermit zurück. In der Ferne sah alles so gefährlich aus, aber ich kann eigentlich nicht sagen, daß ich betrogen worden bin. Ich war ja selbst daran schuld. Ich hätte mein Geld besser verwalten sollen."

Die Richter sahen sich an, und unter den Zuhörern entstand ein Gemurmel. Das waren ja merkwürdige Ankläger, die sich selbst anschuldigten.

Die Frauen im Zuhörerraum in ihren Kapotthüten und Umschlagtüchern machten enttäuschte Mienen, sie waren hergekommen mit Gefühlen andalusischer Damen bei einem Stierkampf, das gesamte Hinterhaus der Goldgasse und Kochbrunnenstraße hatte sich eingefunden.

Gott sei Dank, nun stampfte der Schwiegervater in den Saal.

Der stattliche Weinhändler, in seinen Gehrock geknöpft, mit schwarz gewichstem Knebelbart, trat mit knarrenden Stiefeln vor den Richtertisch und zog mit heftigem Ruck seine schwarzseidene Weste herunter, er war abgemagert, als ob er selbst im Untersuchungsgefängnis gesessen habe. Die Frauen reckten die Hälse.

Herr Kollin wurde gefragt, ob er vielleicht als naher Anverwandter des Angeklagten von seinem Rechte, seine Aussage zu verweigern, Gebrauch machen wolle, und er ließ ein zorniges „Das wär' mir allerdings lieber" erschallen. Er wurde entlassen und nahm auf der Zeugenbank Platz, neben der Rumpf, wobei er die Arme verschränkte und seine Antwort durch Fußscharren unterstrich.

Nach ihm wurde Winterich verhört.

Ein Tuscheln durchlief den Saal. Das war der reiche Rentier aus der Kurhausstraße, Herweghs Feind. Durch ihn war der Rechtsanwalt ja hineingekommen in die Eppenhausener Geschichte. Winterich hatte seinen Eid abgelegt und sprach mit rauher Stimme, oft von einem kurzen, bellenden Husten unterbrochen, so daß man ihn erst schlecht verstand. Der Vorsitzende hielt

sich die Hand an das Ohr, und die Richter machten lange Gesichter, um den Mund des Staatsanwalts spielte ein Lächeln.

Winterich sprach väterlich wohlwollend von Herwegh als Mensch. Er schilderte ihn als gewissenhaften Sohn und ausgezeichneten Schüler. Er hatte seinem Sohn Lateinstunden erteilt, der Junge schwärmte heute noch für ihn.

„Verzeihen Sie," unterbrach der Richter ihn, „Sie sprechen aber jetzt ganz anders wie damals. Dem Herrn Untersuchungsrichter gegenüber haben Sie von Herwegh nur als von einem Hochstapler und von den Eppenhausener Direktoren als Räuberbande gesprochen."

„Gewiß, Herr Präsident, aber meine persönliche Sympathie hatte ich gefaßt, ehe ich zu Herwegh in geschäftliche Beziehung trat, und sie erklärt das Vertrauen, das ich in ihn setzte, als ich ihn als juristischen Leiter unserer Fabrik empfahl."

„Sie haben ihm aber doch sehr bald die Hypothek entzogen."

„Das war eine Torheit von mir, die ich leider nur zu spät eingesehen habe."

Und der cholerische weißhaarige Herr, dem die Krawatte über den Kragen gerutscht war, fuhr mit heiserer Stimme fort, während er die Barriere vor dem Richtertisch umfaßte: „Es tut mir leid, Herwegh damals überhaupt mit seinem Geld hereingezogen zu haben. Man hätte ihn bei seiner juristischen Tätigkeit lassen

sollen. Aber mein Freund Kollin wollte seine Aktien und den Ärger über die mit Verlust arbeitende Ziegelei los sein und schenkte die Aktien dem Schwiegersohn, das heißt, er lud sie auf dessen Rücken."

Herr Kollin erhob sich mit puterrotem Kopf und kollerte aufgebracht: „Ich verbitte mir derartige Beschuldigungen! Ich habe das Geld meinem Schwiegersohn geschenkt! Was ich mit meinem Gelde mache, geht niemand etwas an." Der Richter mußte die beiden Freunde trennen, die mit erhitzten Köpfen einander anschuldigten.

„Herwegh trat also in die Fabrik ein und hat sich dann jahrelang redlich Mühe gegeben, sie zu führen und in die Höhe zu bringen," fuhr Winterich fort, „wenn er mehr Kapital zur Verfügung gehabt hätte, wäre es auch möglich gewesen, aber die Aktionäre bröckelten bald ab. — Und das ist es, was ich bereue, daß ich der erste war, der dem Unternehmen das Geld entzog. Man muß mir schon erlauben," setzte er mit erhobener Stimme hinzu, „daß ich hier sage, was ich über Herrn Herwegh zu sagen habe."

„Aber bitte, sagen Sie das nur."

Winterich erzählte, wie er zugesehen habe, wie Herwegh sich mit allen Kräften bemühte, die Fabrik zu stützen, und sich den Kopf zerbrach, von wem er das Geld dazu erhielt. Von seinem redlichen Charakter war er überzeugt, und er begründete dies: „Das erste, was Herwegh tat, war, daß er den Arbeitern die Löhne erhöhte und ihnen freundlichere Wohnungen baute.

Vom menschlichen Standpunkte aus war das natürlich sehr schön, aber vom kaufmännischen ruinös. Deshalb hatte er ja auch immer die kleinen Leute auf seiner Seite; wenn es Streik gab, konnte nur Herwegh die Arbeiter zur Vernunft bringen. Gegen den ganzen Aufsichtsrat setzte er Lohnerhöhungen durch. Aber diese Wohlfahrtsbestrebungen kosteten Geld. Herwegh schaffte es. Wie, das war mir oft ein Rätsel. Aber nun weiß man ja, wie es gemacht wurde, und es ist hier nicht meine Sache, darüber zu Gericht zu sitzen."

Der Verteidiger wandte sich gegen Winterich.

„Ich verstehe nicht, was Herr Winterich über den Aktienziegeleibetrieb aussagen kann, da er doch seit sechs Jahren aus der Fabrik ausgetreten ist."

Winterich warf den grauen Kopf zurück. „Ich bin hierher bestellt worden, um geschäftliche Dinge aufzuklären, und nicht, um sie zu vertuschen. Ich hab' viel mit ansehen müssen, ohne etwas dagegen tun zu können," erhob er seine rauhe Stimme, denn der Verteidiger sprach ihm schon wieder dazwischen.

„Sie sollen," nahm der Präsident das Wort, „Ihr kaufmännisches Urteil über die Führung der Ziegeleien abgeben, die Sie früher geleitet haben. Damals schien es doch zu gehen, ohne daß man unaufhörlich Geld hineinsteckte, und es wurden jedes Frühjahr Prozente gezahlt, wenn auch niedrige. Wie kommt denn das?"

„Damals und heute, das kann man gar nicht vergleichen, Herr Präsident. Damals waren die Löhne

halb so hoch und die Arbeiter in Eppenhausen waren auch ohne elektrisches Licht und Badewannen selig. Die Lebensmittel waren billiger —"

„Nur die Ziegeln nicht," warf der Staatsanwalt ein.

„Die Eppenhausener Ziegelei stand von jeher mit ihren Preisen konkurrenzlos da."

Winterichs Kopf wurde dunkelrot. Er haßte die Juristen samt und sonders, daß sich aber ein Staatsanwalt Geschäftskenntnisse anmaßen wollte, das ging ihm doch über die Hutschnur. Er würdigte den smarten Herrn gar keiner Antwort, sondern fuhr gegen die Richter gewandt hustend und bellend fort: „Die hohen Preise haben die Ziegelei schließlich ruiniert. Und das war es, was ich voraussah und weshalb ich mein Amt niederlegte. Ich habe oft genug Herrn von Herwegh gewarnt, aber er hat nicht hören wollen.

Bei uns haben nur die Arbeiter etwas verdient. Aber sonst hat jeder, der nur an Eppenhausen roch, Geld verloren." Herwegh hatte sicher im besten Glauben an die Fabrik das Geld seiner Klienten hineingesteckt, und er, Winterich, behaupte heute noch, trotz der Gegenmeinungen, daß dieses Geld nicht verloren sei, sondern daß man erst einmal die neue Anlage in Schwung bringen müsse, dann würde alles noch gut werden, und die Leute bekämen ihr Geld zurück. Damit setzte sich Herr Winterich, und andere Zeugen traten auf.

Herbert entging kein Wort, keine Bewegung, kein Vorgang, und er behielt dabei seinen Bruder im Auge, der sich im Gegensatz zu dem unruhigen Kommen und

Gehen im Saal, dem Raſcheln, Fußſcharren, Verbeugen und Setzen, Aufſtehen und Reden der anderen unbeweglich verhielt. Auf ſein feines, ruhevolles Profil, das einer Statue anzugehören ſchien, fiel das Licht und ließ es hell wie Marmor leuchten, und die Sonne wob um ſein blondes Haar eine flimmernde Aureole. Wahrſcheinlich bereitete er ſeine Rede vor.

Dieſe Rede, auf die die ganze Mainzer Straße wartete! Nur ruhig Blut, Ernſt! dachte Herbert. Wenn nur die entſetzliche Hitze nicht geweſen wäre im Saal. Herbert machte ſich etwas Luft, indem er die kleine Frau mit dem wippenden Federhut vor ihm nach der Heizung drückte, worauf ſich dieſe zurückwandte und den ſchwitzenden Bademeiſter neben ihm beſchuldigte, er habe ſie geſtoßen.

Der ſchnauzte los. „Was, ich Sie geſtoßen? Da hört's doch uff! Den ganzen Morgen hab' ich mich noch nicht gerührt, weil man ſich einfach nicht rühren kann. Haben Sie Worte?“ wandte er ſich an Herbert.

Sie band erregt ihren Kapotthut feſt. „Nehmen Sie ſich gefälligſt in acht, Sie ſtoßen einem ja den Hut vom Kopf.“

„Dann nehmen Sie Ihren Deckel doch ab,“ ſagte der Lümmel, „ich hab' ja meinen auch in der Hand.“ Darüber wurde die kleine Frau fuchsteufelswild, wie alle Frauenzimmer, wenn man an ihre Hüte rührte, und er überhörte die Einführung der nächſten Zeugin.

Es war die blonde Kapitänleutnantswitwe, die ſchöne Edeltraud. Die kannte er ganz genau. Er hatte mehr

als einen Brief von ihr vom Hauptpoſtamt abgeholt unter „Nixe 102“. Jawoll ... Grüne Augen und immer in Trauer und ſeidenen Strümpfen.

Der junge Erler hatte ſie einſt heiß verehrt, und nach ihm Lutz. Aber ſie waren nicht die einzigen geweſen. Der Ruf der Dame hatte ziemlich gelitten. Seitdem befand ſie ſich meiſt außerhalb. Sie ſprach ſo leiſe, daß die Richter angeſtrengt lauſchten, die Rumpf hielt ſich die Hörtrompete ans Ohr und die ſchwarzen Augen Kollins begannen zu glitzern. Die ſchöne Witwe hatte offenbar kein Intereſſe daran, ihre internen Angelegenheiten der ganzen Stadt bekanntzumachen. Sie erklärte ſich für befriedigt, wenn man ihr Geld, das in Ziegeleiaktien angelegt war, herauszog, aber es eilte ihr nicht damit.

Sie iſt bei Kaſſe, dachte Herbert.

Denn zu ſolchen Papieren, die man auf keinem Kurszettel fand, hatte ſie kein Zutrauen.

Es wurde ihr erklärt, daß das mit allen Aktien, die frei gehandelt würden, der Fall ſei, und die Witwe ſenkte den Kopf. Das war kein Gebiet, das ſie beherrſchte ...

„Es wäre mir allerdings lieber, wenn ich vorher noch einmal mit Herrn von Herwegh darüber ſprechen könnte,“ fügte ſie unſicher hinzu, mit einem ſanften Blick nach dem Angeklagten. „Ich habe immer Vertrauen zu ihm gehabt. Er hat mich ſonſt ſtets gut beraten ...“

Sonſt hatte ſie nichts Belaſtendes auszuſagen und ſchritt erleichtert auf ihren Platz zurück, um einem

Postbeamten Platz zu machen. Dieser war heiser und schilderte unter vernehmlichem Räuspern sein ausgezeichnetes Verhältnis zu dem Herrn Rechtsanwalt und daß er persönlich nur das Beste über ihn sagen könne.

„Sie beklagten sich damals, daß Ihnen der Angeklagte versprochen habe," unterbrach ihn der Richter, „die Erbschaftssumme Ihrer Frau sicher anzulegen, und sie dann in Eppenhausener Aktien gesteckt hat. Waren Sie denn damit einverstanden, daß Ihr Geld überhaupt in Industriepapieren angelegt wurde?"

„Doch, im allgemeinen wohl, denn die machten schöne Zinsen," erwiderte der Postbeamte, „und die hat er mir auch immer pünktlich ausbezahlt. Als ich einmal in Verlegenheit war, hat er sie mir schon am fünfzehnten gegeben und mir dafür nichts berechnet. Und es ist nicht wahr, daß ich je gesagt haben soll, er wäre ein Betrüger."

„Es steht aber in den Vernehmungsakten —" Der Richter schlug eine Seite auf. „Sie heißen Erkelenz. Hier . . . Sie haben damals das Gericht beschuldigt, es zögere viel zu lange mit der Verurteilung Herweghs. „Man wird diesen Schurken sicher noch entweichen lassen. Mit den Reichen macht man Umstände, mit uns keine. In einem demokratischen Staat hätten sie Herwegh schon längst eingelocht und so weiter."

Im Publikum entstand Unruhe.

„Herr Präsident, wenn ich das gesagt haben soll, so ist das in der ersten Hitze geschehen!" sagte der

Beamte ſichtlich verlegen, „und ich nehme es hiermit zurück. Ich hatte damals nur Angſt um mein Geld.“

„Und Sie glauben jetzt, daß Sie es wiederbekommen?“

„Ja, das glaube ich, denn der Herr Herwegh iſt ein Ehrenmann. Der hat noch keinen ſitzen laſſen. Ich glaube, daß er es ſchaffen wird, ſobald er erſt einmal die Arme frei hat. Aber wenn man ihn mitten aus ſeiner Arbeit herausholt und ihn ins Gefängnis ſchafft, und fremde Leute ſich über die Geldſchränke hermachen —“

„Es ſind vom Gericht beſtellte Beamte,“ verwies ihn der Richter, „und es ſteht Ihnen nicht an, das Gericht anzugreifen. Sie ſollen nur ausſagen, wonach Sie gefragt ſind.“

„Aber man läßt mich ja nicht ausſprechen,“ wandte ſich der Mann erregt an das Publikum, „man hat auch die Damen vorhin nicht ausreden laſſen.“

„Jawohl!“ rief die Cellotante, und erhob ſich. „Ich habe auch noch etwas zu ſagen, nämlich die Geſchichte mit dem Smaragden —“

„Das hätten Sie vorhin ſagen ſollen,“ verwies ſie der Richter. „Auf dieſe Sache kommen wir noch zurück. Setzen Sie ſich, bitte. Die nächſte Zeugin, Fräulein Müller-Güth.“

Alle Köpfe reckten ſich, und während der Poſtbeamte unzufrieden, nicht alles geſagt zu haben, was er ſagen wollte, auf ſeinen Platz zuſchritt, betrat die Hochdramatiſche den Saal. Wie Walküre, die aus dem Feuerzauberſchlaf erwacht, ſchritt ſie zum Richtertiſch, um ihren Eid abzulegen, aufrecht, als trüge ſie

Schild und Speer, und ihre volle dunkle Stimme füllte den weiten Raum wie mit Orgeltönen.

„Die schwätzt ja wie ein Kerl," sagte der Mann neben Herbert.

Fräulein Müller-Güth berichtete zunächst, daß sie geschäftliches Vertrauen zu Herwegh geführt und sie ihm ihr Vermögen in die Hände gelegt habe, das bisher ihr Bankier verwaltet hatte, ehe sie ihre Amerikareise antrat.

„Wie kamen Sie dazu, einem Anwalt das Geld zu geben, statt einer Bank?"

„Mit Banken arbeite ich nicht gern," antwortete die Künstlerin. „Ich hatte viel von Herweghs guter Verwaltung gehört, besonders von seiner Einfühlung —", sie betonte das Wort mit einem Blick nach dem eisernen Staatsanwalt.

„Und von den sechs Prozent," warf der Staatsanwalt ein, der diesen Blick zurückgab.

„Gewiß, auch das."

„In welcher Weise hat man Ihnen denn Rechenschaft über das zu verwaltende Vermögen abgelegt? Sie haben in Ihrem Zeugenverhör ausgesagt, daß Sie nie einen Brief, eine Rechnung oder einen Abschluß erhalten hätten, und als Sie zurückkamen und Ihr Geld verlangten, hörten Sie, daß alles in der Eppenhausener Ziegelei angelegt sei und nicht flüssig gemacht werden könne."

„Ganz recht. Wenigstens konnte ich nicht soviel erhalten, wie ich brauchte. Natürlich war ich darüber

sehr erregt, denn von dieser Ziegelei hatte ich inzwischen erfahren, daß sie vor dem Bankrott stand. Ich wollte das ganze Kapital sofort herausziehen, und als man mir sagte, das ginge nicht, reichte ich die Klage ein."

„Bestand denn über die Verwendung Ihres Geldes keine bestimmte Abmachung?" fragte der Richter.

„Nein, ich hatte freilich gesagt," setzte sie hinzu mit einem Blick auf den Angeklagten, der vor sich hinstarrte mit einem verlorenen, traurigen Ausdruck, „daß es mir gleichgültig sei, wo er es anlege, nur müsse es sicher angelegt sein."

„Diese Eppenhausener Fabrik konnte doch niemand als etwas ganz Sicheres betrachten?" meinte der Richter.

Der Staatsanwalt räusperte sich.

„Vielleicht nicht, aber ich hatte ihm ja freie Wahl gelassen." Fräulein Müller-Güth warf dem Staatsanwalt einen feindlichen Blick zu.

„So, das ist etwas anderes." Der Richter durchblätterte ein Aktenheft. „In Ihrer ersten Aussage steht —"

Die Müller-Güth schien aufs peinlichste berührt von ihren Anklagen, die sie in ihrem ersten Zorn auf das Haupt des Anwalts geschleudert hatte und die der Richter ihr jetzt langsam und deutlich vorlas.

„Ja, so habe ich vielleicht damals gesagt. Aber inzwischen bin ich zur Besinnung gekommen," fuhr sie fort, „und muß mir sagen, daß ich an dem vielleicht entstehenden Verlust teilweise wohl selbst schuld bin."

Die Richter blickten sich an, der Staatsanwalt schob

das Tintenfaß von sich, die Referendare lächelten, und die Gerichtsdiener, die an den Wänden lehnten wie matte Fliegen, schüttelten die Köpfe. Das war ja einfach toll! Jeder Zeuge, der vorgeladen war, um Herwegh zu beschuldigen, nahm seine Anklagen zurück und entschuldigte ihn sogar.

Die Müller-Güth tat es mit Wärme. „Ich habe in Herrn von Herwegh einen der sympathischsten Menschen kennengelernt und ein durch und durch musikalisches Talent. Man muß berücksichtigen, meine Herren," sagte sie mit ihrer weithinschwingenden Altstimme, „daß man es hier mit einem ungewöhnlichen Manne zu tun hat, der außer seiner Wissenschaft noch vielen anderen Interessen diente. Er war nicht nur ein glänzender Redner und Jurist, sondern auch ein Künstler! Solche Menschen kann man doch nicht mit Allerweltsgesetzen messen!"

„Das mag alles sein," unterbrach sie der Richter, „aber hier haben wir jetzt festzustellen, wie es kommen konnte, daß man ihm dieses Vertrauen allmählich entzog."

„Ich hätte ihm mein Vertrauen entzogen?" rief Fräulein Müller-Güth und blickte sich im Saale um. „Das habe ich ja nicht einmal in meiner ersten Aussage behauptet, obwohl ich damals sehr nervös war. Ich habe nur gesagt, daß der Anwalt freie Hand über mein flüssiges Geld hatte und daß ich ihm sogar erlaubt habe, das Geld auch eventuell in einer Fabrik anzulegen. Da, wie ich nachträglich gehört habe, er

ſein eigenes Vermögen in dieſe Fabrik geſteckt hat, ſo wird er ſie doch auch für ſicher gehalten haben. Das iſt alles, was ich zu ſagen habe, und ich bitte, mich jetzt zu entlaſſen, Herr Präſident, denn ich habe Probe . . ." Das letzte Wort „Pro—obe" ſchleuderte ſie wie ein Schwergewicht in den Saal.

Sie wurde entlaſſen.

Die Wotanstochter ſchlug ihre Pelzſtola um die Schultern und verließ den Saal, gefolgt von vielen bewundernden Blicken, denn die Müller-Güth war ſeit ihrer Amerikareiſe noch um viele Grade berühmter geworden.

Herr Stolzenberg ſtand vor dem Richtertiſch. Aber er hatte nicht viel zu ſagen. Er hatte Herwegh verſchiedentlich Geld geliehen und es bis jetzt nicht zurückerhalten. Er wußte weder, wo es angelegt war, noch wie. Es ſchien ihn nicht einmal beſonders zu intereſſieren.

Er machte den Eindruck, als ſei er nur widerſtrebend vor das Tribunal geſchleppt, er hielt die Hände auf dem Rücken verſchlungen und bewegte unruhig die Finger, was der Lümmel für Befangenheit deutete, und ließ ſich jedes Wort herauslocken wie ein verſtockter Sünder, in ſeinem langen Gehrock und dem bürſtenartigen Haupthaar.

Der Richter ſah ſchließlich ein, daß hier jede Mühe vergebens war. „Sie haben alſo auch das Vertrauen in Herwegh geſetzt, daß er Ihnen das Geld auf alle Fälle ſicher anlegen würde?"

„Jawohl! Wir waren befreundet über das geliehene Geld habe ich keine Rechenschaft weiter verlangt und glaube auch nicht, daß es mir verloren ist. Im übrigen hat mir Herr von Herwegh Schuldscheine ausgestellt."

„Sie haben also hier kein besonderes Interesse daran, festzustellen, wohin es gekommen ist?" fragte der Richter. Stolzenberg bewegte die Finger heftiger.

„Nein, ich will warten, bis Herr von Herwegh seine Angelegenheit wieder selbst führt," sagte er kurz.

Bravo, Stolzenberg, das nennt man Freund!

Das ging ja heut wie in einem Kino. Jetzt stand ein fetter Magistratssekretär vor den Schranken, der von Herwegh große Versprechungen auf „Dividende und dergleichen" gemacht bekommen hatte, und seine Aktien, die er damals noch zu einem anständigen Kurs hätte loswerden können, daraufhin behalten hatte. Er hatte aber kürzlich in der Bahn gehört, daß die Backsteine wieder teurer würden und daß Erler eine neue Fabrik in die Nähe bauen wolle, er wollte daraufhin in Gottesnamen seine Aktien behalten, denn jetzt lockte man ja doch keinen Hund mehr hinter dem Ofen mit ihnen hervor und er zog seine Klage gegen Herwegh hiermit zurück.

Der alte Goldenberg mit seinem fuchsigen Hut, den er immer vor den Magen hielt, als fürchte er, daß ihm einer hinter die schmutzige weiße Weste sehen könnte, gestand, daß er zwar die Gelbsucht bekommen habe vor Ärger über die Eppenhausener Hypothekengeschichten, daß er aber seine Aktien noch zur rechten

Zeit herausgezogen hatte. Im übrigen mußte er ſagen, einen ſo anſtändigen Mieter noch in ſeinem Leben nicht gehabt zu haben wie Herrn von Herwegh. Und er begann ihn zu loben, daß Herbert die Ohren ſpitzte. Ah, deshalb war Lutz ihm neulich in Zivil in der Kochbrunnenſtraße begegnet! Der hatte den Alten richtig mal wieder breitgeſchlagen, denn im Grunde hatte Goldenberg, ſo lächerlich Herbert das auch fand, vor dem ſchönen Lutz immer eine geheime Furcht.

Die Richter und auch das Publikum hatten von einem Goldenberg etwas anderes erwartet, und der Staatsanwalt ſah ihm höhniſch nach, als er, ſobald er von ſeiner Zeugenausſage befreit war, ſich ſo raſch wie möglich aus dem Saal drückte. Die Aufmerkſamkeit wandte ſich Bantelmann zu. Der alte Herr war ſchlohweiß geworden, ſein langer Hals ragte aus einem zu weiten niedrigen Kragen heraus, und Herbert ſah unwillkürlich nach ſeiner Feder hinterm Ohr. Bantelmann ſagte aus, daß er mit Herwegh ſtets in beſtem Einvernehmen geſtanden habe und, wenn er ſich ſo ausdrücken dürfe, ſie ſogar Freunde geweſen ſeien.

Er kam dann auf den Grund ſeiner plötzlichen Entlaſſung zurück, und der Smaragd begann zu funkeln.

Die Frauen reckten die Hälſe, und Herbert, der ſich ſchon lange über den Federhut ſeiner Vorderdame geärgert hatte, benutzte die Gelegenheit, dieſen Hut einfach nach vorn überzukippen, ohne ſich um die Entrüſtung der Dame zu kümmern. Die Sache mit dem Smaragden intereſſierte ihn, und er wollte auch etwas ſehen.

Bantelmann ſprach leiſe, als ſchäme er ſich, davon überhaupt zu reden. Die ruſſiſche Fürſtin tauchte auf, ihr Kammerdiener, der den Schmuck brachte, Bantelmann beſchrieb den vierundzwanzigſten Dezemberabend, als der Kammerdiener den Schmuck zurückverlangte, und als Herwegh bei der Übergabe entdeckte, daß ein Smaragdohrring fehlte. „Und nun muß ich einen langjährigen Irrtum aufklären," fuhr Bantelmann mit erhobener Stimme fort. „Es iſt damals die Meinung verbreitet worden, jemand habe den Stein geſtohlen. Und zwar ich! Abgeſehen von der Lage, in die ich durch meine Stellenloſigkeit gebracht war, war es für mich viel ſchlimmer, daß Herr von Herwegh ſelbſt daran zu glauben ſchien."

„Ich glaube, der Angeklagte will etwas ſagen," bemerkte der zweite Richter und zeigte auf Herwegh, der ſich erhoben hatte.

Aller Augen wandten ſich Herwegh zu und dieſer ſagte kurz: „Ich wollte nur ſagen, daß ſich der Stein ja ein paar Tage ſpäter wiedergefunden hat, alſo iſt es nicht nötig, hier darüber zu verhandeln."

„Bitte, darf ich ausſprechen?" unterbrach ihn Bantelmann mit ſeiner finſteren, unbeweglichen Miene. „Ich weiß, daß der Stein wieder aufgetaucht iſt. Man hat ihn ja der Fürſtin ſelbſt wiedergebracht. Aber ich glaube nicht, daß es derſelbe Stein war. Das wollte ich dazu ſagen."

Ein Gemurmel durchlief die Reihen.

Der Angeklagte war erblaßt. Er ſchien ſich müh-

sam zu bezwingen, aufzuspringen. Zum erstenmal zeigte er Erregung. Aber er schwieg.

„Und wie stellen Sie sich denn vor, daß Herr von Herwegh die Angelegenheit geordnet hat?“ fragte der Richter, denn Herwegh rührte sich nicht.

„Er hat einen anderen Stein gekauft und ihn in Frankfurt arbeiten lassen,“ sagte Bantelmann mit der Sicherheit eines Mannes, der die Wahrheit sagt.

Ein Gemurmel entstand in der Menge, und ehe noch der Richter die Ruhe wiederherstellen konnte, trat ein Gerichtsdiener vor den Richtertisch und meldete etwas. Die Richter berieten sich. Und der erste Richter sagte halblaut zu dem Staatsanwalt:

„Gerichtsarzt Doktor Rickert bittet, als Zeuge vernommen zu werden, die Sache habe Eile.“

„Sofort vernehmen,“ sagte der Staatsanwalt. Gleich darauf führte der Gerichtsdiener Doktor Rickert in den Saal.

Man hielt sich nicht lange mit Feststellung seiner Personalien auf, sondern ließ ihn gleich sprechen.

Rickert warf einen Blick nach dem Angeklagten auf seiner Anklagebank.

„Ich komme von einer Sterbenden,“ begann er. „Die Frau hat mir eben ein Geständnis gemacht, daß sie ein Jahr als Stubenmädchen bei Herweghs war, und an jenem Weihnachtsabend, als ihre Herrschaft das Haus verlassen hatte, um zur Bescherung in die Mainzer Straße zu gehen, einen Smaragdohrring an den Fransen der Tischdecke gefunden hat, der wahr-

ſcheinlich aus Verſehen dort hängen geblieben war. Sie hat ihn an ſich genommen und hat es ſoeben geſtanden."

Eine große Bewegung entſtand. Auch Herwegh ſchaute kurz auf und ſenkte dann wieder den Kopf, wie um nichts zu ſehen.

„Die Frau, die mich von meinem ärztlichen Eid entbindet, hat mir geſagt, daß ſie bereit ſei, ſich als Zeugin vernehmen zu laſſen, ſobald ſie vernehmungsfähig ſei."

Sie hatte den Smaragd für ein paar hundert Mark einem Trödler in Aachen verkauft und ging dann über die Grenze.

Herwegh war bleich geworden. Gott ſei gelobt, ſie war es wenigſtens nicht, dachte er. Und eine Erleichterung überkam ihn, ſeine ſtarre Miene entſpannte ſich.

„Verhält ſich die Sache ſo, wie wir eben gehört haben?" fragte der Richter. Herwegh erhob ſich. „Soweit ſie mich betrifft, ja," und er ſetzte ſich wieder. Dieſe unerwartete Schweigſamkeit, die niemand von dem gewandten Verteidiger erwartet hatte, erhöhte ſeine Sympathie bei den Herren, und die Damen dachten: Er ſammelt ſich zu ſeiner Rede. Dieſes große Plädoyer erwarteten ſie mit ſolcher Spannung, daß die übrigen Zeugen nicht mehr ruhig angehört wurden. Der Saal befand ſich wie im Fieber, jeder hatte ſeinem Nachbar etwas zu ſagen. Zwiſchenrufe ertönten und verwirrten die Zeugen, und jeder Zeuge entſchuldigte Herwegh, ſtatt ihn anzuklagen.

Ja, er verteidigte ihn auch noch.

„Es ist einfach pathologisch," fanden die Referendare, sie standen an den Türen, weil kein Platz mehr im Saal war. Ein Richter nach dem anderen kam herein, um zuzuhören, alle Rechtsanwälte waren anwesend und alle sagten: „So was ist noch nicht dagewesen. Man glaubt es mit Irrsinnigen zu tun zu haben."

Der Angeklagte war der einzige, der unbeweglich blieb, mit verschränkten Armen starrte er auf die Sonnenflecke an der Wand, die matt hin und her zitterten.

„Wie bleich er ist," murmelten die Damen. „Wie verändert er aussieht," sagte die Cellotante. „Er hat sehr abgenommen in dem Gefängnis, der Arme."

„Angeklagter, ich muß Sie doch einmal bemühen, mir eine Frage etwas ausführlicher zu beantworten," nahm der Präsident wieder das Wort. „Wie verhielt es sich damals mit dem Schreibtischdiebstahl in der Nacht vom 23. September, als Sie gerade hier eingezogen waren, Mainzer Straße 4 . . .?"

Das war etwas für die Damen, die Hutfedern nickten und die Hälse reckten sich, das Weib vor Herbert zitterte vor Begierde, und es machte ihm ein platonisches Vergnügen, sich laut zu räuspern, bis sie unwillig sagte: „Halten Sie doch endlich den Mund." Er kannte diese Geschichte bereits auswendig. Aber nie hatte er sie so kurz und trocken gehört wie jetzt aus dem Munde seines Bruders, der nur Tatsachen gab.

Das Geld war in den Umzugstagen in den Schreibtisch gelegt worden, seine Mutter hatte die Schlüssel abzuziehen vergessen, die Fenster zu dem Salon, wo der Schreibtisch stand, war offen geblieben und vom Vorgarten aus konnte man bequem in die Erdgeschoßräume einsteigen, dazu brauchte man nur turnen zu können. Es war eben gestohlen worden. „Und für diesen Diebstahl hat sich niemals ein Verdachtsmoment gefunden?“ fragte der Richter und sah Herwegh fest an.

„Nein. Nie. Hausleute hatten wir keine, das Dienstmädchen ist noch heute bei meiner Mutter und steht außerhalb jeden Verdachts.“

Ernst hatte sich hingesetzt, als wolle er damit alle weiteren Fragen abschneiden, aber zum erstenmal hatte Herbert in der Stimme seines Bruders ein leichtes Zittern bemerkt.

Die Verhandlung nahm ihren Fortgang, neue Zeugen traten auf. Herbert begann sich über Ernsts Unbeweglichkeit zu ärgern. Sein Gesicht sah ehern aus, als ginge ihn alles nichts mehr an, und könnten ihn diese Beweise von Anhänglichkeit seiner Klienten weder rühren noch interessieren.

Wenn erst die Rede kommt, dachte der Lümmel, und er war erleichtert, als endlich der letzte Zeuge seinen Eid abgelegt hatte und der große Augenblick gekommen war. Die Luft war zum Schneiden dick und die Zuhörer preßten sich erwartungsvoll gegeneinander.

„Haben Sie etwas zu Ihrer Verteidigung zu sagen, Angeklagter?“

Endlich!

Der Rechtsanwalt erhob ſich und alles im Saal hielt den Atem an. Das Gemurmel ebbte ab, lautloſe Stille entſtand. Die Richter ſaßen unbeweglich wie Marionetten hinter den ſchwarzen Tiſchen, der Staatsanwalt hatte das Monokel eingeklemmt, es ſaß in ſeinem breiten, von Schmiſſen durchquerten Geſicht wie eingeſchnitzt, die Gerichtsdiener kamen aus den Ecken hervorgeſchlürft und die Federn und Blumen auf den Kapotthüten der Zeugenbänke hielten ſtill. Eine Tür wurde vorſichtig ins Schloß gezogen, ein Richter hatte ſich noch in den überfüllten Saal gedrängt und nickte ſeinen Kollegen zu. Herwegh würde ſprechen . . .

Wenn Herwegh aufſtand, um jemand zu verteidigen, machte er immer erſt eine kleine Pauſe. Die Handrücken auf den Tiſch geſtemmt, ſah er ſich um und faßte noch einmal Saal und Publikum und dann den Angeklagten ins Auge. Und aus dieſem Blick ſchöpfte dieſer arme Menſch, der auf ihn wartete wie auf den Retter, der uns vor dem Ertrinken einen Strick ins Waſſer wirft, ſeine Hoffnungen.

„Warte nur —“ ſagte der Blick des Anwalts. Und dann ſprach er, ruhig, faſt ohne Betonung, ohne Phraſen, kurz und klar. Er hatte ein wunderbares Organ, er ſprach nie laut, und doch füllte es die hohen Räume, und ſchon beim erſten Wort wußte er, er hatte ſeine Zuhörer in der Hand. Auch jetzt, da er ſich zu ſeiner Verteidigungsrede erhob, hingen alle

Blicke an seinem Mund in atemloser Erwartung. Und Herbert spürte zum erstenmal in seinem Leben Herzklopfen, er reckte seinen langen Hals, um sich kein Wort entgehen zu lassen. Na los, Ernst, dachte er, er konnte es fast nicht erwarten, wie der Bruder sie niederschmettern würde, diese Bleichgesichter in ihren schwarzen Talaren und den dicken Staatsanwalt, der so spöttisch dasaß, den Esel von Verteidiger, dem sie jedesmal, wenn er sich erhob, eins auf den Kopf gaben. Da stand er, die Handrücken auf den Tisch gestützt, ganz ruhig, und ließ den Blick durch den Saal schweifen. Da erblickte er Herbert, seinen Bruder, der, an die Wand gedrückt, ihn anstarrte, als erwarte er etwas Großes von ihm. Und dieses Gesicht erweckte ihn aus einer dumpfen Betäubung, in der er während vieler Stunden hiergesessen und den verschiedenen Stimmen zugehört hatte. Er schloß die Augen, um etwas abzuwehren, das ihn befiel. Um etwas nicht mehr zu sehen, das er sah. Er kämpfte mit einer ungeheuren Bewegung, die ihn plötzlich übermannte.

Er dachte an seine Mutter ... seine Jugend, sein Elternhaus, an seine Brüder, seine Schwester, an seinen verstorbenen Vater, dessen ernstes Bild ihn aus dem Rahmen über dem Klavier anzuschauen schien. Wie aus weiter Ferne sah er diese klaren Augen auf sich gerichtet, als wollten sie ihm sagen: Sprich, verteidige dich ... reiß dich heraus aus deiner Schuld. Aber, dachte er, wie kann ich das? Um mich zu entschuldigen, muß ich andere anklagen. Ich kann mich

nicht reinwaschen, ohne anderen die Schuld aufzubürden und das würde meine Mutter treffen.

Er rang etwas nieder, das mit Gewalt in ihm aufstieg. Dann sagte er mit fester Stimme: „Nein."

Und er setzte sich.

Eine solche Gleichgültigkeit kam über ihn, daß er weder das Summen der Stimmen vernahm, noch die verständnislosen Gesichter sah, die ihn von den Zeugenbänken und hinter der Schranke anstarrten.

Der ganze Saal war so verblüfft, daß erst tiefes Schweigen entstand. Was hat er gesagt? fragte man sich. Er hatte nichts gesagt, er hat gesagt, er habe nichts zu sagen zu seiner Verteidigung.

Und die Spannung, die Schwüle, die Atemlosigkeit löste sich in Gelächter.

Der berühmte Redner, der alle Verbrecher der Stadt und des Umkreises verteidigt hatte und sich mit seiner Kraft, seinen Nerven, seiner Ehre für sie eingesetzt, der soviel Geist, Schärfe und Witz darauf verwandte, einen Gegner abzutun, seine Klienten zu befreien, fand zu seiner eigenen Verteidigung nicht ein einziges Wort.

Die Damen waren außer sich, und auch die Männer waren enttäuscht, daß ihnen eine gute Rede entgangen war, denn die meisten waren nur hergekommen, um Herweghs Rede zu hören.

Alles machte nun seiner Enttäuschung Luft.

Die Cellotante schluchzte in ihr Taschentuch, die schöne Edeltraud mußte hinausgeführt werden von einem Referendar. Ein junges Mädchen bekam einen hysteri-

ſchen Anfall und fiel polternd über die Bank. Auch Herr Kollin war ſichtlich unbefriedigt, er machte zornige ſchwarze runde Augen und wichſte erregt ſeinen Knebelbart, als ob jemand Geld von ihm verlange.

Und jemand ſagte auf den vorderſten Bänken: „Er iſt verrückt . . .“

Ja, es war keine andere Meinung mehr im Saal. Es war alſo doch wahr, was man immer geraunt hatte. Es mußte etwas nicht in Ordnung mit Herwegh ſein.

„Ich möchte hierzu noch etwas als Arzt ſagen.“ Doktor Rickert war aufgeſtanden.

Als Herwegh Rickerts Stimme hörte, blickte er flüchtig auf. Rickert erzählte, daß er Herwegh ſchon als Primaner gekannt und beobachtet habe. „Er war ein ungewöhnlicher, ein genialer Menſch, eines der Sonntagskinder, die ins Leben treten, um Freude zu bringen und ſich Freunde zu erwerben. Hat irgendeiner von Ihnen, der hier im Saal iſt und in nähere Beziehung zu dem Angeklagten getreten iſt, in freundſchaftliche, geſchäftliche oder juriſtiſche, ganz gleich, jemals den Eindruck gehabt, es nicht mit einem Ehrenmann zu tun zu haben?“ Kein Einſpruch erhob ſich, die Männer nickten.

Er ſprach von der arbeitsreichen Jugend Herweghs. Er hatte Stunden gegeben, um ſich ein Taſchengeld zu verdienen; wenn andere ſich amüſierten, ſaß er und bereitete ſich für dieſe Stunden vor, er hatte ſein Leben der Arbeit gewidmet, er hatte als Student ſchon für ſich ſorgen müſſen; wo andere ihren Vätern auf der

Tasche lagen, hatte er für seine Familie, der er die einzige Stütze war, gesorgt. Und er, Rickert, hatte mit Angst gesehen, wie sich Herwegh eine Bürde nach der anderen auflud. „Für andere," betonte er, „nicht aus Gewinnsucht."

„Sehr richtig!" rief eine Stimme aus dem Publikum.

„Nicht für sich, nicht für sein Vergnügen hat er gelebt, denn in was hat sein Vergnügen denn bestanden? In der Ausübung der Musik. Aber wie mit der Arbeit, so hat er sich auch mit Geldangelegenheiten übernommen. Er war in alle diese Affären hereingekommen, er wußte selbst nicht wie." Er verteidigte ihn warm, wie einen Freund. Dann kam er auf das eigentliche, auf seine Krankheit, diesen Druck auf dem Hirn, den er ihm oft geklagt und der später zugenommen hatte und bei anstrengendem Arbeiten stets wiederkam. Es konnte nicht stimmen, daß Herwegh Geld veruntreute aus Interesse, es war das heillose Durcheinander seines Bureaus, seine viel zu große Tätigkeit und schließlich dieses Aussetzen der Gehirntätigkeit, das vielbeschäftigte hypernervöse Menschen charakterisiert und hemmend und störend wirkt. Er hatte seinem Bureaubeamten immer mehr überlassen müssen, man hatte seine Vertrauensseligkeit ausgenutzt, sein Vertrauen betrogen. Rickert schlug auf den Tisch. „Ja man hat ihn von allen Seiten bestohlen und betrogen. Ob man das macht, indem man ihm Aktenstücke versteckt und sich dann einen Taler schenken läßt, um sie wiederaufzufinden, oder Smaragden stiehlt. An seinen Rock-

schößen hatte eine ganze Familie gehangen, die halbe Stadt hatte er mitgeschleppt, und jeder kam zu ihm und wollte Geld haben."

„Hm, hm," räusperte sich Herr Kollin und zerzauste wütend seinen schwarzen Bart. „Unerhört, so was."

„Ich habe alles verfolgt," fuhr Rickert fort, „und habe alles kommen sehen, aber ich habe immer auf eins gehofft, daß einmal der Himmel Pech und Schwefel auf die Eppenhausener Fabrik regnen ließe und sie darunter begrübe, denn damit hatte sein Unheil angefangen. Er hatte das Beste gewollt, aber die Arbeit war ihm über den Kopf gewachsen. Seine Nerven waren schon angegriffen als Primaner, und schon damals, als er Kopfschmerzenpulver von mir verlangte, hab' ich ihm gesagt: Alle Kopfschmerzen haben eine organische Ursache. Arbeiten Sie nicht so viel. Aber er antwortete: Ich muß arbeiten. Und so war's auch. Er hatte gelebt, um zu arbeiten! Er hat sich mit eisernem Fleiß durchgerungen durch eine solche Flut von Arbeit, die die meisten, die über ihn aburteilen, gar nicht kennen!" Rickerts Stimme klang heiser. „Ich habe manches gesehen," Rickert dachte an den mondbeglänzten Weg im Walde, als der Wagen mit den beiden Glücklichen an ihm vorübergefahren war. „Ich halte Herwegh für einen hochbegabten Menschen, dessen geistige Kraft sich nur erschöpft hat und dessen Nerven nicht mehr dem Gehirn gehorchen können. Ihn zu verurteilen würde ein Verbrechen sein!"

„Sehr richtig!“ bemerkte eine Stimme aus der Zuhörerschaft.

Er schlug vor, Herwegh erst einmal einer Nervenanstalt zu überweisen, wo er sich sammeln könne und dann die Angelegenheiten seiner Klienten selbst ordnen. „Das kann natürlich nicht von heut auf morgen geschehen, man muß Geduld mit ihm haben, aber dafür, daß es geschieht, bürge ich.“

„Bravo, bravo!“ jubelte eine Frauenstimme.

„Dann wird es sich herausstellen, ob er schuldig ist. Ich glaube es jedenfalls nicht!“

*

Als der geschlossene Wagen vor dem Anstaltstore hielt und Herwegh die hohen Mauern erblickte, welche die frei in der flachen Rheinebene liegende Nervenheilanstalt umschlossen, dachte er: Nun, dahinter ist man ja sicher.

Sein Zimmer lag im zweiten Stock mit einem freien weiten Blick über Felder und Wiesen, zwischen denen sich helle Landstraßen, mit Obstbäumen besetzt, hinzogen. Ein dunkler Streifen Wald schloß die Ebene nach dem Rhein hin ab, den man durch die kahlen Buchen herüberschimmern sah. Wenn die Sonne unterging, lag der Rhein wie mit Goldglanz übergossen, und aus dem schilfumstandenen Weiher im Park glaubte er den weißen Arm einer blonden Nixe auftauchen zu sehen, mit Seerosen im Haar ... „Rheingold, Rheingold.“ Er durfte sich frei bewegen und sich nach

Belieben beschäftigen. Seine erste Frage war, ob er Klavier spielen dürfe.

Es wurde ihm vom Arzt gestattet. „Aber sonst werden Sie Ihren Nerven erst einmal völlige Ruhe gönnen müssen," meinte der.

Es war eine Abgeschlossenheit ohne Gefängnismauern, eine Stille, aus der man nicht durch das Rasseln der Wärter aufgeschreckt wurde, und seine Fenster waren nicht vergittert.

Eine tiefe seelische und körperliche Erschöpfung kam jetzt erst über ihn. Als er zum erstenmal mit dem Assistenzarzt durch den großen Anstaltsgarten ging, in dem sich unter den entlaubten Bäumen einige Gestalten in grauen Kitteln bewegten, kam ihnen die Allee herunter mit raschen Schritten ein kleiner Herr mit wehendem weißen Bart und jugendlich glänzenden Augen entgegen.

Er begrüßte Herwegh mit kräftigem Händeschütteln. „Servus, Wilhelm Kottenhan, glücklicher Besitzer der Villa Trocadero, vormals Adelheid Rumpf. Sie gestatten doch, daß ich mich anschließe," wandte er sich an den Arzt.

„Bitte," sagte dieser, denn man durfte Herrn Kottenhan nichts abschlagen. Der bewegliche Herr schritt, den Stock auf dem Rücken, neben ihnen her, lebhaft auf Herwegh einsprechend. Er war lange in Rußland als Verwalter eines fürstlichen Gutes gewesen, hatte Weltreisen gemacht und sich dann nach Rheinau zurückgezogen. „Ich hatte immer vor, Sie einmal kennen

zu lernen, hab' viel von Ihnen gehört," ſagte Kottenhan, „leider war ich ſtets beſchäftigt. Ich ſpiele mehrere Inſtrumente und habe meine Villa erſt völlig verändern müſſen, um meine Orgel darin einzubauen und die Flügel darin unterzubringen. Die Rheinauſchen Wohnungen ſind nur für Abendeſſen eingerichtet. Ich ſpiele das Cembalo, aber das Muſizieren iſt hier verboten," fügte er mit einem feindlichen Seitenblick auf den Mediziner hinzu. „Nur ein Schöpfer kann einen Schöpfer verſtehen." Er drückte Herwegh nochmals die Hand, zog ſeinen Schlapphut und war im Augenblick auf einem Seitenweg verſchwunden.

„Wer iſt das?" fragte Herwegh.

„Ein Maniker," ſagte der Arzt, „ſeine Familie hat ihn zur Beobachtung hergeſchickt, er iſt wegen Verſchwendung unter Kuratel geſtellt. Nun läuft er den ganzen Tag herum und hält Anſprachen. Alle fliehen ihn, und ſo ſchießt er plan- und ziellos in dieſem Garten umher."

„Iſt er denn geiſteskrank?"

„Nicht eigentlich, ſonſt dürfte er hier nicht frei herumlaufen. Drüben —," der Arzt wies auf eine hohe, von einem jetzt kahlen Spalier berankte Mauer, welche den Anſtaltspark in zwei Hälften teilte, „dort ſind die wirklichen Kranken. Hier haben wir nur einen mit Größenwahn, der iſt aber ganz ſtill und wandelt erhaben durch die Menge, und dieſen Narren mit ſeinem Cembalo. Er ſchreibt fortwährend Beſtellungen an Pianofirmen, die wir natürlich nicht abſchicken. Es iſt

eine Leidenschaft von ihm, Klaviere zu kaufen, und mehr wie eins braucht man doch nicht."

„Das kommt ganz darauf an, was man spielt," sagte Ernst. „Die Klavierkonzerte von Beethoven zum Beispiel verlangen eine Klavierstimme und ein begleitendes Orchester, dessen Stelle das zweite Klavier übernimmt, während der Flügel das Klaviersolo wiedergibt, und das Rondo von Chopin oder die Schumannschen Variationen sind direkt für zwei Klaviere geschrieben."

„Davon verstehe ich nichts," sagte der Arzt. „Aber es gibt Patienten, die scheinbar gesund sind, uns aber mehr Schwierigkeiten machen wie die wirklich Kranken. Dazu gehört Kottenhan. Wir haben ihm das Musikzimmer zugeschlossen, er spielte nämlich den ganzen Tag. Das ist seinen Nerven durchaus nicht gut, denn der Mensch kann nur ein gewisses Maß von Musik ertragen."

„Das kommt daher, weil er sich langweilt," sagte Ernst. „Seine Gedanken müßten abgelenkt werden." Und er beschloß, sich Herrn Kottenhan zu widmen und mit diesem Doktor nicht mehr über Musik zu reden.

Als sie an der Haustür ankamen, öffnete sich diese weit, ein großer magerer Herr, ein weißes Halstuch umgeschlungen, die Hände in den Taschen, mit rotem Bart und goldener Brille, kam die Treppe herunter und schaute mit abwesendem Blick in die Weite. Der Arzt zog den Hut und Herwegh tat höflich das gleiche. Der Rotbart warf ihm einen wohlwollenden Blick zu und schritt an beiden vorbei, mit einer Kopfbewegung dankend, wobei er den Hut aufbehielt.

„Wer iſt das?“

„Ein Bürſtenfabrikant aus Glogau, der ſich für den entthronten König von Ägypten hält.“

Und es fiel Herwegh wieder ein, wo er war.

*

Seit ſich das Rheinbabener Anſtaltstor hinter Ernſt geſchloſſen hatte, war in der Mainzer Straße wieder Ruhe eingetreten.

Es hatte ſich, wie der General prophezeit, alles wieder „gelegt“. Die Gerichtsverhandlung war zwar nur abgebrochen worden und ſollte wieder aufgenommen werden, ſobald der Befund des Pſychiaters über Herweghs Befinden abgeſchloſſen war. Aber ſie hatte doch, dank der Ausſagen der Gläubiger, Herwegh von einer Schuld entlaſtet, die ſeine Ehre als Menſch vernichtet hätte.

Frau von Herwegh, die längere Zeit bettlägerig geweſen, nahm wieder Beſuche an. Doch der Arzt hatte ihr geraten, ſich vor Aufregungen in acht zu nehmen. Sie begann ſtark zu werden, ihr Herz ertrug keine Erſchütterungen. In ihren Jahren mußte man auf ein angegriffenes Organ Rückſicht nehmen.

Sie hätte nicht die Kraft gehabt, Ernſt jetzt zu ſehen. Sein Aufenthalt in der Irrenanſtalt war gewiß ehrenvoller wie im Gefängnis, oder wenn er auf einem Schiff das Weite geſucht hätte, aber dieſen Zuſammenbruch verwand ſie nicht ſo leicht.

Ihr Haar war weiß geworden, und wenn ſie in der Sonne auf der Straße am Arm Herberts ausging,

glaubte sie, alle Blicke richteten sich auf sie: das ist seine Mutter. Dazu kam die Sorge, wie man sich jetzt einrichten sollte.

Tante Betty hatte bereits eine Mansardenwohnung für sie gesichert und Fräulein Schmidt schon mit dem Auktionator gesprochen, der die Salonmöbel bei der nächsten Versteigerung mitnehmen wollte. Trina hatte man unter Tränen gekündigt, und Frau von Herwegh suchte sich in diesem neuen Leben zurechtzufinden. Aber für eine echte Rheinländerin ist ein Leben, das auf Sparen und Entbehren gerichtet ist, kein lebenswertes mehr. Diese Rasse ist für den Lebensgenuß geschaffen. Man arbeitet hierzulande intensiver und freudiger wie sonstwo, aber zu den Spartanern gehört man hier nicht.

Von diesen Sorgen befreite sie eines Tages unerwartet Liane. Sie brachte ihr ein Bankbuch über ein Guthaben von zehntausend Mark. Sie hatte ihren Schmuck versetzt.

„Gott, Mama, ich hab' ihn immer nur als Versatzstück betrachtet."

Liane trug den rotblonden Kopf genau so hoch wie vorher, sie betrachtete ihre Lage zwar als etwas erschüttert, aber Siegernaturen lassen sich von ein paar Schicksalsschlägen nicht bezwingen. Sie gehörte nicht zu den jungen Mädchen, welche nach der ersten Jugend verblühen und reizlos werden. Für gewisse Frauen gibt es mehrere Blütezeiten, und sie stand in ihrer zweiten, gefährlichen Periode. Wenn sie darauf ausgegangen wäre, sich einen reichen Mann zu erobern,

sie hätte es ohne Anstrengung jeden Tag gekonnt. Aber es war noch nicht der Augenblick gekommen, sich zu verkaufen.

Im Herbst ging sie mit der Tessy nach Amerika, dort standen die Frauen höher im Preis.

Dann kam Lutz' großer Tag beim Concours hippique in Frankfurt.

Lutz hatte schon jahrelang die Pferde seiner Kameraden geritten, ohne daß dabei etwas anderes herausgekommen war wie ein paar silberne Trinkbecher und verstauchte Gelenke. Auf einem entzückenden neuen Pferd, das er dem alten Goldenberg so lange vorgeführt und geritten hatte, bis sich dieser „das schauderhafte Geld" vom Herzen riß, ritt der schöne Lutz in die festlich geschmückte Arena ein. Alle Blicke flogen ihm zu und tiefes Schweigen entstand in den Logen, Operngläser und Lorgnetten blitzten auf. Es war ein wundervolles Tier, braunrot mit flachgeschorener Mähne, die in der Sonne wie Gold funkelte, intelligent, nervös, lebhaft, voll Feuer mit zierlichsten Gelenken, weichen Bewegungen und jener eigenwilligen hübschen Kopfbewegung, die das Zeichen edelster Rasse ist, von einem Reiter gelenkt, der ihm in seiner unnachahmlichen Haltung mit kaltblütiger Sicherheit und geschmeidiger Eleganz scheinbar alle Freiheiten ließ, ohne sich auch nur aus dem Sattel zu heben. Sie schienen miteinander verschmolzen, aus einem Guß, Reiter und Pferd füreinander geschaffen zu sein. Beide standen im Mittelpunkt des Schauspiels, Lutz von Herwegh und Dolinka.

Die blasierte Elsbeth Erler, die aus ihrer Loge durch die Lorgnette dem gewandten und gefahrvollen Spiele dort unten zusah, hatte den eleganten Reiter nicht aus den Augen gelassen. In der Pause bat sie ihren Bruder, sie mit ihm bekannt zu machen.

Tänzelnd, mit den feinen weißen Füßen den Sand aufwerfend, kam der schöne Gaul, Schaumflocken auf dem schlanken, zitternden Leib, an die Barriere geritten, über die sich eine schlanke Mädchengestalt neigte mit glänzenden dunklen Augen. Sie nahm die Rosen von ihrem Gürtel und steckte sie dem Sieger an seine Uniform, und in dem Augenblick, als sich der ritterliche Lutz im Sattel über die feine Mädchenhand beugte, hatte er das kühle Mädchenherz im Sturm erobert. Er ritt an diesem Tag nur Siege. Bei seinem letzten großen Sieg, als alle ihm zujubelten, wurde er mit Blumen überschüttet. Elsbeth Erler stand in ihrer Loge an der Brüstung und klatschte Beifall, und Lutz senkte lächelnd die Reitpeitsche in der Ferne. Weiß Gott, an diese vielumworbene Dame hatte selbst er nicht gedacht. Nun war ihm der „große Preis von Rheinau" zugefallen, ohne daß er sich darum bemüht hatte.

*

Man glaubte es erst nicht. Ein Erler gab seine Tochter doch keinem Herwegh, dessen Namen durch den Prozeß einen solchen Beigeschmack bekommen hatte. Aber Elsbeth Erler wußte, was sie wollte. Sie war

selbständig erzogen, früh gereift und vorurteilslos. Außerdem war sie mündig und besaß von der frühverstorbenen Mutter ihr eigenes Vermögen, sie hatte ihre eigene Dienerschaft, ihr kleines schneeweißes Auto, Wagen und Reitpferde, ihr kleines Dampfboot, ihr Landhaus in Baden-Baden, und das Schloß am Rhein gehörte ihr. Sie hatte sich einfach in Lutz verliebt. Diese Verlobung wirbelte so viel Staub auf, daß man den Prozeß darüber vergessen hatte.

Der alte Goldenberg machte sich auf seinen kurzen Beinen so rasch wie möglich über den Rhein, um als erster seinem Schützling seine Glückwünsche zu Füßen zu legen. Er hatte „so was Ähnliches" immer geahnt. „Ja, ja, Goldenberg," sagte der strahlende Lutz, „es sah ja zwar auch manchmal anders aus, aber mich freut's auch für Sie, daß Sie nicht auf einer Niete sitzengeblieben sind."

Am meisten freute es ihn aber für seine Mutter, denn nun sollte sie es gut haben.

Sie konnte in der Mainzer Straße wohnen bleiben, ihr Theaterabonnement behalten, ihren Salon und ihre Trina.

Es gibt Menschen, die man beneidet, ohne daß man ihnen ihr Glück mißgönnt. Zu denen gehörten die Herweghs.

Nur eine traf diese Verlobung schwer.

Grete empfing die Nachricht von der guten Großmama, die damit aus dem Kurhaus angesegelt kam. Sie zuckte nicht, sie weinte nicht, aber es war ihr, als

sei erst jetzt ihr Schicksal besiegelt. Sie hatte die Hoffnung auf Lutz nie ganz in sich töten können. Vor einer Erler senkte sie die Waffen, denn diese war nicht nur reich, sondern auch schön.

Grete hatte ihre Wohnung in der Kochbrunnenstraße ausgeräumt und ihre Möbel beim Spediteur untergestellt, sie wohnte bei der Großmama in den Räumen der ehemaligen Konservatoristin.

Sie hatte ihre Scheidung durchgeführt, ohne sich darum zu kümmern, was die Menschen sagten. Mit einem Mann, der im Gefängnis gesessen hatte, wollte sie nichts mehr zu tun haben, was auch bei der zweiten Verhandlung herauskommen würde. Wahrscheinlich kam nichts dabei heraus, denn der Aufenthalt Herweghs in der Irrenanstalt hatte ihn in den Augen seiner Klienten zum Märtyrer gemacht.

Aber die Märtyrer waren nicht Gretes Geschmack, sie liebte die Sieger. Ach, überhaupt ... das eingeengte Leben jetzt unter den Augen eines strengen Vaters, das ewige Genörgel der Großmama, die als Katholikin die Scheidung als eine Sünde ansah, und der Anblick des Herweghschen Hauses, das sie jeden Tag von ihrem Fensterplatz aus vor sich sah ...

Wenn sie doch hinüberlaufen könnte zu „ihrer Mama", sie fehlten ihr so, die Herweghs, das gemütliche Durcheinander, die interessante Liane, selbst nach Herbert hatte sie oft Verlangen. Er war die wandelnde Litfaßsäule und wußte den Anfang aller Vergnügungen, man konnte seine kleinen Gefälligkeiten so schlecht ent-

behren, die Klingel ging ſchon wieder nicht, drei Schloſſer hatten ſie ſchon daran gehabt, ohne daß es etwas half, Herbert hätte es in fünf Minuten gemacht. Die Schmidt ſtolzierte ſo ſtolz an ihr vorbei, ſie war natürlich auf ſeiten von Ernſt, man ſah ihr ordentlich im Rücken die Bosheiten an, die ſie über die Kollins im Kränzchen verſpritzte.

Familienfehden waren ſehr unbequem, wenn man in derſelben Straße wohnte. Grete hatte ſo lange zu der Herweghſchen Wohnung hinübergeſchaut, bis ſie eines Nachmittags plötzlich ihren Pelz umnahm und hinüberging.

*

Herbert machte ihr auf. „Servus, Grete," er hatte gedacht, es wäre der Briefträger, die anderen ſaßen im Badezimmer um den Kaffeetiſch.

Frau von Herwegh ſtickte an ihrem Gobelin, der rote Schnabel des Pelikans war endlich fertig geworden. Lianes lange Handſchuhe hingen gewaſchen auf einer Schnur aufgereiht in der Ecke, und auf dem Bügelbrett lagen wundervolle neue Gewänder ausgebreitet.

„Der letzte Verſuch," bemerkte der Lümmel. Liane war im Begriff, nach Amerika zu reiſen mit der Teſſy.

Liane begrüßte Grete mit ſpöttiſchem Lächeln, das dieſe kaum gewahrte vor Herzklopfen, denn der ſchöne Lutz ſtand ihr plötzlich gegenüber, er war aus der Sofaecke aufgetaucht. Er küßte ihr die Hand. „Sieh da, Grete . . ."

Grete wurde von allen Seiten freundlich begrüßt, als ob nichts geschehen sei, und bald saß sie am Kaffeetisch unter der hellbrennenden Lampe, die einen grünen Stecknadelschirm trug.

Zwischen ihr und Lutz stand etwas wie eine leichte Verlegenheit, doch Grete war ein Stein vom Herzen genommen. Hier fühlte sie sich daheim. Der tyrannische Vater ließ sie nicht allein ins Kurhaus gehen, noch in den Tattersall, sie durfte nicht einmal nach Frankfurt fahren ins Opernhaus, und das Abonnement hatte er aufgehoben, „weil es jetzt keinen Zweck mehr hatte".

„Die arme Grete." Die gute Frau von Herwegh, die langsam, aber kunstgerecht ihre Wollfäden zog, nickte vor sich hin. „Wenn einmal Gras über alles gewachsen ist, dann nimmst du dir eine elegante Wohnung und dann kannst du auch mit mir ins Theater gehen, wir haben ja nichts miteinander gehabt."

„Du kannst sogar meinen Platz haben," sagte Liane, „denn ich gedenke dieser Welt — so oder so — bald den Rücken zu kehren."

Von Ernst sprach niemand ein Wort.

Als Grete sich endlich entschloß, heimzugehen, begleitete sie Lutz. Sie gingen eine Weile in der nebligen Dämmerung stumm nebeneinander her.

„Bist du noch böse, Grete?" fragte endlich Lutz.

Der Ton seiner weichen, dunklen, angenehmen Stimme brach ihr das Herz. Sie begann zu weinen. Jetzt erst kam ihr das volle Bewußtsein, was sie verloren hatte, ihr Unglück ward ihr in ganzer Größe klar.

„Ach, Lutz, wie hab' ich dich geliebt!"

Er zog ihren Arm unter den ſeinen und ergriff ihre Hand. Tränen ſtimmten ihn immer weich. Er konnte ſo wundervoll tröſten.

Eine dunkle Allee nahm ſie auf, in der in ſehr langen Abſtänden ein paar trübe Laternen brannten. Zuweilen fuhr ein Laſtwagen an ihnen vorbei, in der Richtung der Stadt zu, und verlor ſich in der Ferne. Rheinau lag hinter ihnen mit ſeinen Lichtern und weißen Dünſten.

Sie ſprachen von vergangenen Tagen und ihrer Liebe.

Von ſeiner verzweifelten Lage, dem Drängen Goldenbergs, der ihn zu einer Verlobung mit ſeiner Oberſtentochter gezwungen hatte. „Und dann kam der Skandal mit Ernſt. Verzeih —"

„O bitte," ſagte Grete. Sie konnte ja nichts dafür.

„Und du warſt mir ja verloren," fuhr Lutz fort. „Dein Vater hätte es ja nie zugegeben, der hat von einem Herwegh genug."

„Ja, er iſt ſchrecklich geizig," ſagte die Tochter. „Später ſoll ich mal eine Million bekommen, ohne das von der guten Großmama, aber die lebt noch ſicher zwanzig Jahre, ſie will hundert alt werden, ſie will ins Blatt kommen, ſagt ſie."

„Und ſo lang konnte ich doch nicht warten," fuhr Lutz fort. „Ich würde mich ja geduldet haben," er preßte leicht den vollen weichen Arm neben ſich, „aber Goldenberg iſt nicht ſo."

Der dunkle Schloßpark nahm ſie auf. Er war zu dieſer abendlichen Stunde leer, auf der Schloßterraſſe

fegte ein Diener welkes Laub zuſammen, das rote Schloß ſchimmerte mit ſeinen vorſchloſſenen Läden wie ein Spuk durch die Bäume. Sie wanderten engverſchlungen auf den breiten Parkwegen und verloren ſich in der ſanften Dämmerung. Sie ſprachen von künftigen Tagen und wie man dieſe Trennung ertrüge.

„Du wirſt mich nie vergeſſen, nicht wahr, Lutz?“

„Nein,“ ſagte er, „es wird mir wenigſtens ſehr ſchwer werden.“

Er zog ſie auf eine Bank, die verſchwiegen, von Gebüſch umgeben, in der Dunkelheit ſtand unter einer großen efeuumrankten Eiche. In den Wipfeln rauſchte der Wind, der vom Rhein herüberkam. Zwiſchen den dunklen Wolken kam der bleiche Mond hervor und ergoß ſein ſilbernes Licht über den verlaſſenen Park.

Hier nahmen ſie Abſchied.

Niemals war es Lutz ſo zum Bewußtſein gekommen, was es hieß, eine Vernunftheirat einzugehen. „Aber ſieh mal, Grete, die meiſten meiner Kameraden müſſen es, und die Fürſten auch. Den Königen werden die Frauen von anderen ausgeſucht. Schon aus dem Grund möchte ich kein regierendes Haupt ſein — denn ich kann mir meine Frau wenigſtens ſelbſt ausſuchen, und es iſt reiner Zufall, wenn ſolche Ehen dann glücklich werden oder nur erträglich ... denn das Leben iſt lang, und man hat auch Pflichten.“

Von Pflicht ſprach Lutz auf einmal ſoviel.

Das Wort hatte er früher gehaßt. „Die ‚mariages

d'inclination' enden auch nicht immer glücklich, Grete im Gegenteil."

„Nur bei uns wäre das anders gewesen," fiel sie ein, „denn mich kennst du, aber Elsbeth Erler kennst du noch nicht. In der Ehe verändert man sich, davon kann ich ein Lied singen."

Sie weinte in seinen Armen. Sie tat ihm leid. „Grete," sagte er, „für dich scheint auch die Sonne wieder einmal. Du bist ja noch so jung."

Alle diese abenteuerlichen Pläne von Flucht zu Schiff ins Ausland in ein neues ungewisses Leben, mit denen sie sich einst getragen, hatten einen bedenklichen Nachgeschmack, seit sie sich der Ausführung so nahe sahen. Und sie beschlossen, als echte Rheinlandskinder, auf dieser Bank am Rhein, sich in ihr Schicksal zu finden und gute Freunde zu bleiben.

Zuweilen fiel aus den Eichen ein Regentropfen herab und rann wie eine Träne über ihre Hände.

Grete hörte mit geschlossenen Augen zu. Und war es auch nur eine Stunde verstohlenen Glückes, eine solche Stunde wog alles auf!

„Leuchtende Tage — — — Sie glänzen wie ewige Sterne, als Trost für künftige Klage, glühn sie aus goldener Ferne . . ." Es war das letzte Lied, das sie Ernst singen gehört hinter verschlossener Türe . . .

„Nicht weinen, weil sie vorüber,
Lächeln, weil sie gewesen —"

Nun kann ich davon träumen, dachte sie.

*

Man mußte ſich wieder einmal um Ernſt kümmern, fand Frau von Herwegh. Dieſe kurzen Berichte des Anſtaltsarztes gaben keinen rechten Einblick in ſein jetziges Leben.

Die Mainzer Straße hatte erleichtert aufgeatmet, daß ſich Ernſt dem Geſprächsſtoffe auf einige Zeit entzogen hatte, und die Generalin konnte ihren Bekannten mitteilen, indem ſie mit dem Finger dorthin deutete, wo ſich anatomiſch nachgewieſen das menſchliche Hirn befindet: „Es war alſo doch, wie ich es immer ſchon ſagte.“

Er hatte im Gefängnis Balladen geſungen und Ballette komponiert, und Doktor Rickert hatte es ja ſelbſt vor Gericht offen ausgeſprochen. Aber es nahte der Tag, da ſich Ernſt das Anſtaltstor auftun würde. Und was dann?

Dieſe Fragen beſchäftigten ſeine Mutter des Nachts.

Zu ihrem Geburtstag war ein großer Korb prächtiger weißer Roſen eingetroffen im Auftrag von Ernſt. Der Gärtner brachte ihn kaum zur Türe herein. In der Mitte ſteckte eine zierliche vergoldete Lyra, die zwar in keiner rechten Beziehung zu Frau von Herwegh ſtand, denn ſie hatte das Klavierſpiel nur während ihrer Mädchenzeit betrieben, aber der Korb rührte ihr Mutterherz. Sie bearbeitete Lutz, nach Rheinbaben zu fahren. „Es iſt deine Pflicht, nach deinem Bruder zu ſehen. Man muß doch wiſſen, was er tut und wie er ſich die Zukunft denkt, ob er ins Ausland geht oder was er anfangen will.“ Denn hierbleiben konnte

er nicht. Sie hatte immer Angſt, eines Abends flöge die Türe auf und Ernſt ſtünde vor ihr als verlorener Sohn. „Eine zweite Herzattacke halt' ich einfach nicht mehr aus."

Darauf hatte ſich der glückliche Bräutigam denn in die Bahn geſetzt und fuhr nach Rheinbaben.

Lutz bereitete ſich eben zur Laufbahn eines Militärattachés vor, denn ſeine Braut war ſehr ehrgeizig. Während er ſeine Zigaretten rauchte, ſchaute er gedankenvoll auf die fruchtbare Rheinebene, die ſich zwiſchen Fluß und Felſenhügeln dehnte. Überall grünten die Apfelbäume, welche die langen Landwege flankierten, in den Gärten wurde fleißig gearbeitet und auf den Feldern ging der Pflug, der in der Sonne blitzte. Im Morgenwind eines heiteren Frühlingstages flatterten die Fahnen auf den Burgen, große Schleppdampfer zogen kohlenbeladen auf dem Rhein. Er ſah ihnen gedankenvoll nach, während er überlegte, wie man Ernſt auf dem Schiff nach Auſtralien bringen konnte, denn in Amerika nahmen ſie keine fragwürdigen Exiſtenzen mehr auf.

Es war den Anwälten gelungen, endlich eine klare Überſicht über die Herweghſchen Verhältniſſe zu erlangen. Aus den vielen Unternehmungen, die er geleitet hatte, hatte man wenigſtens ſoviel herausgeſchlagen, daß alle Gläubiger befriedigt werden konnten, außer Herrn Kollin, der ſeine fünfzigtauſend Mark heute noch nicht verſchmerzt hatte, die in der Eppenhauſener Fabrik verſchwunden waren.

Aber Ernſts Kaſſe war leer, und wenn er wiederkam, ſtand er vor dem Nichts. Er hatte umſonſt das Abitur gemacht, umſonſt den Referendar, den Aſſeſſor und den doctor juris, umſonſt eine geborene Kollin geheiratet und umſonſt die größte Praxis der Stadt gehabt.

Seine Ehre war das einzige, was aus dieſem Schiffbruch übriggeblieben war.

Leider konnte man davon nicht leben.

Ernſt hatte in ſeinen Briefen einmal einen Freund erwähnt, den er in der Anſtalt gefunden hatte — wo fand ein Herwegh keine Freunde? — Ernſt hatte ja Gefängniswärter beſtochen und Cellotanten bezaubert, er würde ſelbſt auf dem Schiff nach Auſtralien einen Freund finden, der ihm „in jeder Lage zu helfen bereit“ war, wie jener wunderliche Wilhelm Kottenhan, von dem in Ernſts Briefen ſoviel ſtand.

*

Es war gerade Mittagspauſe, als Lutz, von dem Wärter begleitet, durch den Anſtaltspark ging, um Ernſt zu ſuchen. Schon von weitem ſah er die Geſtalten der Kranken in den grauen Kitteln paarweiſe aus der Türe treten. Sie ſchienen den Sonnenſchein mit erlöſten Geſichtern zu begrüßen, und Lutz hätte ſich nicht gewundert, wenn ſie die Arme erhoben und „Wie herrlich iſt das Sonnenlicht“ angeſtimmt hätten. In welche Lagen kommt man durch einen Bruder, dachte er. Er trug dunkles Zivil, nur ein buntes,

zierliches Ordensbändchen im Knopfloch, der Frühstücksorden eines liebenswürdigen Fürsten.

Da sah er Ernst. Er kam die Allee herunter an der Seite eines kurzbeinigen Herrn, der, den Stock auf dem Rücken, lebhaft redend neben ihm herschritt und dessen weißer Bart im Sonnenlicht flimmerte.

„Ach, du," sagte Ernst freundlich und begrüßte Lutz. „Darf ich dir meinen Freund Kottenhan vorstellen? Er kommt aus Rußland und ist sehr musikalisch."

„Ich spiele das Cembalo," setzte Kottenhan hinzu, als wolle er sagen: ich habe Amerika endeckt.

„Soso," sagte Lutz, der keine Ahnung von der Existenz dieses Instrumentes hatte. Und er schloß sich den beiden an. Er fand Ernst besser aussehend als damals im Gefängnis. Er hatte frische Farben bekommen und schien in vergnügter Stimmung. Doch fiel ihm eine gewisse Unruhe an ihm auf. Ernst konnte keinen Schritt gehen, ohne zu sprechen, zu lachen oder ein Blatt von einem Baum zu zupfen, es zu zerreiben, um es dann wegzuwerfen.

Währenddessen erzählte Kottenhan von dem russischen Ballett und dem Wohllaut der Balalaika.

„Es ist ein Zwischending zwischen Mandoline und Laute, die Russen gebrauchen es mit großer Gewandtheit und wissen dem einfachen Instrument Töne zu entlocken —" Kottenhan rollte die grauen Augen. „Wenn Sie jemals Gelegenheit haben sollten, ein Balalaikaorchester zu hören mit dem Gesang der Wolgaschiffer, dann versetzen Sie Ihr letztes Paar Lackstiefel

und gehen hin. Die können Tänze spielen! Mit Kastagnetten, Zimbals und Tamburins!"

„Nun, unsere Militärkapellen können doch auch wahrhaftig Tänze spielen," meinte Lutz, „ich habe kürzlich das Straußorchester gehört, alles war einfach platt."

„Jawohl, platt, das ist das richtige Wort," — Kottenhan schlug mit seinem Stock auf einen im Wege stehenden Blumentopf — „aber was die Russen unter Tanz verstehen, sind Bacchanale, daß Ihnen die Augen übergehen, junger Herr."

„Waren Sie lange in Rußland?" fragte Lutz höflich, denn er fühlte, daß man Herrn Kottenhan gewinnen müsse.

„Was heißt lange?" sagte Kottenhan, „ich hatte eine leitende Stelle auf dem Gute eines Radytzkys, nicht zu verwechseln mit den Radyschis, denn das ist eine andere Linie. Fürst Iwan hielt sich meist in Petersburg auf, und durch ihn lernte ich den russischen Hof kennen."

„Du wirst ja auch bald mit Höfen zu tun haben," sagte Ernst und brach ein kleines Ästchen von dem Birnbaum am Weg, „laß dir nur erzählen."

Was soll mich in aller Welt das Gewäsch dieses Narren interessieren, dachte Lutz, aber er sagte artig, daß er begierig sei, etwas vom russischen Hofe zu erfahren.

„Wir wollen uns lieber setzen," meinte Ernst. Sie nahmen auf einer Bank am Ende des Parkes Platz, die vor der großen Wiese stand. Aber als man

darauf wartete, daß Kottenhan ſprechen ſollte, ſchlug er die kurzen Beine übereinander und ſchwieg.

„Der ruſſiſche Hof, das iſt ein großer ſchwarzer Tintenklecks, voilà tout! Von der Bedeutung eines ruſſiſchen Großgutes aber hat hier ja niemand einen Begriff. Wir hatten einen See, in dem man fiſchte. Ihn zu umrudern brauchte man ſieben Stunden, wir hatten einen eigenen Fiſchmarkt, Schulen, Kirchen, Getreidebörſen und Leſehallen, Badehäuſer, einen Zirkus ſogar und mehrere Kirchen, denn die Ruſſen ſind gläubige Menſchen."

„Es ſind ſehr viele Unrichtigkeiten über die Ruſſen verbreitet," warf Ernſt hin, der mit dem Stock im Sande Figuren zog.

„Zum Beiſpiel behauptet man, daß die Ruſſen nicht ſauber ſeien," fuhr Kottenhan fort, indem er Lutz von der Seite anſchaute, „meine Ruſſen, mein Herr, haben ſich gewaſchen von morgens bis abends, und täglich gebadet, während mein franzöſiſcher Kammerdiener, dieſer Gauner, den ich in der „Trocadero" hatte, nie zu bewegen war, das Bad zu benutzen, weil er nämlich viel zu faul dazu war. Die Ruſſen ſtreichen jedes Jahr ihr Häuschen zweimal an, im Frühjahr wird die Tenne erneuert und mit friſchem Lehm belegt, ſelbſt in den ärmſten Hütten. Wie Oſtereier glänzten dieſe Häuschen, gelb, grün bemalt blinkten ſie einem ſchon von weitem entgegen, wenn man durch die Dörfer fuhr. Ich habe die Straßen dort niemals zu Fuß betreten, man würde in dem zähen, lehmigen

Boden einfach ſtecken geblieben ſein wie in einem Sumpf."

Ernſt malte Helme in den Sand, Artilleriehelme mit dicken Knöpfen, Infanteriehelme, klaſſiſche antike Ulanenſchakos und Huſarenmützen.

„Dieſe Stulpſtiefel," fuhr Kottenhan fort, „fertigt man von einem Schnitt an und einer Qualität, von der unſere Schuſter keine Ahnung haben."

„Weshalb ſind Sie eigentlich aus Rußland fortgegangen?" fragte Lutz.

Kottenhan hatte den Schlapphut abgenommen, denn die Sonne ſchien warm. „Man kann nicht ewig an derſelben Scholle kleben. Ich wollte auch nach Ägypten. Leider habe ich von der Reiſe nicht viel mehr gehabt wie die Platzkrankheit, denn ich bekam auf einem miſerablen öſterreichiſchen Schiff während der Nilfahrt Typhus, mußte wochenlang in einer engen Kabine liegen, davon blieb ein Angſtgefühl zurück vor großen freien Plätzen, deshalb habe ich mir ja den Kammerdiener gehalten," ſagte Kottenhan.

„Er hat ihn leider ſehr betrogen," warf Ernſt hin.

„Ha! Während ich Orgel ſpielte, hat er den Apachen mein Haus geöffnet, Tag und Nacht haben dieſe Geſellen bei mir gewohnt, ich habe Wand an Wand mit ihnen geſchlafen und es nicht geahnt. Beſtohlen und ausgeplündert haben ſie mich, aber dieſe Kerls werden ja bei uns gezüchtet. Das ſind die Helden mit den roten Halstüchern und Samtweſten, für die ſich das Frauenzimmer begeiſtert, weil ſie ſo ſchön

tanzen." Und Kottenhan fügte ein vernichtendes Urteil über die Frauen hinzu.

„Man darf nicht so verallgemeinern," warf Ernst ein, „es gibt auch edle Frauen mit großen, guten Anlagen, und viele sind nur deshalb nicht gut, weil sie in falsche Hände geraten."

„Theorien," sagte Kottenhan, und setzte den Hut wieder auf, „ich kenne die Sorte. Für Sie ist die Liebe wahrscheinlich noch von jenem bengalischen Lichte bestrahlt, wie es der große Springbrunnen verbreitet, der an Sommerabenden im Kurgarten aufsteigt. Ich habe immer ein Gleichnis darin erblickt, daß man das kleine Lichtermännchen auf dem Funkenseil über das Wasser wandern läßt, bis es die Fontäne erreicht, die das Männchen anlockt mit ihrem sanften Geplätscher. Hat es sie aber erreicht, dann erbleichen die Sterne, und das Männchen purzelt vornüber in das Wasser, das nur ein schmutziger Teich ist. Die Liebe ist ein chemischer Prozeß, der durch eine von den Keimdrüsen gebildete Substanz im Gehirn veranlaßt wird. Das ist das ganze Geheimnis."

„Sehr richtig." Ernst köpfte eine Marguerite, nach der er lange mit der Stockkrücke geangelt hatte.

„Als er herkam," fuhr Kottenhan fort, „glaubte er, das Leben sei für ihn zu Ende. Und dieses sei der letzte Akt. Aber ich habe ihn eines anderen belehrt, denn für ihn beginnt es erst jetzt."

„Natürlich," pflichtete Lutz bei, erleichtert, endlich auf das Ziel loszusteuern. Er fragte sich nur, ob dieses

neue Leben in Rußland, Ägypten oder Auſtralien beginnen ſollte.

„Weg mit dem Ballaſt alberner Rückſichten und Vorurteile!“ fuhr Kottenhan fort. „Für mich gibt es keine Rangunterſchiede,“ er warf einen Blick nach dem Ordensbändchen. „Was kann ich dafür, daß ich einen Bruder oder eine Schweſter habe? Man lebt doch zunächſt ſich ſelbſt. Wieviele Opfer hat ſchon die Familie gefordert! Wieviel wertvolles Material iſt in ihrer Enge erſtickt, und meiſt wird zu ſpät erkannt, was der Verlorene der Familie wert war.“

Aha, dachte Lutz, darauf geht es hinaus.

„Schon die Hiſtorie lehrt es. Wie hat man über einen Henri quatre gezetert zu ſeinen Lebzeiten! Er ſagte fünf Tage vor ſeinem Tode — er wurde bekanntlich von einem gewiſſen Subjekt François Racaillas ermordet auf einer Ausfahrt in der offenen Karoſſe: ‚Vous ne me connaissez pas maintenant, vous autres.‘ Aber eines Tages werde ich ſterben und dann werdet ihr erkennen, was ich wert war.“

„Ja, ſolche Erkenntnis kommt meiſtens zu ſpät,“ gab der geſchmeidige Lutz zu. „Jedenfalls ſind Sie um Ihr Wiſſen zu beneiden, das Sie auf Ihren Reiſen bereichern konnten.“

„Ich habe Geſchichte ſtudiert, das iſt alles, und habe die Welt nicht zu meinem Vergnügen durchquert, denn was das betrifft,“ ſetzte Kottenhan verächtlich hinzu, „wie manchen mühſamen Weg muß man machen, um Dinge zu ſehen, die man trockenen Fußes alle

hätte daheim ebenſogut ſehen können. So iſt es auch mit den Höfen. In der Nähe verblaßt die Pracht manches Hermelinmantels. ‚J'ai vu le roi! ſagte bekanntlich Madame de Simier, ‚mais je n'ai pas vu Sa majesté!'"

„Ich kenne die Dame nicht," ſagte Lutz.

„Ich auch nicht," ſagte Kottenhan, „denn ſie iſt ſeit mehreren Jahrhunderten tot. Was bedeuten mir Orden! Fürſtlichkeiten haben mir ein halbes Dutzend angeheftet, ich trage ſie nie. Stehe auf dem Standpunkt Friedrichs des Großen: ‚Mon Cordon bleu est comme la grâce efficace. Il se donne et ne se mérite pas.'"

„Sehr fein," bemerkte Lutz, und ſah zu, wie Ernſt ſeine Marguerite ſorgfältig im Sand begrub.

„Ja, dieſer König," fuhr Kottenhan fort. „Kennen Sie ſein Sonett über den rechten Gebrauch der Glücksgüter? Nein? Dann kennen Sie gar nichts von ihm, denn er hat ja nicht nur Kriegsgeſchichte 'geſchrieben. Das größte Traumbild iſt für mich verblaßt. Stiller Beſchaulichkeit ganz hingegeben, meid' ich der Menſchen Zudrang, Lärm und Haſt —' beginnt es, ich kann es Ihnen nicht vordeklamieren, es iſt zu lang. — ‚Das Glück,' ſagt er ein ander Mal, ‚iſt ein ſchlimmes Gift, kann es den Geiſt mit Hirngeſpinſten nähren, ſo muß es auch des Beſten Sinn verkehren.' Da reden ſie immer von Goethe! Ich leſe nur Friedrich den Großen. Wer war Goethe? Ein Miniſter, der Steine ſammelte."

„Er hat uns aber den Faust geschenkt," warf Ernst ein und zog Kreise um seine tote Marguerite.

„In seinen Werken, ich spreche natürlich von dem König, können Sie alles finden, Wissenschaft, Kunst, bis zu den einfachsten Kriegsregeln, und alles betrieb er, und nicht als Dilettant, sondern als Meister. Er hat sich auch nichts aus Shakespeare gemacht, er war ihm zu roh."

„Shakespeare?"

„Jawohl, auch Byron ist meiner Meinung, denn er schreibt bekanntlich an seinen Freund Mor, als er sich über die blasierte englische Gesellschaft belustigte: ‚Sie treiben Bilder, Geschmack, Shakespeare und Glasharmonika, haha! In dem ‚Wintermärchen' bin ich noch immer eingeschlafen, wie in Dramen von Schiller.'"

Lutz brach eine Lanze für „Don Carlos," der eben im Königlichen Theater mit Kainz als Marquis Posa gegeben ward.

„Dieser Theatermarquis," Kottenhan spuckte aus, „was ist er denn eigentlich? Eine historische Figur? Keineswegs. Ein Spanier? Erst recht nicht, denn ich kenne die Spanier! Dieser Posa ist dem spanischen Charakter völlig fremd, es ist ein deutscher Enthusiast. Schiller wäre besser nach Spanien gegangen, ehe er den ‚Carlos' schrieb. Diesen sentimentalen Ritter würde kein Philipp der Zweite angehört, geschweige denn zu seinem Vertrauten gemacht haben, denn die spanische Etikette — mein Herr, wissen Sie, was die bedeutet? Halseisen, sage ich. Der Verkehr

mit Höfen ist nicht so einfach, wie Sie sich das vorzustellen scheinen."

Kottenhan hatte die Daumen in die Westenärmel gesteckt und kniff das rechte Auge zu. „Es gehören dazu gewisse Talente, welche dem Ehrgeizigen nötig sind, zum Beispiel die Kunst, denen zu schmeicheln, die man verachtet. Die Geduld, die Herablassung eines Dummkopfes zu ertragen. Die Leichtigkeit und Überwindung, das Gegenteil von dem zu reden, was man denkt, und eine philosophische Gleichgültigkeit für die stations prolongués in den Antichambres."

Damit verabschiedete er sich und war im nächsten Augenblick unter den Bäumen verschwunden.

Und Lutz konnte nun endlich mit Ernst reden.

Aber kaum hatte er von dem Schiff angefangen, als Ernst sich erhob. „Wir wollen lieber gehen, es spricht sich besser im Wandern," schlug er vor, und sie gingen nach dem Weiher herunter.

„Du glaubst gar nicht, wie wohl ich mich hier fühle," sagte Ernst und schob seinen Arm in den des Bruders, während sie am Waldesrand hinschritten.

„Ich habe viele gute Freunde hier, die Ärzte sind so nett mit mir, und ich darf musizieren, soviel ich will ... den anderen ist es verboten ... aber ich habe erklärt, daß ich verrückt würde, wenn ich nicht täglich spielen könnte." Er blieb vor dem kleinen schilfumrahmten Weiher stehen. Hier mußte Wagner die Idee zum „Rheingold" gekommen sein. „Rheingold, Rheingold, wie hell du einst strahlest ...

Nacht liegt in der Tiefe, einst war sie hell," sang er laut.

„Und was man für Studien hier machen kann, die interessantesten Exemplare sind im Nachbargarten. Es sind Phänomene darunter, zum Beispiel ein Student, der eine mathematische Preisaufgabe gelöst hat. Ich gehe oft mit ihm spazieren. Man muß sich dieser armen Menschen etwas annehmen. Sonntags spiele ich Harmonium beim Gottesdienst und abends musizieren wir oft beim ersten Arzt, seine Gattin hat eine herrliche Altstimme, überhaupt so viel vernünftige Menschen wie hier habe ich in meinem Leben noch nicht gefunden. Alle kommen zu mir mit ihren Wünschen und Beschwerden," fuhr er fort mit einem glücklichen Lächeln, „oder denkst du, daß wir hinter diesen Mauern etwa den alten Menschen ablegten und mit diesem grauen Kittel einen neuen Menschen anzögen? Nein, mein Lieber, so einfach ist das nicht, man muß ihnen immer zureden, glätten, glätten," er machte eine Handbewegung, als bügle er einen Stoff. „Sie sind mißtrauisch, besonders gegen die Wärter, und können die Ärzte nicht leiden. Wenn du dich dafür interessierst, sie gehen eben dort drüben spazieren."

„Nein, danke," sagte Lutz. Er hatte genug von Kottenhan. Auch war es Zeit zum Zuge. Die Brüder verabschiedeten sich an der Parkmauer. „Kann ich dir denn nicht behilflich sein, hast du keinen Wunsch, Ernst?" fragte Lutz, „du weißt ja, ich bin jetzt in der Lage."

Ernſts Lächeln verſchwand. Er ſchloß die Augen, wie man Fenſterläden ſchließt, um das Licht nicht herein zu laſſen.

„Ich danke dir, Lutz," ſagte er und ließ deſſen Hand los. „Ich habe alles, was ich brauche."

Lutz ging, ſein Kopf war wie benommen.

Und auf der Heimreiſe dachte er: Bin ich nun verrückt oder Ernſt?

Frau von Herwegh, die ihren Sohn auf dem Bahnhof erwartete, unruhig, was er bringen würde, war von Lutz' Bericht ſehr enttäuſcht.

„Aber haſt du ihm denn nichts geſagt von deiner Verlobung und von Auſtralien?"

„Ich habe ihm alles geſagt," antwortete Lutz, „aber er hat gar nicht zugehört. Es hat eigentlich immer nur ein Herr Kottenhan geſprochen."

*

Es war nach den vielen Angeboten, die auf die Annonce im „Rheiniſchen Kurier" eingelaufen waren, erſt ſo leicht erſchienen, ein gebrauchtes Piano zu bekommen. Nun lief die Generalin mit ihrer Nichte ſchon ſeit drei Tagen in der Stadt herum, ohne das zu finden, was ſie finden wollten.

Es ſollte nämlich braun ſein, weil es zu den Nußbaummöbeln der Generalin paſſen ſollte, dann ſollte es tadellos erhalten ſein und außerdem auch billig. Aber die Pianos, die ſie in Familienpenſionen, Gaſthäuſern und Cafés ſahen, waren nur abgeſpielt und meiſt waren ſie auch ſchwarz.

Auf ihren Irrfahrten waren sie einmal in ein auffallend stilles Haus gekommen, in dem es streng nach Tannengrün duftete und dessen Besitzer sich gerade in der letzten Nacht erschossen hatte. In einer Villa auf der Bellevue hatte sie ein sonderbarer alter Kauz in einer Art Mönchskutte mit langem weißem Bart, der nach Äther roch, durch seine mit byzantinischem Geschmack eingerichtete Villa geführt, in deren Unterstock allein fünf Pianos standen. Die Generalin rechnete ein Cembalo, eine Orgel und ein Harmonium ohne weiteres zu den Klavieren, und sie waren froh, unversehrt aus diesem unheimlichen Hause herausgekommen zu sein. Und einmal hatte sie in einem verwahrlosten Garten eine Bulldogge angefallen. Schließlich waren sie in der Goldgasse gelandet, wo in Nummer dreizehn ein tadellos erhaltener Kaps als besonders preiswert gerühmt war.

Man hatte die Anzeige anonym aufgegeben, denn die Mainzer Straße brauchte nicht zu erfahren, daß Generals ein gebrauchtes Piano suchten. Zu den Musikstudien der Nichte, die eigens deshalb aus Thorn gekommen war, wollte die Generalin nicht ihren guten Bechstein hergeben. Wie konnte ein Mensch nur in ein Haus ziehen, das diese Unglücksnummer trug? Es war ja geradezu eine Herausforderung an das Schicksal.

Endlich hatten sie das Haus gefunden, es war ein dreistöckiges Eckhaus, dessen Eingang rechts und links mit allerlei Plakaten bepflastert war, auf denen sich

ein Zahntechniker, ein Hühneraugenoperateur und ein Kunstmaler anzeigten, und in dessen Parterre sich rechts ein Friseurgeschäft und links eine Maskenverleihanstalt befanden.

Der lange Flur mündete auf eine Tür, hinter der man Schreibmaschinengeklapper hörte, und war so finster, daß man die Klinke kaum fand. Die Generalin klopfte mutig an und öffnete. Zwei Schreiber klapperten auf ihren Maschinen. Am Ofen saß eine Dame in tiefer Trauer, eine Handtasche auf dem Schoß. „Sind wir hier recht, wir kommen wegen eines Klaviers?“ fragte die Generalin.

„Jawohl,“ erwiderte der Schreiber und wies mit dem Lineal nach einer Türe. „Gehen Sie nur durch, in dem letzten Zimmer steht es.“ Irgendwo wurde Klavier gespielt, so gingen sie diesen Klängen nach. In dem nächsten Zimmer verhandelte ein älterer hagerer Herr mit langem Hals, der der Generalin merkwürdig bekannt vorkam, mit einem verweinten blonden Mädchen und einer hochgradig erregten Mutter.

Beide redeten auf das verschüchterte Mädchen ein.

„Der Herr Doktor wird in der Ausstellung sein,“ bemerkte der magere Herr.

Im nächsten Raum, der mit Bücherregalen bis an die Decke tapeziert war, stritt eine bäuerisch gekleidete Gesellschaft sich mit einem Polizisten heftig um einen alten Schrank. Das Objekt des Kampfes stand mitten im Zimmer. In dem nächsten Zimmer war endlich niemand, und man hörte das Klavier im Nebenzimmer

klingen. Die Generalin ſchaute ſich um. Über einem gedeckten Kaffeetiſch brannte noch die Hängelampe, obwohl es bereits taghell war. Das Zimmer lag nach einem dunklen Hofe hinaus, der mit einem Kiſtenberg verbaut war. Auf dem Büfett ſtand ein angeſchnittener Baumkuchen und ein Schinken. Daneben lag die Partitur von Toska, ein bläulicher Duft nach Zigaretten ſchwebte in der Luft.

Eine rote Portiere ſchloß das Zimmer nach einem dunklen Alkoven hin ab, hinter der man ein Bett ſah. Die Generalin ſchüttelte den Kopf. Irgend etwas lag in dieſer Luft, das ihr bekannt vorkam, und da ſie gegen Verſchwendung, auch bei anderen, war, drehte ſie zunächſt einmal die Lampe aus.

Das Klavierſpiel brach ab, drinnen wurden Stühle gerückt, die Tür öffnete ſich, ein kleiner dicker Herr im Automantel betrat das Zimmer. „Nein, Doktor, über den ‚Fidelio‘ einigen wir uns nicht! Da ſind wir entſchiedene Antipoden.“ Er wand ſich mit einem „Pardon“ durch das vollgeſtellte Zimmer an ihnen vorbei, „a rivederci“, drückte die Reiſemütze auf ſeinen Haarſchopf und verſchwand.

Die Generalin ſtand wie eine Statue. Die Lorgnette ſank herab, denn der zweite Eingetretene war Ernſt von Herwegh, und ſie befand ſich in der peinlichen Lage, nicht zu wiſſen, ob ſie ihn kennen ſollte oder nicht.

Herwegh enthob ſie dieſer Verlegenheit, indem er die Damen mit liebenswürdiger Handbewegung auf-

forderte, ihm in den Salon zu folgen. „Es ist dort heller, und die übrigen Räume sind besetzt.“

Er ließ die Damen vorangehen, ohne erkennen zu lassen, ob er die Generalin erkannt hatte oder nicht, und warf einen flüchtigen Blick auf die jüngere mit den spitzen Ellbogen. Sicher eine Nichte, dachte er.

In dem großen hellen Eckzimmer, dessen Glastüre auf die Kochbrunnenstraße ging, hingen die Wände voll Ölgemälde. Die Sonne leuchtete auf saftig grüne Landschaften und die weißen Nacken badender Frauen, und der Blick der Generalin fiel gerade auf einen trunkenen Silen, der die halbe Mittelwand einnahm. In der Mitte des Raumes stand ein offener, mit Noten bestreuter Flügel und in einer Ecke das braune Klavier.

„Ich bitte um Verzeihung, wenn ich die Damen warten ließ,“ Herwegh schob ihnen zwei Sessel hin. „Direktor Reimann hielt mich auf. Er ist der Leiter des Odeontheaters.“

„Ich dachte, das sei im Konkurs,“ sagte die Generalin, die kerzengerade, ohne sich anzulehnen, in ihrem Sessel saß.

„Bei dem letzten Besitzer, aber seit Reimann es hat, blüht es auf. Mit was kann ich den Damen dienen?“

„Wir wollten das Klavier sehen,“ sagte die Generalin. Die Lorgnette zitterte in ihrer Hand und sie fühlte ihr Herz pochen.

Ernsts Miene, die sich bereits in juristische Falten gelegt hatte, hellte sich auf. Er ging auf das braune Instrument zu, schlug ein paar volltönende Akkorde an.

„Meine Nichte beſucht das hieſige Konſervatorium, ſie muß täglich acht Stunden üben, und da haben wir gedacht — hm — es ſind teure Zeiten," die Generalin ſuchte nach Worten, „und dann war auch kein Schild am Haus — —" Zum erſtenmal in ihrem Leben fand ſie keine Worte. Sie war wie vor den Kopf geſchlagen. Die Nichte ſah ihre Tante erſtaunt an. Wozu dieſe Erklärungen vor einem Mann, der Klaviere verkaufte?

„Vielleicht ſpielen Sie uns einmal etwas vor," meinte die Nichte, welche, die Hände in die Taſchen ihres braunen Regenmantels verſenkt, lang aufgeſchoſſen in dem hellen Zimmer ſtand.

Die Töne perlten unter ſeinen Händen. „Fidelio," erklärte er zurückgewandt, „das iſt doch der Höhepunkt. Ich habe ihn geſtern gehört."

„Hier," fragte die Generalin entſetzt, „im Königlichen Theater?"

„Jawohl, gnädige Frau, ich ging mit Reimann hin. Er behauptete nämlich, ‚Fidelio' ſei der äußeren Form nach veraltet. In gewiſſem Sinne hat er auch recht, Beethoven hatte ſich damals noch nicht aus den alten Formen herausgewagt und der Text iſt ja auch ſtellenweiſe ſteif und zopfig." Herwegh ließ rauſchende Melodien erklingen. „Er rang noch mit der Form, aber er erfüllte das Werk mit ſeiner mächtigen Perſönlichkeit. Hören Sie nur, dieſe Chöre, ich deute das Orcheſter mit der linken Hand an, das Klavier hat eine wunderbar tiefe Lage."

„Und wieviel ſoll es koſten?“ fragte geſchäftsmäßig die Nichte.

„Fünfhundert,“ ſagte Herwegh, weiterſpielend. „Es iſt die vollkommenſte Oper, die es gibt, aber die Leonore muß man von der Müller-Güth gehört haben, ſie hat ſich ſeit Amerika noch vervollkommnet.“

„Wie gefällt es dir?“ fragte die Generalin, ihrer Nichte mit Augenwinken bedeutend, daß es ihr um Gottes willen nicht gefallen durfte. Aber dieſe ſchien nicht an Augenſprache gewöhnt zu ſein und antwortete: „Sehr gut, Tante, es iſt nicht teuer, und dann iſt es auch braun.“

Die Generalin lächelte gezwungen.

„Ich habe es von einem Freund übernommen, der ein Piano nie länger wie ein Jahr behält. Es hat eine ungewöhnlich volle obere Lage, hören Sie, wie die Tenorſtimme des Quintetts herausklingt.“

„Nur die Mittellage iſt etwas abgeſpielt,“ bemerkte die Nichte.

„Gewiß, mein Fräulein, es iſt ja auch kein neues Inſtrument. Wenn Sie dasſelbe bei Herrn Stolzenberg kaufen, koſtet es tauſend Mark, der Reſonanzboden iſt ausgezeichnet, und innen iſt es tadellos.“ Ernſt kniete auf den Boden nieder und ſchraubte raſch den unteren Einſatz ab, mit einer Gewandtheit, die die Generalin lebhaft an das Zigarrenkiſtenexperiment erinnerte, und ſtellte den Deckel ſamt den daranſchwebenden Lampen zu ihrem Entſetzen auf das hellſeidene Empireſofa unter die badende Nymphe.

„Der linke Dämpfer iſt lahm,“ fand die Nichte.

„Das läßt sich leicht ausbessern," versicherte Herwegh. „Wenn es gestimmt ist, klingt es wie ein Blüthner. Ich schicke es Ihnen nur in tadellosem Zustand, darauf können Sie sich verlassen."

„Stimmen Sie auch Klaviere?" fragte die Nichte.

Auf Herweghs Gesicht erschien ein flüchtiges Lächeln. Er schlug ein paar Mollakkorde an. „Meine eigenen Instrumente stimme ich stets selbst," erwiderte er, „sonst besorgt das immer noch Herr Stolzenberg in der Badhausgasse. Es kostet fünf Mark."

„Wir wollen es uns einmal überlegen," sagte die Generalin und brach auf. Da sie nicht wußte, ob sie Herwegh die Hand reichen sollte oder es bei dem Inkognito belassen, knüpfte sie nervös an ihrem Schleier, und als sie den Spiegel suchte, traf sie wieder diesen abscheulichen betrunkenen fetten Silen. „Sie haben sich ja eine ganze Gemäldegalerie angelegt," konnte sie sich nicht enthalten, hinzuwerfen.

„Die Bilder gehören nicht mir, gnädige Frau, ich nehme sie mir bekannten Malern ab und verkaufe sie wieder. Auf diese Weise habe ich schon manchem armen Künstler aus der Bedrängnis geholfen und mir" — er wies auf die Bilder — „einen großen Genuß verschafft. Wenn Sie sich die Sachen einmal näher ansehen wollen —"

Aber die Generalin war schon an der Türe. „Nein, danke," sagte sie, „wir haben es eilig. Aber gibt es denn Leute, die sich solche Bilder," sie wies mit dem Sonnenschirm auf die dicken belgischen Pferde, deren Leiber

mit roten und blauen Kleckſen bedeckt waren, „ins Zimmer hängen?“

„Gewiß, gnädige Frau, ſoeben habe ich noch die Nymphe verkauft. Der Geſchmack iſt verſchieden und jeder Maler hat ſeinen eigenen Standpunkt, den man achten muß, wenn man ihn auch nicht teilt.“

„Aber wenn Sie dieſe entſetzlichen Machwerke mit den ſchönen alten — Rembrandts will ich nicht ſagen, denn der hat auch manchmal merkwürdige Bilder gemalt —, aber zum Beiſpiel mit Anton Wernerſchen Gemälden vergleichen, die in unſerem ſtädtiſchen Muſeum hängen! Wie haben dieſe Meiſter gemalt! Da ſieht man jedes Haar und jede Stiefelfalte.“

„Gewiß,“ gab Ernſt zu, „beſonders Stiefelfalten. Aber die jungen Maler, die bei mir ausſtellen, ſind der Anſicht, daß man die ganzen Muſeen ſamt ihren Bildern verbrennen müſſe, weil ſich das Publikum den Blick durch ſie derartig verwöhnt habe, daß es die neue Kunſt gar nicht mehr einzuſchätzen vermag.“

„Nun, dieſer alte Trunkenbold, der die halbe Wand einnimmt, der iſt doch einfach häßlich! Wie kommt ein junger Mann dazu, ſolch ein Laſter zu verherrlichen?“

„Das Bild iſt eine Kopie nach Rubens,“ wandte Herwegh ein.

„Um ſo ſchlimmer,“ ſagte die Generalin und verabſchiedete ſich. Sie durchmaß die Zimmer hocherhobenen Hauptes, ſo daß die Nichte nicht einmal mehr dazu kam, dem freundlichen Herrn für ſeine Mühe zu danken.

„Eliſabeth," ſagte die Generalin, als ſie aus dem Hausgang auf die Straße trat, „weißt du, wer das war?" Sie ſtand mitten in dem Gedränge ſtill. Aber ſchon hatte ſie ein neuer Schreck getroffen, denn ihre Augen erblickten ein blankes, großes Meſſingſchild am Eingang des gegenüberliegenden Eckhauſes neben dem Café Tannhäuſer.

„Ernſt Ehrlich, Rechtsanwalt und Notar," ſtand dort in großen Lettern. Sie fand keine Worte mehr, jetzt ſah ſie erſt, daß das Herweghſche Haus zwei Eingänge hatte. Sie waren in der Goldgaſſe eingetreten und kamen in der Kochbrunnenſtraße heraus. Und in dieſem dunklen Hauſe, zwiſchen dieſem Konſortium von Klienten, die ſeine Warteräume füllten, in dieſer Sphäre lebte er jetzt. Arme Frau von Herwegh! Dazu zieht man Söhne groß! Er mußte jedes Gefühl verloren haben, wenn er gegenüber ſeinem früheren Hauſe ſein neues verlorenes Leben aufbaute. Er ſchien ſeinen Einzug ganz geheimnisvoll betrieben zu haben, kein Schild war an ſeinem Haus befeſtigt. Ihr ſchwindelte. Sie winkte der heranfahrenden Straßenbahn, die ſie faſt überfahren hätte, erregt mit dem Sonnenſchirm. „So halten Sie doch, ſehen Sie denn nicht, daß wir mitwollen?"

Als ſie endlich ſaßen, erzählte ſie der Nichte Herweghs Geſchichte. Dieſer Mann, welcher ihnen ſoeben aus dem „Fidelio" vorgeſpielt, auf deſſen Hochzeit ſie Quadrillen getanzt, mit deſſen Schwiegervater ihr eigener Mann Brüderſchaft getrunken hatte, kam aus der

Irrenanstalt. „Und du hast ihn früher einmal bei uns zu Tisch gehabt, Elisabeth!"

„Ach, deshalb kam er mir so bekannt vor," sagte die Nichte. Wie konnte ein Mensch so tief sinken, daß er Klaviere verkaufte!

*

Es waren zwei linke Handschuhe, die Fräulein Schmidt in der Aufregung erwischt hatte, und als sie wieder zurückkam, um nach dem richtigen zu suchen, bekam sie die verflixte Schublade nicht zu.

Die Katze stand neugierig mit aufrechtstehendem Schweif daneben, während sich das erhitzte alte Fräulein vergeblich bemühte, den Sonnenschirm zu finden, den sie doch soeben neben die Tür gestellt hatte. Nun hatte sie ihn, da verwickelte sich ihr Kneifer in dem gehäkelten Pompadour.

Himmelherrgott nocheinmal.

Die Katze floh unter den Tisch.

Immer, wenn man sich eilen wollte, kam einem das verwünschte Tier zwischen die Füße. So, nun war sie bereit.

Wie sie in und aus der Straßenbahn gekommen war, wußte sie nicht, ihre Gedanken waren in Aufruhr, sie sprach laut vor sich hin, als ob sie jemand ins Gewissen rede. Ohne den dicken Wirt des Café Tannhäuser, der an der Türe stand, eines Blickes zu würdigen, betrat sie das Haus des Anwalts Ehrlich. Es lagen neue Kokosläufer auf der Treppe, und alles sah verändert

aus. Das Wartezimmer war leer. Sie bemerkte es mit Genugtuung.

Ein Schreiber führte sie zu dem Herrn Rechtsanwalt, der in seinem Bureau die Zeitung las.

Sie sah ihn fest an. Das war er also, Ehrlich, der ihn zu Fall gebracht, der die ganze Geschichte angezettelt hatte, und er war schuld, daß Ernst jetzt nicht mehr hier saß.

Ihre Angelegenheit war rasch erledigt. Sie legte das Geld auf den Tisch. Das Opfer brachte sie mit Freuden. Den juristischen Rat, den ihr Ehrlich in seiner trocken sachlichen Weise erteilte, wußte sie schon seit zwanzig Jahren.

Durch Liebenswürdigkeit bekam der keine Klienten. Er machte es mit der Korrektheit. Nun ja —

Die Warteräume waren noch leer, als sie hinausging. Die Rache der Götter, dachte sie. Dann stand sie vor dem Eckhaus Nummer dreizehn. Wie ein spitzes Bügeleisen schob es sich in die enge Straße hinein. Mit seinen buntbeklebten Fenstern, hinter denen blaue, grüne und gelbe Anzeigen hingen, glich es einer großen Litfaßsäule. Ein echt Goldenbergsches Haus. Diese Halsabschneider hatten ja auch bezüglich ihrer Häuser kein Ehrgefühl. Sie gab sich einen Ruck und trat ein.

Wie die Generalin gesagt hatte, tickten im ersten Zimmer die Maschinen, und die Schreiber saßen bei ihrer Arbeit. Eine Anzahl Männer standen wartend an den Wänden. Einer hatte einen dick verwickelten Kopf. Das kam von den ewigen Kirmessen.

„Sie wünschen?“

„Ich komme in einer Privatangelegenheit,“ sagte sie, „und will den Herrn Doktor selbst sprechen.“

Der Schreiber wies sie in ein Zimmer, in dem ein junger Schreiber die Aktenregale durchstöberte, was ihr ein unbehagliches Gefühl verursachte. Das dritte Zimmer war leer.

„Gehen Sie nur hinein,“ sagte der Schreiber, der sehr beschäftigt schien, „der Herr Doktor wird gleich kommen, er ist mal fortgegangen, das Haus hat nämlich zwei Ausgänge.“

So sieht es auch aus, dachte sie, und sie sah sich um. In diesem Alkoven schlief er jetzt, in diesem dunklen Loch. Auf dem gedeckten Tisch lag ein Kragen, an dem noch eine blaue Krawatte hing, daneben ein Stapel Broschüren. „Die verbrecherische Anlage“, „Über die Formen der krankhaft moralischen Abartung“, „Behandlung der Paralyse“.

Gott steh' mir bei, daß ich ihm alles sagen kann, wie es für ihn und seine arme Mutter am besten ist, dachte Fräulein Schmidt, der die Knie zitterten. Hinter dem Büfett standen unausgepackte Bilder, und an Sesseln und Sofas hingen noch die Preiszettel. Die Möbel schienen alle von dem Packer so abgestellt zu sein, und die Fenster machte wahrscheinlich hier den ganzen Tag keiner auf, denn alles war blau von Rauch.

An der sonst kahlen Wand hing ein gerahmter Spruch.

„Und werdet die Wahrheit erkennen und die Wahrheit wird Euch frei machen.“

Es war ſein Konfirmationsſpruch. Er hatte ihn ſich aus den Trümmern ſeines Hauſes gerettet. Nebenan war die Ausſtellung. Sie klinkte leiſe die Tür auf. Vom hellen Sonnenſchein, der dieſen Raum erfüllte, geblendet, erblickte ſie den trunkenen Silen, die belgiſchen Pferde und die Nymphe. Du lieber Gott, weniger konnte man wirklich nicht anhaben, und dazu im Freien.

„Verkauft", ſtand darunter. Na ja.

Aber wer ſollte dieſen abgezehrten heiligen Hieronymus mit den abſtehenden Ohren, der an den unnatürlich roten Baum gebunden war, wohl kaufen?

Eine Tür klackte.

„Fräulein Schmidt! Wie kommen Sie denn hierher?" rief eine fröhliche, helle Stimme. Sie fühlte ſich umfaßt und herumgewirbelt, daß ihr faſt der Sonnenſchirm zerbrach.

„Ernſt! Sind Sie's wirklich?"

„Ja, ich bin's." Blond und groß mit blitzenden blauen Augen ſtand Herwegh vor ihr. Die Sonne leuchtete auf ſeinem Haar, und über ſeiner ganzen Erſcheinung lag etwas Strahlendes. Eine Veränderung war mit dem ganzen Menſchen vorgegangen. Das Scheue, Gedrückte war verſchwunden, er war wieder der Junge aus der Mainzer Straße mit der roten Primanermütze. Er ließ ſie gar nicht zu Worte kommen.

„So, jetzt ſetzen Sie ſich erſt mal," er drückte ſie aufs Sofa. „Wir trinken zuſammen Kaffee und Sie müſſen erzählen. Ich habe Sie ja ſolange nicht geſehen. Wie

freu' ich mich, wie freu' ich mich," ſang er und ſchwang eine Klingel. Ein kleiner Schreiber erſchien.

„Alſo, Paul, fliegen Sie mal raſch hinüber zum ‚Venusberg' und bringen Sie Kaffee, viel, ſchwarz und heiß, und dann Mohrenköpfe, Schillerlocken und Speckkuchen, einen ganzen Turm!"

Der Schreiber flog.

Er nahm der alten Dame den Hut vom Kopf, daß die Nadeln herausflogen.

„Sehen Sie, wenn ich früher jemand zu Gaſt haben wollte, es war eine Liebhaberei von mir, wie der Menſch ja meiſt aus ſchlechten Angewohnheiten beſteht, mußte ich erſt fragen, ob es der Gnädigen paßte und die Köchin guter Laune war. Und wenn er dann kam, dann paßte er nicht, weil er einen Bart hatte, oder man hatte ein Monokel erwartet und es kam eine Brille. Jetzt pfeif' ich meinem Schreiber und ſchon iſt das Gewünſchte da. Sehen Sie!"

Da ſtand ſchon das Tablett mit dem Kaffee, der kalten Sahne und einem Kuchenberg, von dem ein ganzes Whiſtkränzchen geſpeiſt werden konnte.

„Und nun erzählen Sie, Fräulein Schmidt, was macht die Mainzer Straße, was macht das Whiſtkränzchen, was machen die Sonntage und was macht Mama?"

Er legte ihr Kuchen vor und goß ihr den Kaffee ein, obwohl ſie immer wehrte. „Nicht ſo viel und nicht ſo voll, Herr Ernſt." Ach, da lief er ſchon in die Untertaſſe. Er freute ſich zu ſehr, der gute Junge.

„Die Mainzer Straße iſt jetzt eine Sackgaſſe geworden, ſeit wir den neuen Bahnhof haben, ich komme nicht mehr dort vorbei," ſagte Ernſt. „Ich bin jetzt viel unterwegs, nächſte Woche fahre ich nach Oſtende, habe dort eine Erbſchaftsauseinanderſetzung. Aber erſt will ich die Aufführung der ‚Walpurgisnacht' abwarten, die Müller-Güth ſingt mit. Früher konnt' ich Mendelsſohn nicht leiden, er war mir zu flach, zu ſüß! Man urteilt ja meiſt über Dinge, die man nur halb kennt. Wieviel Weisheit haben wir damals zuſammengeredet an den Sonntagnachmittagen, wiſſen Sie noch? Faſan mit Ananas und belgiſche Bergarbeiterlöhne, Puter mit Trüffeln und Anarchismus von Herrn Kollin, und beim Sekt: Es lebe der Kaiſer, hurra. Und dann ſangen wir: Zieh' nicht an den Rhein, mein Sohn... na, Proſt."

Sie ſtießen mit den Taſſen an. Dann ſah er plötzlich vor ſich hin und war ſtill.

Eine Taſchenuhr, die irgendwo herumlag, tickte fein und hell, und ebenſo raſch fühlte Fräulein Schmidt ihr Herz gehen.

„Ja, Ernſt," ſagte ſie, „es iſt vieles anders gekommen und wir ſind grau darüber geworden. Sie und ich. Bei mir iſt das kein Wunder, aber für Sie iſt es noch früh."

Er fuhr ſich mechaniſch durch das volle Haar, das ſich an den Schläfen entfärbt hatte.

„Zunächſt ſtecken Sie einmal die Uhr dort zu ſich; es iſt doch Ihre goldene Konfirmationsuhr vom General, und nachher iſt ſie weg. Man ſoll niemand in Ver-

ſuchung führen. Und dann wollen wir einmal miteinander reden wie zwei alte Bekannte."

Er ſchob die Taſſe weit fort, als ob er damit etwas von ſich ſchieben wollte. „Sie geſtatten mir doch eine Zigarre!"

„Gewiß," ſagte Fräulein Schmidt. „Warum nicht? Man kann es auch bei einer Zigarre beſprechen."

Sie ſah ihm zu, wie er das Zimmer nach Streichhölzern durchſtöberte, erſt auf dem Büfett, dann auf den Stühlen, zuletzt förderte er die Schachtel aus ſeinem Beinkleid. Als die Zigarre brannte, ergriff ſie ſeine Hand und ſagte ihm alles, was ſich während der letzten Jahre an Sorge und Kummer, an Mißtrauen, Angſt und Mutterliebe in ihrem einſamen alten Herzen aufgeſpeichert hatte.

*

Er hörte ihr nachdenklich zu und ſpielte mit der Zuckerzange. Als ſie von ſeiner Mutter ſprach, zuckte es um ſeinen Mund, und er ſchloß raſch die Augen, wie um Gefühlen die Tür zu verriegeln.

„Und wenn Sie das alles nicht mehr rührt, Ernſt, wenn Sie kein Gefühl dafür haben, was es heißt, in dieſem Haus zu leben, Ihrem hellen, ſauberen Haus von einſt gegenüber, und jeden Tag das Schild dort zu leſen, mit ‚ſeinem' Namen — —" Sie mußte Luft ſchöpfen. Dieſes Schild Ehrlichs erregte ſie zu ſehr, „ſo können Sie nicht wiſſen, was ſich alles hier vorbereitet."

„Wie soll ich das wissen," sagte Ernst, „ich bin ja kaum vier Wochen zurück."

„Lutz ist verheiratet und Liane hat sich verlobt."

„Liane hat sich verlobt? Sieh da."

„Sie haben keine Karten geschickt, denn er ist Amerikaner, die zeigen nur die Hochzeit an, und bei Liane ist es auch besser so. Sie hat ihn auf dem Schiff kennen gelernt, sein Vater hat Brauereien in Nordamerika; er gibt jedem Sohn bei seiner Mündigkeit eine Million mit, und er hat fünf Söhne." Ernst begann mit der Zange Figuren auf der Decke zu zeichnen. „Und was sie später erbt, ist sicher dreimal so viel." Nun, Liane konnte das gebrauchen und er war schon ganz in ihren Händen. Sie hatte gar nicht gedacht, daß Amerikaner so verliebt sein könnten. Und wie er die Mama verwöhnte. Diese Geschenke, die Ausstattung. Sie lag jetzt bei Meyers im Fenster. Sie blieben vorläufig hier und hatten sich eine Villa am Kurgarten gemietet, denn solange die Mutter lebte, ging Liane nicht nach drüben. Lutz war mit seiner jungen Frau jeden Sonntag hier, und es mußte ihm doch entsetzlich peinlich sein, wenn es geschehen sollte, daß er einem von der Familie auf der Straße begegnete.

„Es ist geschehen," sagte Ernst, in seine Figuren vertieft.

„Ach du lieber Herrgott. Wer war es denn?"

„Die gute Großmama. Sie kutschierte gerade ins Nachmittagskonzert und fragte mich, ob ich ‚glücklich alles hinter mir hätte'! Und da sagte ich mit gutem Gewissen ja."

„Es iſt eine alte Frau," verwies ihn Fräulein Schmidt. „Und ſo gut iſt ſie gar nicht, denn ſie hat Grete während ihrer Scheidungszeit keinen Heller gegeben, ſondern ihr immer Vorwürfe gemacht. Und früher wollte ſie es doch nicht haben mit Ihnen, weil ſie gegen Juriſten etwas hatte. Denken Sie aber, wenn es Ihr Bruder Lutz oder gar Liane geweſen wäre!"

Auch das war geſchehen. Und zwar geſtern. Auf der Kurhauspromenade gegen Abend. „Lutz mit einer Dame am Arm, ich dachte erſt, es ſei meine einſtige Gemahlin, aber es wird wohl ſeine junge Frau geweſen ſein — und Liane mit einem Kavalier. Sie gingen vor mir her, und ich hörte gerade Lutz ſagen: ‚Meinen Bruder haben wir aufgegeben.'"

„Und was taten Sie darauf?"

„Ich ſtieg in eine Droſchke, die gerade vorüberkam."

„Sehen Sie, Ernſt. Und ſo was kann ſich doch wiederholen. Es könnte doch auch mal Herbert ſein, er iſt jetzt auf Goldenbergs Bureau."

„Was macht er denn dort?"

„Er ſchreibt Adreſſen. Später will ihn Erler übernehmen."

„Der Glückliche," ſagte Ernſt, und ſcheuchte die ſurrenden Fliegen von der Zuckerdoſe.

„Denken Sie doch an Ihre arme Mama," fuhr ſie fort, da alles nicht die gewünſchte Erſchütterung bei Ernſt hervorzurufen ſchien. „Wenn ſie wüßte, daß Sie hier wohnten! Wenn Sie die einmal träfen in der

Stadt! Von so einem Schreck kann einen der Schlag rühren, Ernst."

Aber er hatte schon wieder die Augen geschlossen, und seine Hand lag leblos und leer in der ihren. So entschloß sie sich zu dem letzten Stoß. Sie senkte ihre Stimme, um ihm das Bitterste zu sagen. Grete hatte sich verlobt. Mit einem Oberingenieur der großen Maschinenfabrik da draußen am Rhein, Heureka oder so.

„Umka," verbesserte Ernst.

Ja, sie hatte sich rasch getröstet. Aber sie würde auch hier bleiben, in derselben Stadt ... Ernst war zum erstenmal zusammengezuckt, als Gretes Namen fiel.

„Gehen Sie fort von hier, Ernst," fuhr sie eindringlicher fort. „Sie leben sich überall ein und setzen sich überall durch. Das ist Herweghsche Art. Auch Lutz hat sich durchgesetzt und Liane, und der Lümmel wird es auch. Aber Sie haben turmhoch über allen gestanden. An Sie hab' ich geglaubt, als Sie noch nichts waren wie ein Gymnasiast, und damals, als sich alles gegen Sie erhob, alle —" Sie deckte die Zuckerdose zu. „Als es Ihnen am schlimmsten ging, da droben in dem Gefängnis, verzeihen Sie —"

„O bitte."

„Als alle Sie für schuldig hielten, hab' ich gesagt: Er ist ohne Schuld. Als sie Sie in die Anstalt brachten, bin ich zu Doktor Rickert gelaufen und habe ihm unter Tränen gedankt. Denn es ist besser, unser Geist ist krank, wie unser Charakter schlecht. Und dann bin ich zum Notar gegangen und habe mein

Teſtament gemacht. Gerad' wie ich's immer gewollt. Sehen Sie, Ernſt," fuhr ſie fort, „mein Bruder, der die Nähmaſchinenfabrik in der Pfalz hat, der braucht mein Geld nicht mehr, er hat nur einen Sohn, und ſonſt habe ich keine Verwandten. Wenigſtens keine, die ſich je um mich gekümmert haben, denn viele denken, um ſo ein altes Fräulein braucht man das nicht, nachher fällt einem ja doch alles in den Schoß. O nein, ich will mein Geld denen vermachen, die meine Freunde geweſen ſind. Und das ſind Sie. Ihre Mutter hat ſich um mich gekümmert, wie ich krank war, und in geſunden Tagen hat ſie mich eingeladen. Und nicht mal ein Zimmer hab' ich ihr tapezieren laſſen und keinen Ofen geſetzt..." Sie weinte. „Das tut mir jetzt leid, und ich möchte das alles gutmachen ... An Ihnen, Ernſt. Wenn Sie das Geld jetzt brauchen ſollten, es liegt ja da. Mit warmer Hand ſoll man ſchenken, nicht mit kalter, hat meine ſelige Mutter immer geſagt. Aber ich verlange ein Verſprechen von Ihnen, eher gehe ich nicht aus dem Zimmer: Gehen Sie fort von hier, Ernſt. Und zwar bald."

Fräulein Schmidt hatte einen Freudenausbruch erwartet. Aber Ernſt blieb ſtumm. Er hatte ihr während der letzten Worte die Hand entzogen und ſie in die Taſche geſteckt. Er ſchaukelte ſacht auf ſeinem Stuhle hin und her und ſchaute an ihr vorbei auf die blonde Nymphe, deren ſchlanker Rücken in der Sonne glänzte. Die Türe war offen geblieben, und es war, als hörten die Bilder dort alle zu.

„Ich danke Ihnen, Fräulein Schmid," sagte Ernst, „für Ihre Absicht, mich in Ihrem Testament zu bedenken, und für das Vertrauen, das Sie in mich setzen. Ich habe nie an Ihrer Güte gezweifelt. Aber ich muß Ihren Vorschlag, verzeihen Sie, ablehnen, weil ich mit allem, was früher war, abgeschlossen habe." Er machte eine entschiedene Bewegung mit der Hand, die er dann wieder in die Tasche schob. „Ich denke gar nicht daran, fortzugehen."

„Aber Herr Ernst!" rief das verzweifelte alte Fräulein, „wenn Ihnen Ihre eigene Familie gar nichts mehr bedeutet, so denken Sie doch an die Kollins? Besonders den alten Herrn! Sie wissen wohl nicht, was ihn die Sache gekostet hat?"

„Doch, fünfzigtausend Mark," sagte Ernst.

Fräulein Schmidt fand diese Bemerkung frivol, aber sie ging darüber hinweg. „Auch Grete hat viel durchgemacht. Nein, Herr Ernst, ich finde es nicht hübsch von Ihnen, daß Sie darüber lachen."

„Aber ich lache ja gar nicht, Fräulein Schmidt."

„Doch, Sie haben gelacht. Ich sehe, daß Sie alles noch viel zu leicht nehmen. Damals im Gefängnis haben Sie auch gefiedelt und gesungen. Das ist keine Lebensauffassung. Sie müssen die Kraft haben und sich aufraffen und hier fortgehen," setzte sie mit jener Entschiedenheit hinzu, die sie nur böswilligen Mietparteien gegenüber fand.

„Warum soll ich denn fortgehen, wenn es mir hier gefällt?" sagte Ernst. „Und warum finden Sie

das so unbegreiflich? Es hat mir immer hier gefallen."

„Daß es Ihnen früher hier gefiel, habe ich verstanden, denn es gibt kein zweites Rheinau; aber nach den Vorkommnissen darf es Ihnen jetzt nicht mehr hier gefallen. Verstehen Sie denn das nicht?"

Er antwortete nicht. Sein Blick bekam etwas Starres, Kaltes. So hatte er damals auf der Anklagebank gesessen, Herbert hatte es ihr vorgemacht.

„Fräulein Schmidt," sagte er nach einer Weile, „wir leben in zwei Welten. In der Ihren ist kein Platz mehr für mich. Mein blankes Anwaltsschild hat mir der Wärter droben in der Taunusstraße vor dem Eingang abgenommen und in meine Wohnung ist Kollege Ehrlich gezogen —"

„Nun, Sie hätten ja doch nicht mehr hineinziehen können," warf sie ein.

„Und meine Familie hat mich aufgegeben. Was ich ihr übrigens nicht verarge, denn ich hatte mich ja selbst aufgegeben. Damals, als ich vor den Mauern Rheinbabens stand, vor drei Wochen ungefähr, dachte ich zuerst an meinen besten Freund —"

Nun kommt er sicher wieder mit dem Kottenhan, dachte sie. Aber Ernst griff in seine Tasche und legte eine kleine Browningpistole auf den Tisch.

Die alte Dame wich entsetzt zurück. „Nehmen Sie das weg, Ernst, denn es kann losgehen."

„Es geht nicht von selbst los, Fräulein Schmidt, und in Ihrer Gegenwart mich zu erschießen, davon hält

mich noch so ein Rest von Ritterlichkeit ab.“ Er steckte die Pistole gelassen wieder in die Tasche. „Ja, die Welt sieht nämlich merkwürdig verändert aus für einen, der aus Rheinbaben kommt, da lief mir Goldenberg in die Arme — —“

„Der Halsabschneider?“

„Er bot mir diese Wohnung an. Sie stand gerade frei, und ich zog ein. Und die Packer hatten noch nicht mal die Möbel abgeladen, als der alte Bantelmann ankam, der von einem Briefboten gehört hatte, ich sei wieder zurück. Er bot sich mir zur Hilfe an, und nun haben wir uns assoziiert. Er für die Ordnung, ich fürs Geschäft, und noch ehe das Schild angemacht war, kamen die Klienten. Für das übrige sorgt Kottenhan, mit dem ich abends musiziere.“

„Ich denke, der ist verrückt?“ sagte Fräulein Schmidt.

„Ein großartiger Orgelspieler, wir üben jetzt alte Musik auf ganz merkwürdig klingenden Instrumenten. Haben Sie mal das große Konzert von Coreilli gehört, oder das in G-Moll von Vivaldi? Er spielt das Cembalo entzückend.“

„Seine Familie soll ihn aber ganz aufgegeben haben,“ beharrte sie.

„Man soll keinen Menschen aufgeben,“ sagte Ernst, „noch über andere zu Gericht sitzen. Wir sind alle schuldig.“ Er ergriff die kleine Hand in dem braunen Handschuh. „Sie besuchen Whistkränzchen, ich Herrn Kottenhan. Wenn Sie etwa hergekommen sein sollten, meine Seele zu retten, geben Sie sich keine Mühe.

Ich fühle mich ſo wohl, wie in meinem ganzen Leben noch nicht! Erinnern Sie ſich vielleicht noch an meine Hochzeit, am Abend, ehe wir fortfuhren und Liane deklamierte?"

„Jawohl, mit zwei Kerzen rechts und links auf einem ſchwarzverhangenen Pult. Die Ballade von dem Verbrecher."

Ernſt ſchien in weite Fernen zu ſchauen, ein Lächeln lag auf ſeinem Geſicht. „‚Mit Schritten wie befreit.' Das muß man durchgemacht haben, Fräulein Schmidt! Dieſe völlige Loslöſung von allem, was uns einengte. Ich hab' oft daran denken müſſen," fuhr er fort. „Wie ſagt der Apoſtel? ‚Bande der Trübſal warten meiner, aber ich achte der keines. Ich halte mein Leben auch nicht ſelbſt teuer, auf daß ich vollende meinen Lauf mit Freuden.'"

„Seit wann leſen Sie denn die Bibel, Herr Ernſt?"

„Ja, Fräulein Schmidt, der eine lieſt Leihbibliotheksromane, der andere die Heilige Schrift. Das beweiſt aber nichts, denn es gibt brave Leute, die die Bibel nicht kennen, und man kann die Heilige Schrift auswendig kennen und doch ein ganz miſerabler Kerl ſein."

„Sehr richtig. Da gehen Sie wohl auch wieder in die Kirche?"

„Nein," ſagte Ernſt, „dort ſind mir zuviel Backſteine. Ich muß dann an Eppenhauſen denken, und das bekommt mir nicht gut." Er reckte die Arme. „Ich bin ja ſo reich, Fräulein Schmidt, ſo froh und ſo glücklich.

Begreifen Sie das denn immer noch nicht? Ich brauche niemand mehr Moral zu predigen, keinen Schmuck mehr aufzubewahren und keinen Witwen mehr Geld nach Italien zu ſchicken, hab' meine Gläubiger bezahlt und hab' keine Kopfſchmerzen mehr!

Ich bin frei!

Es kommt nicht darauf an, daß uns andere freiſprechen, ſondern daß man das ſelber kann, und das hab' ich getan. Ich mache aber auch niemand einen Vorwurf, denn an ſeinem Schickſal iſt jeder ſelbſt ſchuld. Ich habe nicht immer mit meinem Hauswirt Flöte geſpielt, ſondern bin auch mal auf Redouten gegangen, und gewiß nicht, um Grete Kollin kennen zu lernen. Aber ich lernte ſie dort kennen, ſie war hübſch und gefiel mir, und als ſie dann noch geſtand, ſie ſpiele Klavier —"

„Ja, ſie hat immer die Unwahrheit geſagt."

„Aber nein, ſie nahm es nur nicht ſo genau, und nur ich war ſo töricht, alles zu glauben."

„Wenn Sie denn bei anderen alles entſchuldigen, Herr Ernſt, und ſich ſelbſt alles aufbürden, dann waren Sie wohl auch an dem Diebſtahl damals ſchuld. Sie wiſſen doch, die zweitauſend Mark?"

Und ſiehe, er ſchloß wieder die Augen.

Das mußte ſo eine Angewohnheit ſein, wenn ihm etwas peinlich war.

„Indirekt war ich auch daran ſchuld," ſagte er. „Ich hätte das Geld an mich nehmen müſſen, denn ich hatte die Verantwortung dafür. Aber laſſen wir die alten

Geſchichten. Die Polizei, deren Sache es war, hat verſagt. Der Bürger ruft immer gleich nach der Polizei, und faßt ſie zu, dann tadelt er, und tut ſie es nicht, ſo tadelt er erſt recht. Man ſollte nicht ſoviel anderen zuſchieben, ſondern erſt mit ſich im reinen ſein. Und wer iſt das von uns? — Ich bin nicht auf das Schiff gegangen, das nach Auſtralien fuhr," fuhr er fort, „und in der Anſtalt wollten ſie mich nicht mehr länger behalten, ich bin alſo wiedergekommen. Wenn auch nicht als Hans Heiling: ‚Wenn mein Kranz verblüht, wenn mein Herz gebrochen, dann hatt' ich Wiederkehr verſprochen, ich komme, Mutter, alles iſt erfüllt.' Wabner ſang das ſo wunderbar, wiſſen Sie noch? Ich hab' hier meinen Laden wieder aufgemacht, das Geſchäft blüht, auch ohne Schild, und jetzt kann ich mich endlich der Muſik widmen. Es war ein Trauerſpiel, Fräulein Schmidt, denn die Hauptſache iſt doch, daß man ‚Spaß' hat, jeder auf ſeine Art, nicht wahr? Ich hab' nicht viel ‚Spaß' gehabt bis jetzt. Aber das ſoll anders werden. Stolzenberg gibt bald etwas von mir heraus: ‚Tanz der Erinnyen.' Lieder werden folgen. Ich bin ſogar dem Händel-Verein beigetreten."

„Dem hieſigen Geſangverein!"

„Wir ſingen die ‚Walpurgisnacht'. Chor der Druiden und Heiden, Ballade von Goethe, der Kampf um den Glauben."

„Aber bedenken Sie doch ums Himmels willen, Herr Ernſt," ſagte das verſtörte Fräulein, das jetzt wieder

zu ſich kam. „Wenn Sie dort einer Ihrer Bekannten ſähe, im Chor auf dem Podium, und der Tenor ſteht ganz vorn!“

Aber Ernſt hörte nicht mehr, er eilte an das offene Klavier und begann das ſtürmiſche Vorſpiel: „Unwetter, Regen und Sturm.“ Das allegro assai ſetzte ſo wuchtig ein, daß die Roſetten der Klavierlampen klirrten und die Prismen des Kronleuchters aneinanderſchlugen. „Es lacht der Mai,“ erhob er ſeinen warmen, ſchwingenden Tenor. Er warf den Kopf zurück und ſang die leere Wand an.

„Der Wald iſt frei, doch eilen wir nach oben,
Begehn den alten heil'gen Brauch,
Allvater dort zu loben.
Die Flamme lodre durch den Rauch, hinauf, hinauf.“

„Iſt das nicht herrlich, Fräulein Schmidt?“
Er ſpielte und ſang:

„Ach, die harten Überwinder — —
Und wir alle
Nahen uns gewiſſem Falle.“

Er ging zu dem Baritonſolo des alten Prieſters über. „Wer Opfer heut zu bringen ſcheut, verdient erſt ſeine Bande,“ ſang er mit leuchtenden Augen. „Der Wald iſt frei, das Holz herbei, und ſchichtet es zum Brande!“ Die Läufe rollten und rauſchten. „Dann aber laßt mit friſchem Mut uns unſre Pflicht erfüllen.“ —

„Und was das Klavier hergibt!“ Ernſts Lackſchuhe

bearbeiteten das Pedal. „Und da sagte gestern dieses Gesicht, es sei in der Mittellage nicht mehr gut!“

„Diese dumpfen Pfaffenchristen, laßt sie keck uns überlisten. Mit dem Teufel, den sie fabeln, wollen wir sie selbst erschrecken.“

„Übermorgen ist die Aufführung,“ rief er über die Schulter, „in die Hauptprobe müssen Sie unbedingt, ich schicke Ihnen Karten.“

„Kommt mit Glut und Klapperstöcken.“ „Der Text läßt manchmal zu wünschen übrig. Nun tritt die alte Frau aus dem Volk dazwischen. ‚Könnt Ihr so verwegen handeln?‘“

Ach Gott, da saß er und spielte von Hexen und Druiden und sie saß dabei, als ob sie hergekommen sei, die „Walpurgisnacht“ zu hören. Sie hatte die Hände gefaltet und lauschte dieser Stimme, die einen Umfang bekommen hatte, eine Wärme, einen Schmelz, daß ihr altes Frauenherz wieder ganz jung wurde. Ihre Jugend war in ihr erwacht, die erste Liebe, jener blonde Mann, der sie geküßt.

„Noch ist es Tag, sobald man mag ein reines Herz dir bringen, Du kannst zwar heut und manche Zeit dem Feinde viel erlauben — —“

„Hören Sie, wie sich das Böse dagegen wehrt, wie die Hölle brodelnd hinaufzieht, wie siegreich sich der Chor durchringt. Die Heiden siegen, Fräulein Schmidt!“

Aber sie sagte kein Wort mehr, sie saß wie verzaubert mit gefalteten Händen, und die Tränen rannen still über ihr Gesicht.

„Die Flamme reinigt sich von Rauch,
So reinig' unseren Glauben,
Und raubt man uns den alten Brauch,
Dein Licht, wer kann es rauben —!"

*

Als die alte Dame sich wieder unter freiem Himmel befand, sah sie nichts von den Bahnen, die sich auf dem Fahrdamm kreuzten, noch achtete sie der Schaffner, die ihr zuwinkten, zurückzubleiben. Wie eine Nachtwandlerin tastete sie sich geradeaus.

„Dein Licht, wer will es rauben", klang es in ihr. Und mit einem stillen Lächeln auf dem alten verwelkten Gesicht ging sie mit ganz leichten kleinen Schrittchen, ohne die Menschen zu sehen, geradeaus.

*

Die Wagen rollten auf das erleuchtete Kurhaus zu, das sich mit seinen schlanken Säulen weiß und schimmernd wie ein griechischer Tempel hinter den duftigen Parkanlagen erhob, von zwei Säulenreihen der Kolonnaden flankiert.

In den Badehäusern standen alle Fenster auf, das Licht überstrahlte den Kochbrunnenplatz, der von Menschen belebt war. Im Bowlinggreen plätscherte der Strahl der großen Fontäne, die rauschend aufstieg, um mit sanftem Gerinnsel in das breite Bassin zu fallen. Das Wasser glänzte im Mondschein wie Metall und alle Dächer und Straßen schienen von einem silbernen Schimmer übergossen.

Die duftige Ruhe eines Spätſommerabends lag über der Stadt, und die Menſchen ſtrömten der breiten lichtüberſchienenen Freitreppe des Kurhauſes zu, deſſen Giebel die alten Parkbäume überragten.

Die Straßenbahnen brachten immer noch von der Taunusſtraße her, dem Kochbrunnenviertel und den Bahnhöfen neue Menſchen herbei, und während die leeren Droſchken und Wagen auf der rechten Kolonnadenſeite wieder der Stadt zueilten, füllten ſich Veſtibül und Garderoben. Alle möglichen Sprachen ſchwirrten durcheinander, am meiſten hörte man Engliſch. Aus dem Konzertſaal erklang das Stimmen der Inſtrumente, vibrierend, nervös, ein unharmoniſches Geſumm.

Auf allen Geſichtern lag Erwartung. Es war das erſte große Herbſtkonzert des Händel-Vereins.

Fräulein Schmidt ſtand auf der breiten Freitreppe neben dem Eingang und wartete auf Familie Herwegh. Es waren nur noch ein paar Minuten bis zum Beginn des Konzerts. Schon fuhr der Wagen der Müller-Güth vor, und die Sängerin, einen weißen Spitzenmantel über ihr gelbes Schleppkleid geworfen, einen wogenden Paradiesreiher im Haar, ſtieg, gefolgt von zwei Herren im Frack, die Treppe hinauf. Ihre Schleppe wallte majeſtätiſch hinter ihr her und die betreßten Diener öffneten ihr die gläſernen Türen weit. Es war noch ſommerlich warm, daß es faſt ſchade war, den Abend in einem Saal zu verbringen. Ein Duft nach Roſen lag in der Luft, an dem blauen Nachthimmel glänzten die Sterne.

Endlich kam das Erlersche Gespann am Bowlinggreen herauf, sie erkannte die Orlofjucker mit dem blitzenden Geschirr und die sandfarbenen Livreen der Bedienten, ein zweites Coupé folgte diesem auf dem Fuße, auf dessen Bock neben dem feisten Erlerschen Kutscher ein schwarzer Groom in feuerrotem Rock thronte; beide Wagen durchquerten die Menge, die vor ihnen auseinanderstob, und fuhren auf die breite Freitreppe zu.

Aus dem ersten Wagen schälte sich Frau von Herwegh heraus und der alte Erler. Lutz, in der enganliegenden Galauniform, die auf seinem schlanken Körper saß wie eine Haut, schön und geschmeidig, half seiner jungen Frau aussteigen, die in ihrer pastellfarbenen Toilette, einen wehenden Reiher in dem kunstlos frisierten dunklen Haar, fein, blaß und fremd aussah, wie eine sehr kostbare seltene Porzellanfigur.

Sie kamen die Treppe herauf.

Frau von Herwegh trug frische Blumen am Ausschnitt, in schwarzer Seide am Arm Erlers sah sie blühend und wie verjüngt aus. Ihre Haltung war wieder stolz und selbstbewußt. Erler sah in der Nähe nicht mehr gerade wie ein Jüngling aus, aber mit seinem gestutzten weißen Bart, dem blitzenden Einglas, hellem Überzieher und Gamaschen glich er einem Minister des alten Regime.

Liane folgte am Arm ihres Amerikaners in ihrem skunkbesetzten schwarzseidenen Mantel, das goldene Gelock hoch zusammengebunden mit einem türkis-

farbenen Samtband, als einzigen Schmuck eine blitzende Diamantagraffe an der Bruſt.

„Tag, Liane. Tag, Herr ...“ Fräulein Schmidt wußte nie, wie der Amerikaner hieß. „Prieſtly? Ach ſo. Entſchuldigen Sie, man iſt ſo konfus, die vielen Menſchen ...“

Und nun tauchte endlich auch der Lümmel auf, im Smoking und Lackſchuhen, ein großes weißes Chryſanthemum im Knopfloch.

„Jeder Zoll ein Selfmademan, is n' it, Miß Smit?“

„Ach ja, gib endlich die Karten her, Lümmel.“

„Nicht ſo nervös, alte Dame,“ ſagte Herbert, in ſeine Rocktaſche greifend, „there is plenty of time.“

Zwei alte Engländerinnen, vertrocknete kleine Mumien in karierten Reiſemänteln, ſchauten der fröhlichen Begrüßung zu. „Well, I never tought, that Germans were so handsome,“ ſagte die eine und ſchaute mit ſchwärmeriſchem Lächeln dem ſchönen Lutz nach, der, gefolgt von vielen Frauenaugen, mit ſeiner jungen Frau eben das Veſtibül betrat.

„Guten Abend, Fräulein Schmidt,“ ſagte plötzlich eine bekannte Stimme neben ihr, und ſie ſah Grete am Arm eines jungen eleganten Herrn vor ſich ſtehen. Sie zuckte zuſammen, denn ſie hatte Grete bisher geſchnitten, ſie hatten kein Wort mehr miteinander geſprochen „ſeitdem“, aber Grete ſchien davon nichts zu wiſſen, ſie ſtrahlte und ſah gut aus in ihrem leuchtend grünen Florkleid. Der Verlobte war zwar ſchon etwas

feist, und eine Glatze hatte er auch schon, aber das war ja jetzt Mode.

Sie mußten sich beeilen.

Mit einem langen Blick sah das alte Fräulein ihnen nach. „Ja, Ihr . . .“

„Na los,“ mahnte der ungeduldige Herbert. „Auf wen warten Sie denn noch?“

Aber sie blieb stehen. Ihr war, als fehle einer, der sonst mit dabeigewesen.

Sie durchsuchte die blaue duftige Dämmerung mit ihren scharfen Augen, immer kamen noch ein paar Nachzügler auf das Kurhaus zu.

Da hielt die Straßenbahn wieder am Bowlinggreen, und gleich darauf flutete eine neue Menschenwelle über den Kurhausplatz.

Und dann sah sie das Unbegreifliche.

Allen diesen Menschen voran kam Ernst von Herwegh über den Platz.

Seinen flatternden Mantel über den Schultern, den hellen Hut auf das Haar gedrückt, die Partitur unterm Arm, den Kopf zurückgeworfen, schritt er, ohne auf jemand zu achten, dem festlich erleuchteten Konzerthause zu, auf dessen Giebel zwischen Flöten, Zimbeln und Tamburins die goldenen Lorbeerkränze schimmerten. — — —

Bücher von Liesbet Dill

Bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart sind ferner die auf den nachfolgenden Seiten verzeichneten Werke erschienen:

Oberleutnant Grote. Roman.

5. u. 6. Auflage. Gebunden M 22.—

„Was an dem Romane vor allem verblüfft, ist die ungekünstelt-schlichte Art der Schilderung, die gerade darum packt und zwingt und derart mit sich fortreißt, daß das Werk einen von der ersten bis zur letzten Seite nicht läßt." (Rheinisch-Westf. Zeitung, Essen.)

Eine von zu vielen. Roman.

7. Auflage. Gebunden M 23.—

„Mit einer realistischen Kunst gibt uns die Verfasserin hier Naturwahrheit des Lebens, mit einer Kleinkunst von intimsten Reizen. Dieser Roman Liesbet Dills ist ein Buch, von dem viele lernen können, viele lernen sollten. Wegen dieses Wertes allein verdiente es eine zahlreiche Gemeinde, ganz abgesehen von den starken dichterischen Qualitäten des tiefinnerlichen Buches."

(Rud. Herzog in den Berliner Neuesten Nachrichten.)

Unverbrannte Briefe. Roman.

9.—11. Auflage. Gebunden M 23.—

„Die ‚Unverbrannten Briefe', die vor uns liegen, an die müssen wir glauben bis zur tiefsten Seelenerschütterung, sie faszinieren uns, sie lassen uns nicht mehr frei, und wir möchten mit gewaltsamer Hand den Schleier zerreißen, der zwischen den Briefen und der unbekannten Schreiberin liegt. Eine bewundernswerte Schönheit des Stils, Naturschilderungen und Zeichnungen feiner Milieus, mit echtem Künstlerauge gesehen, der Schrei der Leidenschaft, Stolz, Bitterkeit, Ironie und Größe der Entsagung: alles malt das Bild einer ungewöhnlichen Frauenerscheinung, die dem Mann, der sie liebte und verriet, zur Tragik wurde." (Illustrierte Frauen-Zeitung, Berlin.)

Die Freiheit. Roman.

6. u. 7. Auflage. Gebunden M 23.—

„Der Roman ist ein Kunstwerk. Ohne Phrasen und ohne Kommentar malt uns Liesbet Dill die Seele einer jungen Frau, die nichts anderes kennt als die Wahrheit. Das gerade Denken dieser Frau gegenüber der Unwahrheit der Umgebung verleiht dem Buch ein künstlerisches Gepräge, dessen Wert unverkennbar ist. Daß dieser freudige, lebendige Roman unser Mitgefühl im höchsten Grade erweckt, liegt an der künstlerischen Gestaltungskraft, mit der er erzählt ist." (Martin Feuchtwanger in der Saale-Zeitung, Halle.)

Bücher von Liesbet Dill

Virago. Roman aus dem Saargebiet.

4. Auflage. Gebunden M 23.—

„Dieses Buch gehört zu jenen, die zu schreiben einem Künstler ein Herzensbedürfnis ist. Das merkt man solchen Werken aber auch an: Sie sind aus einem Guß, ohne Überflüssigkeiten, ohne Geziertheit und Zwang. Mit unvergleichlichem Verständnis und liebevoller Sorgfalt zeichnete Liesbet Dill den komplizierten Charakter und stellte ihn in ein Milieu, dessen Schilderung der Zolaschen Darstellungskraft wenig nachgibt. Ich stehe nicht an, den Roman zu den besten zu zählen und nicht bloß zu den besten, die in diesem Jahre erschienen." (Heimgarten, Graz)

Der Tag in Nancy. Erzählungen.

3. u. 4. Auflage. Gebunden M 23.—

„Liesbet Dill schildert mit großer Klarheit und Anschaulichkeit die Verhältnisse einer kleinen Garnison, die sich nur eben so an der Grenze des Reiches entwickeln können und etwas ausgesprochen Elsaß-Lothringisches, Bodenständiges haben. Man sieht sie vor sich, die kleine Stadt, in der nur das Militär deutsch spricht, obschon das Land seit mehr als vierzig Jahren unter deutscher Herrschaft steht. ... Ein tiefes Verständnis hat Liesbet Dill für ihre Mitschwestern, und ihr Buch ist ein Frauenbuch im besten Sinn des Wortes. Nicht nur unterhaltend, sondern zum Nachdenken anregend." (Straßburger Post.)

Franziska. Roman.

7.—9. Auflage. Gebunden M 23.—

„Mit allen sinnlichen Reizen ihres impressionistischen Stils schildert Liesbet Dill das Theaterleben, die Welt der prunkenden Toiletten und geschminkten Gesichter, der Intrigen und des frivolen Spiels mit dem Leben, aber auch jener erhabenen Momente, in denen aus dunkler Tiefe echtes Lebensgold aufblitzt und Tausende bezaubert. Ganze Opern werden uns vorgeführt, die Proben mit ihrer nervösen Unruhe und ihren komischen Intermezzos, die Premièren mit ihrem prunkenden Glanz. Und im Spiel auf der Bühne spinnt sich die Handlung des Romans fort, das geheime Spiel der Augen, flammende Blicke, die sich hingebend ineinander versenken ... Ein erschütterndes Buch voll tiefen Wissens vom Leben und seiner großen Gegensätze ..." (Dr. Heinrich Goebel, Hildesheim.)

Neue Romane und Erzählungen deutscher Schriftstellerinnen

Erna Grautoff

Ute Curetis. Roman einer Entfaltung.

In Halbleinen gebunden M 30.—

„Dieser Roman bringt eine Reihe charakteristischer, mit zarter Hand und viel warmem menschlichen Verstehen gezeichneter typischer Bilder deutscher Mädchen und Frauengestalten. Voll von feinen, klugen Bemerkungen und poetisch gesehenen Zügen, ist der Roman begeisterndes Beispiel und Warnung der Verzettelung zugleich und wird Gedrückten neuen Glanz der Seele, Mutlosen Hoffnung, Irrenden Ziel, Resignierenden den Mut zum Bescheiden spenden!"

(Deutsche Allgemeine Zeitung, Berlin.)

„Das Buch ist menschlich und künstlerisch wertvoll. Es wird in ihm ein Leben geschildert, das sich wachsend an Widerständen — zum Kunstwerk entfaltete." (Deutscher Reichsanzeiger, Berlin.)

Annemarie von Nathusius

Das törichte Herz der Julie von Voß. Eine Hofgeschichte aus der Zopfzeit.

14.—16. Tausend. Gebunden M 23.—

„Annemarie v. Nathusius hat mit großer Hingabe und Liebe ihre Romangestalt behandelt und sie uns so menschlich verständlich gemacht. Man wird mit innerer Anteilnahme den Begegnungen folgen und das widrige Schicksal der Julie von Voß bedauern, das sie um die besten Hoffnungen eines Schönheit verheißenden Lebens betrog. Als kulturhistorischer Roman enthält das Werk fesselnde Schilderungen, die offenbar auf genauen Studien beruhen." (Post, Berlin.)

Es leuchtet meine Liebe. Zwei Erzählungen.

Gebunden M 21.—

„Diese Erzählungen geben uns einen ungetrübten Genuß. Sie sind mit dichterischem Schwung geschrieben, stilistisch kristallklar, von großer Leuchtkraft und voll atemraubenden Erlebens."

(Hamburger Nachrichten.)

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Literarisch wertvolle Frauenbücher

Hermine Villinger

Die Rebächle. Roman.

20.—22. Auflage. Gebunden M 21.—

„Wenn ich offen herausſagen ſollte, welchem Buch unter allen, die dieſe Zeit mir ins Haus trug, ich den Preis gebe, ſo wäre es dieſer Roman ... Es iſt ein Buch, an dem ſich ein Kranker geſund und ein trübſinniger froh leſen kann, ganz und gar weiblich, von ſeeliſcher Feinheit und doch ohne pſychologiſche Spitzfindigkeit, hell und heiter, aber nicht ohne Ernſt, kurz und gut eine Erquickung, der ſich kaum ein Empfänglicher wird entziehen können."

(Dr. Heinrich Spiero in den „Grenzboten", Berlin.)

Maria Waſer

Die Geſchichte der Anna Waſer. Roman aus der Wende des 17. Jahrhunderts.

14.—16. Auflage. Gebunden M 24.—

„Dieſer Roman iſt ein Kunſtwerk, und zwar ein ganz großes. Es gehört zu dem Allerbeſten, was ſeit langer Zeit dem deutſchen Leſer geboten worden iſt. Es iſt ſchier wunderbar, wie eine unvergleichlich ſchöne Schilderung, getragen von einer vieledlen Sprache, uns hier in ihren Bann zieht. Unſer Herz wird ſtill, ruhevoll und feierlich, wie Anna Waſer von uns geht." (Hamburger Nachrichten.)

Von der Liebe und vom Tod. Novellen aus drei Jahrhunderten.

7.—9. Tauſend. Gebunden M 22.—

„Eine Sprache, als blicke man durch dorniges Roſengerank nach dem in Glanz und Pracht ſtehenden Hochgebirge ... Mit welcher Luſt mag die Bernerin Maria Waſer die erſte Geſchichte dieſes Bandes geſchrieben haben, dieſen leuchtenden Triumphgeſang auf die ſchöne, brückenreiche alte Stadt Bern! Das goldene Netz ihrer Gedanken fängt Kunſt und Wiſſenſchaft einer ganzen Zeit ein und verſammelt Namen und Geſtalten von Fürſten, Ratsherren und Künſtlern im Brennpunkt ihrer Geſchichte und überſchüttet das Ganze mit der Farbenpracht des Landſchaftsbildes, mit dem Weihgeſang frommer Schweſtern, mit den Tönen der Glockenſpiele ragender Münſter, mit der verſtrömten Glut der untergehenden Sonne." (Neue Zürcher Zeitung.)

Deutſche Verlags-Anſtalt in Stuttgart

U.C. BERKELEY LIBRARIES

C003256971

YC157926